This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600068807Z

Vergleichende Culturbilder.

Vergleichende Culturbilder

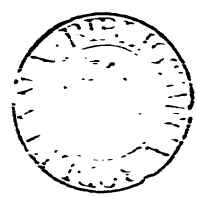
aus der

Vier Europäischen Millionenstädten

(Berlin — Wien — Paris — London).

von

Julius Faucher.



Hannover.
Carl Rümpler.
1877.

246. f. 240.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Vergleichende Culturbilder, wie ich sie hier dem deutschen Publikum zu liefern versuche, bilden einen Hauptgegenstand seiner alltäglichen Unterhaltungen, ohne daß hierauf in der Literatur genügend Rücksicht genommen wäre. Daher glaube ich, einem vorhandenen Bedürfniß mit diesem Versuche zu dienen. Ich will von vorne herein gestehen, daß meine Vaterstadt Berlin bei demselben schlecht gefahren ist. Hieran ist das wirkliche Culturverhältniß in den vier Europäischen Millionenstädten Schuld, aber auch meine Liebe zur Vaterstadt, die mich veranlaßt, sie in allem zu tadeln, worin sie zu tadeln ist, damit vielleicht der Wunsch rege werde, daß es in der gegenwärtigen Deutschen Reichs-Hauptstadt anders werden müsse. Die allzugroße Selbstberäucherung, welche unter uns einzunisten droht, und welche einst auch in Paris, zu dessen schließlichem Verderben, geherrscht hat, ist mir nun einmal zuwider, und ich halte sie für gefährlich. Denn sie führt zur Unthätigkeit oder doch zur Scheinthätigkeit. Der Culturfortschritt aber muß, in allen Richtungen, unablässig stattfinden; sonst kommt es leicht zu krankhaften Auswüchsen und geht schließlich rückwärts.

Herangezogen habe ich hier nur die äußere Cultur, und zwar nur diejenigen Blüthen derselben, welche den Großstädten

eigenthümlich sind und sie eben zu Großstädten machen. Die Volksbildung habe ich ganz bei Seite liegen lassen, erstens weil man hier auf subjective Urtheile beschränkt ist, und zweitens, weil ihre höchsten Beispiele, wie schon Goethe in Wilhelm Meister's Wanderjahren entwickelt hat, keineswegs in Großstädten, und am allerwenigsten in Millionenstädten zu suchen sind. Die Verbreitung der Schulbildung kann als objectiver Maßstab nicht dienen, denn Schulbildung und Volksbildung sind durchaus nicht dasselbe.

Berlin habe ich jetzt zu den Millionenstädten rechnen zu müssen geglaubt, weil bei der letzten Deutschen Volkszählung sich in Berlin zwar nur 968,000 Civileinwohner fanden, aber allein in Charlottenburg namhaft mehr als 30,000, so daß die Million schon hierdurch voll gemacht wird. Auch Wien hat die Million nur überstiegen, weil man sämmtliche Vorstädte außerhalb seiner Linien, bis Florisdorf, jenseit der großen Donau, bis Nußdorf und bis Schönbrunn hinzugefügt hat, ist mit diesen aber freilich immer noch bevölkerter, als Berlin mit Charlottenburg und denjenigen anderen Vororten, welche in ähnlichem Verhältniß zu ihm stehen.

Uebrigens giebt es jetzt eigentlich nicht vier, sondern fünf Millionenstädte in Europa: Constantinopel mit seinen Vorstädten hat nicht eine halbe Million Einwohner, wie der Gothaische Almanach aus verdächtiger (Serbischer) Quelle angiebt, sondern nahezu anderthalb Millionen Einwohner. Ich kenne auch Constantinopel persönlich, habe es aber als ungeeignet für diese vergleichenden Culturbilder angesehen, weil es mehr zur Asiatischen, als zur Europäischen Cultur gehört. Aus demselben Grunde, und nicht etwa blos weil sie in der Bevölkerung namhaft zurückstehen, habe ich auch auf Peters-

burg und Moskau keine Rücksicht genommen, welche Städte ich ebenfalls persönlich aus mehrmonatlichem Aufenthalte kenne. Neu-York aber habe ich seitwärts liegen lassen müssen, weil ich eben noch nicht da war.

Wien kenne ich aus viermaligen längeren Besuchen, schon seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts; Paris ebenfalls aus viermaligen Besuchen seit 1850 und ich habe es auch, als Mitglied der Weltausstellungs-Jury von 1867 für Wohnungen, in dieser Beziehung ein ganzes Halbjahr hindurch studirt. In London aber habe ich zehn Jahre gewohnt, von 1851 bis 1861, als Redacteur einer Englischen Tageszeitung und habe es seitdem fünfmal in längeren Zwischenräumen besucht, bis zuletzt im Jahre 1875.

Diese Culturbilder nun fassen meine Eindrücke, aus so verschiedenen Zeiten und stets bei längerem Aufenthalte gesammelt, zusammen. Sie sind ursprünglich meist für Zeitungen — speciell die Magdeburgische Zeitung — und Zeitschriften verfaßt, unter diesen die von mir herausgegebene Vierteljahrsschrift. Dabei kommen natürlich abgerissene Stücke heraus. Ich habe sie nach Möglichkeit zu ordnen und zu vervollständigen gesucht.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Berlins öffentliches Fuhrwerk	1
II.	Berliner Theaterleben	12
III.	Berliner Restaurants	24
IV.	Berlins Kaffeehäuser, Conditoreien, Bier- und Weinhäuser	32
V.	Berliner Privatwohnungen und Gesellschaften	45
VI.	Berlins Tramways, Omnibus und Eisenbahnen	57
VII.	Von Berlin nach Wien	66
VIII.	In der Altstadt Wien. Die Mode und die Verkaufsgewölbe	90
IX.	Die Kaffeehäuser Wiens	98
X.	Die Ringstraße in Wien	107
XI.	Der Wiener Stadtpark. Die Säle der Gartenbau-Gesellschaft. Die Wiener Markthallen. Palast des Erzherzogs Wilhelm und Dumba's Haus	117
XII.	Das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Das orientalische Museum. Die Wiener Börse	128
XIII.	Die Tramways in Wien. Das Prachtviertel im Bau. Der Wurstlprater. Der Donau-Durchstich. Das Handelsviertel im Bau	142
XIV.	Wiener Concerte und Theater	152
XV.	Der Prater. Schönbrunn. Laxenburg. Der Wienerwald. Die Hochquellleitung. Der Kahlenberg	165
XVI.	Von Wien nach Paris	174
XVII.	In Paris. Jugendvorstellung. Erster Besuch 1851. Unerwarteter Eindruck. Ostbahnhof. Die Bahnhöfe von Paris. Vorzug tiefen Eindringens der Bahnen in die Großstädte. Gegenwärtiger französischer Baustil. Der Platz der großen Oper am Boulevard des Capucines. Das Grand Hotel. Hotels in Paris. Auf der Geburtsstätte der Mode	184
XVIII.	Die großen Boulevards. Vor den Kaffeehäusern. Die Bäume, die Vespasiennes und die Zeitungs-Kiosk's. Un Boc. Entstehung der Ausdrücke und Formen der Mode. Die erste Angströhre. Peplon und Tunique. Die Dresdener Bekleidungsakademie und die Promenade Longchamps. Eigensinniger Widerstand der Mode gegen Absichtlichkeit. Der Anfang des Endes der Pariser Mode-Alleinherrschaft	193

		Seite
XIX.	Das Gebäude der großen Oper	203
XX.	Pariser Theaterleben	211
XXI.	Die Unwahrheit der Französischen Ehebruchs-Komödien und Demimonde-Tragödien	220
XXII.	Uebersicht der Pariser Theater	228
XXIII.	Pariser Restaurants	238
XXIV.	Im Louvre	249
XXV.	Der Salon im Industrie-Palaste	258
XXVI.	Die Gemäldesammlungen im Palast Luxembourg für die Kunst der Gegenwart und Zukunft und im Versailler Palast für die Nationalgeschichte	268
XXVII.	Das Museum von Cluny und die Pariser Kunsttischlerei und Bronce-Industrie. Die Sammlung des Conservatoriums der Kunst und Gewerbe. Der Pflanzengarten	277
XXVIII.	Die Markthallen in Paris. Der Korn-, der Vieh- und der Weinmarkt. Der Straßenverkauf	287
XXIX.	Die Katakomben und Kloaken in Paris. Fahrt mit Damen auf denselben. Ein Hoch auf den Kaiser. In der schwarzen Gondel. An das Tageslicht. Von Stufe zu Stufe. Die Wasserleitungen. Fahrt auf der Gürtelbahn. Abschied von Paris. Der Acclimatisationsgarten	297
XXX.	Von Paris nach London über Rouen, Havre und Southampton. Die Gothik und die Glasmalerei von Rouen. Havre als Hafen. Ventnor auf der Insel Wight. Die Rhede von Spithead. Englische Landschaft. In Southampton. Continental und Insular	309
XXXI.	Das Londoner Platzfuhrwerk	321
XXXII.	Tramways und Stadt-Eisenbahnen in London	330
XXXIII.	Londoner Privathäuser	339
XXXIV.	Die Aftervermiethung in London	358
XXXV.	Das Londoner hohe Westend. Der Vorstadtkranz. Square's, Commons und Parks	389
XXXVI.	Das Britische Museum	399
XXXVII.	Sonstige Sammlungen und öffentliche Unterhaltungs- und Bildungsanstalten in London	407
XXXVIII.	Londoner Gasthöfe, Wirthshäuser, Speisehäuser, Kaffeehäuser und Clubs	413
XXXIX.	Theater, Concerte und andere Abendunterhaltungen in London	421

I.

Berlins öffentliches Fuhrwerk.

Berlin hat zwar nach der neuesten Volkszählung noch nicht ganz eine Million Einwohner; aber es fehlt ihm an dieser Zahl nur so wenig — und dieses Minus wird es sicherlich in nicht allzu langer Zeit ergänzen —, daß man unserer Reichshauptstadt nicht zu viel Ehre anthut, wenn man sie dreist unter die Millionenstädte rechnet. Wir sind nun einmal gewöhnt, in Decimalzahlen zu denken, und ihre Eintheilung dient uns dazu, Ruhepunkte für unser Denken zu gewinnen. Eine Million ist für das Nachdenken über die Bevölkerungsgröße einer Stadt und über Alles, was durch dieselbe bedingt wird, ein großer Ruhepunkt. Denn eine siebenziffrige Zahl ist das Höchste, zu welchem es die Bevölkerung einer einzelnen Stadt bisher gebracht hat. Auch für die allerbevölkertste Stadt auf Erden, London, ist der Weg zur ersten achtziffrigen Zahl, zu zehn Millionen, noch weit. Es hat noch nicht die Hälfte derselben erreicht. Und wer kann wissen, ob zu dieser Zahl jemals eine einzelne Stadt sich aufschwingen wird? Wer kann wissen, ob nicht, ehe sie erreicht wird, und eben dadurch, daß die Verhältnisse dem sich nähern, Stadt und Land in solchem Falle ganz ineinander fließen? Ob nicht das Eisenbahnnetz des ganzen Landes zugleich zum Straßennetz der einheitlichen Stadt wird, welche aus der gegenseitigen Berührung der bis dahin getrennten Städte entsteht, und ob nicht aus Wald und Feld des gesammten

Landes die Gärten dieſer einheitlichen Stadt werden? Schon ſcheint von London aus ſo etwas vor ſich zu gehen; doch hierüber ſpäter. Sollte zwiſchen einer Million und zehn Millionen Einwohnern einer Stadt aber der Punkt liegen, wo dieſe Stadt aufhört, Stadt, und das Land, welches ſie beherrſcht, im Gegenſatze zu ihr, Land zu ſein, ſo wäre dies nur um ſo mehr ein Grund, die Erreichung der erſten Million einer Stadt als einen bedeutſamen Vorgang nicht blos in ihrer eigenen Geſchichte, ſondern in der Culturgeſchichte überhaupt zu betrachten. Der Tag, an welchem eine Stadt entdeckt hat, daß ſie mehr als eine Million Einwohner birgt, ſollte eigentlich von ihr gefeiert werden. Es ſollte ein Millionenfeſt veranſtaltet werden. Eine Million lebender Menſchen an einer und derſelben Stelle bedeuten für die Cultur unendlich viel mehr, als zehntauſend Todte an einer andern Stelle. Nein, die großen Städte müſſen nicht vom Erdboden vertilgt werden; ſie müſſen ſo lange wachſen, bis ſie eben aus der Gegenüberſtellung von Stadt und Land hinausgewachſen ſind. Mögen die Todten ihre Todten begraben; die Lebenden freuen ſich nur der Lebenden und fürchten ſie niemals, und ſeien ihrer ſo viele wie Sand am Meere.

Stehen wir nun in Berlin auf der Millionenwarte, ſo iſt es ganz natürlich, daß wir unſere Blicke zunächſt nach Warten hinüberwerfen, welche eben ſo hoch oder noch höher als die unſrigen ſind. Bisher hatten wir als nächſten Ring größerer Städte um uns her die reſpectable Geſellſchaft von Hamburg, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Breslau und, wenn man dies dazu rechnen will, von Stettin. Unſere Ausſchau geht jetzt weit über dieſen Ring hinaus, hinaus über den Michaeliskirchthurm in Hamburg, über den Dom in Magdeburg, über Leipzigs niedrige Thürme, über die Kuppel der Frauenkirche in Dresden, über den Eliſabethenthurm in Breslau und über den Stumpf des Stettiner Jakobikirchthurms. Jetzt ſehen wir fern hinüber nach

dem schattenhaften Bilde der Paulskathedrale in London, nach den beiden Thürmen von Notre-Dâme von Paris, nach dem eleganten Stephansthurme in Wien, und machen ein hochmüthig lächelndes Gesicht, wenn wir im äußersten Nordosten den vergoldeten Spitzthurm der Admiralität in Petersburg entdecken; denn da sind sie ja noch weit von einer Million entfernt und haben wenig Aussicht, sie noch innerhalb dieses Geschlechts zu erreichen.

Wenn wir uns dann aber wieder bei uns im eigenen Hause umsehen, rutscht uns alsbald das stolze Herz abwärts, denn unser Blick ist auf eine Droschke gefallen. Der Kutscher ist polizeiwidrig nicht auf dem Bock, sondern in dem benachbarten Victualienkeller, bei dessen Entdeckung uns das Herz alsbald noch tiefer fällt. Will man ihn haben, so muß man über einen tiefen Rinnstein springen oder auf weitem Umwege über eine Rinnsteinbrücke gehen, aus Holzbrettern lose gezimmert, welche, wenn man nicht auf der richtigen Stelle auftritt, vielleicht in die Höhe schlagen. Und hat man nun die Droschke benutzt und will bezahlen, so ist es auf dem Straßendamm bei der sparsamen Beleuchtung so dunkel, daß man die einzelnen Münzen nicht herauszukennen vermag. Tritt man endlich in einen Hausflur, um Jemand im Hause zu suchen, so ist kein Thürsteher da, welcher Auskunft zu geben vermag, auf welcher Treppe, in welchem Stockwerk und bei welcher Thür man ihn findet. Im Hausflur hängt zwar ein sogenannter stiller gedruckter Portier, der dies angiebt, aber im Dunkel des Abends, da der Hausflur häufig nicht erleuchtet ist, kann man ihn nicht lesen. Bleibt man nun im Hausflur stehen, um doch herauszustudiren, was man wissen will, so ist es meistens ein Hausflur für Fuhrwerk und Fußgänger; ein Wagen fährt herein und man muß sich an die Wand drücken, denn der Flur ist nur schmal und in der Regel versteht der Kutscher nicht zu fahren. Da nun

die Achse gewöhnlich über den Felgenkranz weit hervorsteht, so bekommt man auch wohl von der offen herausquellenden Wagenschmiere ein Andenken auf das Beinkleid gezeichnet.

Und alles dies ist nur der Anfang der Mühseligkeiten, welche uns in unserer Millionenstadt erwarten. Es kann nicht sein; trotz unserer gewissenhaften Zählung, bei welcher wir Alle thätig waren, können wir noch keine Millionenstadt sein! Wir müssen uns verzählt haben, und wenn es nicht der Fall sein sollte, müssen wir eben unsere Wege jetzt bessern. Wir versuchen es ja auch, nachdem wir uns lange darum gezankt haben. Hie Thorwirth! scholl es Jahre lang in unseren Bierhäusern; hie Veit Meyer! Hie Abfuhr! Hie Canalisation! als unser Berlinisches: Hie Welf und hie Waibling! Und die Canalisation hat endlich gesiegt, um uns von unseren Rinnsteinen zu befreien? Nein, das nicht, das geht nicht so geschwind; zunächst nur, um sie vom Hauswasser zu befreien. Wollen sehen, wie es abläuft. Aber hierin steckt eben die Schwierigkeit; denn unser Wasser will ja nicht ablaufen, und wo es hinläuft, will es Niemand haben. Unsere Wege zu bessern, ist eben schwer, obgleich, sollte man meinen, nicht so besonders viel schwerer als anderswo. Unsere Pflastersteine freilich müssen wir uns weit her, aus Merseburg oder Striegau, holen, aber an anderen Orten holt man sie von eben so weit her. Die Wiener holen sie sich sogar aus Baiern, und die Londoner holen sich ihre Kieselschieferplatten aus Wales. Dann ist unser Sandboden ja so nachgiebig; in kurzer Zeit wird auch ein sauber gelegtes Pflaster krumm und schief. Anderwärts stützt man es durch ein Kieslager; aber Kies haben wir nicht, das heißt, man sagt, wir hätten keins in der Nähe; von gründlichem Suchen in der Tiefe ist noch nicht die Rede gewesen. Doch bessert man beständig und während dieses Jahres an so vielen Stellen, daß es lästig wird. Aber in allen unseren communalen Einrichtungen haben wir uns jeden-

falls der Million noch lange nicht würdig gezeigt, und eben so wenig in den privaten.

Sprechen wir das Geheimniß aus. Unter den vier Europäischen Millionen-Städten, zu welchen Konstantinopel, als halbasiatisch, nicht zu rechnen ist, spielen wir immer noch die Rolle des Parvenu. Wien ist uns in der Bevölkerung vielleicht jetzt nur sehr wenig, in großstädtischer Cultur aber sehr weit voraus, Paris noch weiter, am weitesten natürlich London. Wenn wir uns mit Konstantinopel nicht vergleichen dürfen, so brauchen wir uns freilich auch erst recht nicht mit der Amerikanischen Millionen-Stadt, mit New-York, zu vergleichen, woher wir jetzt unsere Pferdebahnwagen beziehen, weil sie trotz der hohen dortigen Arbeitslöhne um dreihundert Thaler billiger hergestellt werden können, als bei uns und doch viel zweckmäßiger sind. In Amerika geht Vieles, was in Europa nicht geht. Wenn wir vergleichen, müssen wir mit Wien, Paris und London vergleichen, was allein nutzbringend sein kann.

Dazu lade ich ein. Aber ehe wir abreisen — zuerst nach Wien — wollen wir doch noch ein paar Reisen durch Berlin machen, welches wir nicht blos durch die kritische Brille betrachten dürfen, sondern dem wir auch die Ehre zu geben haben, wo sie ihm gebührt. Mehr als anderswo ist in Berlin nicht Alles Gold, was gleißt, aber auch nicht Alles „Pappe", und gerade wo es „Pappe" ist, nämlich auf der Bühne, wird nicht die schlechteste Verwendung von derselben gemacht.

Also zuerst vorwärts zu einer Abendreise durch Berlin. „Drrroschke!" Das fängt gut an. Der Bursche hört nichts! Ein Berliner Droschkenkutscher hört niemals, und sehen kann er auch nicht. Es ist merkwürdig, wie sich die Stellwagenkutscher der vier Großstädte von einander unterscheiden. Der Wiener Fiaker braucht gar nicht gerufen, es braucht ihm auch kein Zeichen gemacht zu werden. Er sieht sich rings umher die

Leute an, welche an ihm vorübergehen, und urtheilt schon selbst, wer wohl fahren wolle — doch das ist nicht richtig ausgedrückt — wer fahren müsse. Wo er aber zweifelhaft ist, stellt er wenigstens eine Frage, welche doch immer noch sanfter Zwang sein soll: „Foahren mer Ew. Gnoaden?“ — und wenn es nicht gleich geschieht, folgt ein spitzfindig böses: „Dann spoaren mer.“ Dies geschieht nämlich geradezu jedesmal; der Reim muß ihm gar zu gut gefallen. Hat er einen Fahrgast bekommen, so betrachtet er sich als dessen Lohnbedienten. Die Wiener sagen zu ihm „Du“, was er gar nicht übel nimmt, so empfindlich er gegen andere Leute ist und so selbstständig gegen die Polizei. Livrée hat er nicht, sondern den gewöhnlich blankgebürsteten Civil-Felbelhut schräg auf dem Ohre. Wenn er Nachts keine Fahrt mehr bekommen kann, spielt er noch den Galanten und fährt irgend eine Halbweltsdame, die auch nichts zu thun hat, im funkensprühenden Galopp nach Hause. Wenn er Geld hat, wirft er großthuerisch damit um sich; gewöhnlich ist er eben der Herr seines Fiakers. Er fährt ausgezeichnet und weiß sein Pferd oder seine beiden Pferde nicht durch ängstliche Vorsicht, sondern durch rechtzeitiges Antreiben vorm Stürzen auf dem glatten Pflaster Wiens zu bewahren. Bei den Wienern der unteren Klasse ist er eine höchst populäre Figur. Wiederholt schon hat ein Fiaker irgend eine berühmte Halbweltsdame geheirathet, und die Wiener Zeitungen nahmen Notiz davon und die Kirche war gedrängt voll Menschen. Gegen die Taxe hat er stets revoltirt, und dem Wiener fiel es auch gar nicht ein, sie ihm gegenüber aufrecht erhalten zu wollen. Erst seit dem Krach wird sie mit hängenden Köpfen bezahlt und genommen.

Vergleiche man mit dieser kecken Wiener Figur den Berliner Droschkenkutscher! Fast stets ist er mürrisch, und man sieht es, daß er mürrisch ist, weil er sich für einen unglücklichen, mißhandelten Menschen hält, der gegen sein Geschick und gegen

die Taxe nicht anzukämpfen vermag; schwer und plump sind seine Bewegungen, und er hört weder, noch sieht er um sich, wie wir eben erfahren haben. Mühe um Fahrgäste giebt er sich gar nicht; sie werden ihm ja schon kommen, und wenn sie kommen, nimmt er sie hin, wie eine Gabe des Schicksals, es zweifelhaft lassend, ob sie ihm als eine gute oder als eine böse erscheint. Ich hörte einmal zwei Droschkenkutscher Nachts bei kaltem, abscheulichem Wetter vor einem Bahnhofe, wo sie auf das ankommende Publikum warteten, sich unterhalten. Der eine sagte, sich die Arme warm schlagend: „Wenn ik man wüßte, wozu unser eens in die Welt is." „Et wird woll von wejen die Fahrjäste sein", antwortete der Andere mit Resignation. Nun nehmen wir den Pariser Platzkutscher. Wie der Berliner steht er unter der siegreichen Herrschaft der Polizei und der Taxe und macht keinen Versuch mehr, sich dieser Herrschaft zu entziehen. Aber so schwerfällig und stumpfsinnig wie der Berliner ist er doch nicht geworden. Er unterhält sich mit dem Fahrgast und zeigt dabei, daß er seine Stadt nicht blos geschichtlich kennt, sondern vorzüglich, daß ihm auch die Politik des Augenblicks nicht fremd ist. Er ist in der Regel bescheiden und besitzt das allgemeine Ehrgefühl des Französischen Volkes. Zeitfahrten, welche in Frankreich sehr billig sind, nämlich 2 Frcs. die Stunde, hat er freilich große Neigung zu mißbrauchen. Er versteht es, seinem Pferde begreiflich zu machen, daß es sich um eine Zeitfahrt handelt, und dann wird es mit überraschender Gelehrigkeit lahm. Warum hat man ihn aber nicht beim Ehrgeize gefaßt, der den Franzosen aller Stände nun einmal unwiderstehlich beherrscht? Warum hat man ihm nicht gesagt: Faites-moi donc voir tout ce que les communards ont détruit et les lieux, où le combat a été le plus acharné! Alsbald ist das Pferd nicht mehr lahm und so lustig es läuft, so gesprächig ist der Kutscher. Alles erzählt er nun und kommt zuletzt un-

wandelbar auf seine Kost während der Belagerung, und wie die „Mutter“, nämlich seine Frau, sich zu helfen gewußt hat! Nie spricht ein Berliner Droschkenkutscher, der überhaupt nur selten spricht, von seiner Frau. Ein Wiener Fiaker aber, wenn er eine hat, hütet sich aus guten Gründen, es zu thun, so unterhaltsam er sonst ist. Alle sind sie diametral verschieden, diese Diener der öffentlichen Fortbewegung in den Millionenstädten. Der Londoner Cabby, der weitaus überragende unter diesen Burschen, führt die Unterhaltung ausschließlich mit der Absicht, von dem Fahrgast so viel als möglich Geld herauszupressen, als selbst bei Innehaltung der Taxe möglich ist. Umgekehrt wie der Pariser speculirt er selbst auf den Ehrgeiz, welchem dieser, einem erfahrenen Fahrgaste gegenüber, zum Opfer fällt. Er wirft mit dem Appell an den Gentleman um sich, ohne doch dies in England so allmächtige Wort jemals auszusprechen. Doch dazu kommen wir später.

Jetzt aber soll uns der Berliner Droschkenkutscher Rede stehen. Gerade, weil er so schwer hört und so schwer sieht, wollen wir nicht nachlassen, ihm offenbar zu machen, was in ihm steckt. Es ist uns endlich gelungen, ihn zum Stehen zu bringen. Das einfachste Mittel dazu wäre gewesen, die Droschke, die ja nicht auf Sturmesfittigen dahin eilt und sich einholen läßt, hinten festzuhalten; dann bleibt nämlich ihr unglückliches Pferd von selber stehen. Dann bekommt man Zeit zur Unterhandlung; denn es dauert eine ganze Weile, bis der Kutscher es gemerkt hat, und dann wieder, bis das Pferd es gemerkt hat, daß es die Peitsche bekam. Wir haben ihn also unter dem Griff, und er bekommt nun zu hören, was im Westende von Berlin noch vor einigen Jahren eine mit Resignation aufgenommene Schreckensbotschaft gewesen wäre: „Nach dem Wallner-Theater!“

Ebenso dauert es aber auch eine geraume Zeit lang, bis wir die Thür öffnen konnten. Es ist nun einmal eine Eigen-

thümlichkeit der Berliner Droschkenthüren, daß sie sich weder leicht öffnen, noch leicht schließen. An Hülfe von Seiten des Kutschers ist sehr selten zu denken. Wir gar — wir sind zwei Männer — sahen ihm durchaus nicht danach aus, als ob er uns helfen müßte. Er sah sich nicht einmal nach der Thür um, durch welche wir einstiegen. Im Gegentheil, er sah sich offenbar nach der andern Thür um. Darüber muß er uns aber Rechenschaft abgeben. „Droschke, warum sahen Sie denn nach der Thür drüben?" „Et kommt manchmal vor, det junge Leute mir anschreien, meinetwegen nach den Frankfurter Bahnhof, und dann steigen sie auf die andere Seite wieder aus un laaßen mir die dreiviertel Meilen alleine fahren." „Na, so sehen wir aber doch nicht aus?" Jetzt guckte er durch das Vorderfenster wieder in die Droschke hinein. „Nee, det is wahr! Sie mögen wol een Professor sein und der da is een Socialdemokrate von die gebildete Sorte." „Warum fahren Sie denn aber immer noch nicht?" „Ja, nach een Theater müssen Sie mir vorher bezahlen." „Wir wissen ja aber noch nicht, wie weit es ist?" „Na, denn bezahlen Sie doch den höchsten Satz; et kann Ihnen jar nicht darauf ankommen, wenn Sie nach det Wallner-Theater fahren."

Aufrichtig, dies gefiel uns gar nicht schlecht, als es obenein gerecht war. Es ist doch schon ein kleiner Fortschritt aus der früheren Resignation in millionenstädtischer Richtung. Noch erinnere ich mich der Zeit, wo ein Droschkenkutscher, welchen man anrief, für die damalige gleichförmige Taxe von fünf Groschen nach dem äußersten Osten der Stadt zu fahren, sich zwar gehorsam fügte, dann aber ungefähr in der Mitte des Weges plötzlich stille hielt. Stellte man ihn dann deswegen zur Rede, so bekam man wohl einen unterdrückten Schmerzensschrei zu hören. „Et is man, damit mein Pferd denkt, et sind zwei Touren. Ik muß mir ja sonst vor det Beest schämen."

Aber im Ernste, wenn es einmal eine Taxe geben muß —

und in Petersburg und Moskau, wo man sehr billig fährt, und wo es verhältnißmäßig viel mehr Droschken giebt als in anderen Städten, giebt es keine —, dann wird es jedenfalls zu einer socialen Pflicht, sich davor zu hüten, daß sie nicht zu niedrig gegriffen wird und daß dabei Leistung und Gegenleistung in Gegengewicht gebracht werden. Die Berliner Droschken sind so erbärmlich, weil die gleichförmige, niedrige Taxe in einer so ausgedehnten Stadt so lange bestanden hat. Wie konnten sie dabei besser werden? Verschlossene Droschken und offene Droschken mußten doch gänzlich von einander getrennt sein, wie in so vielen kleineren Deutschen Städten, wo verdeckte Eisenbahndroschken, um auch Gepäck aufladen zu können, und offene Droschken für Spazierfahrten bei schönem Wetter zwei ganz verschiedene und auch in der Taxe verschieden behandelte Arten von Platzwagen sind. Jede von beiden Arten verliert dabei Fahrten; der höhere Preis macht es eben möglich, daß das einzelne Gefährt bei seiner besonderen Aufgabe doch seine Nahrung findet. Bei weitem die meisten Berliner Droschken aber, jetzt erster, wie zweiter Klasse, sollen bei schönem Wetter offene Wagen sein, welche erst beim Regen oder im Winter sich in bedeckte Wagen verwandeln. Dabei müssen solche klapprige Gestelle herauskommen. Die Thür ist nur eine halbe Thür, im Regen und im Winter mit einer besonderen Fensterthür darüber. Im Sommer, wo, wie in den Russischen Droschkys, gar keine Thür nöthig wäre, wird dieselbe wohl vom Publikum achtlos zugeschmissen und geräth dabei aus dem Leim. Dann will sie natürlich nicht mehr schließen und muß auch im Regen und im Winter zugeworfen werden; leicht bricht dabei die Fensterthür entzwei, welche nur lose daran befestigt werden kann. In Berlin befinden wir uns noch ganz im Anfange eines millionenstädtischen öffentlichen Fuhrwerks und haben freilich die Genugthuung, jetzt ungefähr siebentausend öffentliche Droschken zu besitzen, welche zuweilen selbst unsere

Dienſtmädchen, vom Markt heimkehrend, benutzen; die Herrſchaft aber fährt deſto ſchlechter nach und vom Theater. Wie man ſich an anderen Orten hilft, werden wir ja ſehen. Bei uns aber hat bis jetzt nichts geholfen, weder die Eintheilung in Droſchken erſter und zweiter Klaſſe, welche mein Wiener Freund Droſchken zweiter und dritter Klaſſe nannte, noch gar die vom Polizeiamte für öffentliches Fuhrweſen angeſtellten Droſchkenparaden. Das nennt man eine Parade! Dieſe Wagen und dieſe Pferde und dieſe Kutſcher! Wäre Guſtav Dorée, der die Hölle des Dante und den Don Quixote des Cervantes, mitſammt der Roſinante und dem Sancho Panſa zu illuſtriren verſtanden hat, jemals in Berlin geweſen, ſo hätte er vielleicht die Wiedergabe einer Berliner Droſchkenparade als eine würdige Aufgabe für ſeinen Crayon erkannt. Man denke! Siebentauſend Roſinantes und ſiebentauſend Sancho Panſas und ſiebentauſend Marterkaſten, unerreichbar ſelbſt für Dante's Höllenphantaſie, vereinigt auf einer ſandigen Ebene bei Berlin!

Mit durchſchüttelten Gliedern, vom Pflaſter und von der Droſchke, die zu einander gehören, durchſchüttelt, ſteigen wir endlich vor dem Wallner-Theater aus, in welchem ſtets die junge Millionenſtadt am beſten auf der Bühne wiedergeſpiegelt worden iſt. Und richtig, das Stück, welches wir genießen ſollen, heißt diesmal rund „Großſtädtiſch". Das paßt uns ja vortrefflich!

II.

Berliner Theaterleben.

Ein Wiener Feuilletoniſt, der einen Ausflug nach Berlin gemacht hatte, nannte Wien neulich die Stadt der Kaffeehäuſer, Berlin die Stadt der Theater. Damit hat er wirklich die hervorſtechendſten Züge der beiden Deutſch redenden Millionenſtädte getroffen. Das Wiener Kaffeehausleben ſehen wir uns ja ein anderes Mal an; jetzt ſind wir beim Berliner Theaterleben. Was es jetzt iſt, iſt es gerade nicht ſeit ſo gar langer Zeit geworden. Aber es ſcheint ſchon ſeit lange der Stadt „im Leibe geſteckt“ zu haben. In der alten abſolutiſtiſchen Zeit gab es in Berlin nur drei Theater, das Opernhaus Friedrich's des Großen, das Schauſpielhaus, Schinkel's weitaus ſelbſtſtändigſter und genialſter Bau, für Deutſches und Franzöſiſches Schauſpiel und Luſtſpiel, und das Königſtädter Theater, in der Berliner Theaterſprache „Ueber der Spree“ genannt. Aber dieſe drei Theater hielten ihr noch beſchränktes und ausgewähltes Publikum in beſtändiger, großer Bewegung. Es gab damals noch ein ſolches Publikum, welches durchaus von nichts als vom Theater ſprach. Politik war in dieſen Kreiſen verpönt; dafür erzählte man ſich Anekdoten faſt von jedem einzelnen Bühnenmitgliede, und Leute, welche Schiller oder Goethe vielleicht gar nicht laſen, erzählten ſich untereinander, was geſtern Abend die Crelinger geſagt und was Devrient darauf geantwortet habe. In welchen Rollen — darauf kam es dieſem Publikum gar nicht an. Nicht Schiller hatte es geſagt, ſondern die Crelinger, und nicht Shakeſpeare hatte ge-

ſprochen, ſondern Devrient. Es mag ſchwer ſein, ſich heute in die Luft einer ſolchen Unterhaltung zurückzuverſetzen; aber doch war es buchſtäblich ſo. Eine große Schaar aus dieſem Publikum war abonnirt, ging täglich ins Theater, begrüßte ſich dort untereinander, wie in einer Abendgeſellſchaft und dachte ſchon vom Kaffeefrühſtück an an nichts Anderes als an den bevorſtehenden Theaterabend. Das war die Art, wie man damals Geld ausgab, wenn man etwas hatte, was übrigens noch ſehr wenig war. An Reiſen dachte man nicht; kaum an eine Badereiſe im Juli. Gewöhnlich aber begnügte man ſich mit einer Sommerwohnung in Charlottenburg, Pankow oder Schöneberg während der Zeit, wo das Opernhaus geſchloſſen war. Damentoilette gab es noch nicht; wenigſtens würde man das, was es davon gegeben haben mag, heute nicht ſo nennen. Aeltere Damen trugen jeden Abend daſſelbe dunkle Seidenkleid, vielleicht drei Jahre hindurch, und es war ihren Freunden eben ſo bekannt, wie ihr Geſicht; junge aber mußten mit einem weißen oder hellen Mullkleide und roſenfarbenen Schleifen an Zöpfen und Flechten zufrieden ſein. Die Röcke der Männer dauerten noch länger, als die Kleider der Damen und waren nicht ſelten ziemlich kahl gebürſtet. In den theueren Reſtaurants fand man nur Ausländer auf Beſuch und verſchwenderiſche Gardecavallerie-Officiere. Wie fremdartig alles das jetzt klingt, und es iſt doch gar nicht ſo lange her!

Aber auch ſchon damals war das Berliner Theaterleben nicht auf die öffentlichen Theater beſchränkt. Es gab zahlreiche Liebhabertheater für eine geſchloſſene Vereinigung, ohne Eintrittsgeld. Die „Urania“, die „Concordia“, die „Thalia“ waren darunter die bekannteſten; aber es gab noch eine ziemliche Zahl ſolcher Liebhabertheater, welche zwar nicht in den Stücken, die ſie aufführten, aber in der Kunſt, mit welcher ſie ſie aufführten, viel niedriger ſtanden. Das Publikum, aus welchem ſie hervorgingen, war ein ganz anderes, als dasjenige, welches die öffent-

lichen Theater besuchte. So billig diese waren, waren sie für dieses Publikum doch zu theuer. Den Hauptbestandtheil des Publikums, welches in Liebhabertheatern spielte und zusah, dürften die in Berlin so zahlreichen Subalternbeamten gestellt haben. Wenn jung, holten sie sich hier ihre Frauen aus dem Bürgerstande — und wenn alt, brachten sie hier ihre Töchter bei denselben unter. Wo das Publikum nicht blos zusieht, sondern auch spielt, wird das Theater gerade hierfür eine besonders passende Gelegenheit. Die Theaterspielwuth war in den Kreisen, aus denen die Liebhabertheater hervorgingen, eben so groß, wie bei den höheren Ständen die Lust, ins öffentliche Theater zu gehen und von seinen Schauspielern zu sprechen.

Man kann sagen, daß das öffentliche Theater der Gegenwart mindestens eben so viel in Betreff des Bühnenpersonals sowohl, als der Neigung des Publikums zum Theater, ein Erbe der Liebhabertheater jener alten Zeit ist, wie der damals noch privilegirten öffentlichen Theater. Vorzüglich das Berliner Liebhabertheater „Urania", weitaus das beste und dessen Gesellschaft bis heute besteht, diente als einflußreiche Erziehungsanstalt für das Schauspiel im Allgemeinen. Dem Urania-Theater hauptsächlich ist es zu danken, daß man während einer Reihe von Jahren die Provinzialbühnen überwiegend mit Berlinern besetzt fand. Hauptsächlich angehende Subalternbeamte kamen in eine solche Leidenschaft für die Bühne hinein, daß sie dieselbe, ihre frühere Laufbahn aufgebend, zu ihrem Lebensberufe machten. Es ward auch in jener Zeit ein Hauptehrgeiz junger Männer, die berühmteren Schauspieler der Hofbühne genau copiren zu können. Einer derselben, Herr Mendel, der vielleicht noch lebt, brachte es darin zu solcher Fertigkeit, daß sein Ruf durch ganz Berlin ging und selbst das Ohr des Königs Friedrich Wilhelm III. erreichte, der bekanntlich fast täglich in den Hoftheatern war. Die jetzt wohl nur noch wenig gekannten Namen der damaligen Hof-

komiker, wie Gern Sohn und Rüthling, welche hauptsächlich in Raupach's Stücken excellirten, blieben in Berlin auch mit Erinnerung an ihre vollendeten Copien verknüpft, mit welchen Herr Mendel jeweilig seinen königlichen Herrn zu unterhalten hatte.

Es kam eine andere Zeit; sehr deutlich kann ich mich noch daran erinnern, wo und wie, denn es ist erst dreißig Jahre her. Die Theaterzeit, welche ging, obgleich nicht besonders fruchtbar, ist aber doch nicht ganz ohne dramatischen Nachlaß geblieben. Man wird mir verzeihen — als einem Menschen, für welchen die Kunst durchaus zwei Seiten hat, nämlich außer ihrem Selbstzweck auch den Volksgenuß, sei er nun vom guten oder schlechten Geschmack —, wenn ich jetzt einen etwas andern Maßstab an die dramatische Poesie anlege, als den bei Theaterkritiken gewöhnlichen, nämlich ausschließlich den Maßstab, welcher durch die Häufigkeit der Aufführung eines Stückes im Laufe der Jahre gegeben ist. Es blieben sitzen aus jener Zeit Angely's „Fest der Handwerker" und Holtei's „Wiener in Berlin". In Betreff der Häufigkeit der Aufführung, und zwar auf allen Bühnen Norddeutschlands, kann es kein einziges Deutsches Stück auch nur entfernt mit Angely's „Fest der Handwerker" aufnehmen. Es wird noch bis heute aufgeführt, vorzüglich auf kleinstädtischen Bühnen, von Köln bis Königsberg, wenn man gerade sonst nichts bei der Hand hat. Und es wird wirklich niemals ohne Erfolg beim Publikum aufgeführt. Gäbe es eine zuverlässige Bühnenstatistik, so würde Angely's „Fest der Handwerker" mit vielen Tausend Aufführungen weit obenan stehen, und der nächste Rival würde erst tief unten in ganz lächerlichem Abstande folgen. Woher das? Es muß doch wohl in dem Stücke stecken. Angely hat in demselben offenbar von Shakespeare gelernt, aber keineswegs als sklavischer Nachahmer. Die Rohheit in der Schilderung des Handwerkerstandes ist in dem Stücke eigentlich wahrhaft empörend, und doch muß ich heute noch selber

darüber lachen, wenn es mir an irgend einem Abende in die Quere kommt, mit welchem ich in irgend einer kleinen Stadt nichts weiter anzufangen weiß, als ins Theater zu gehen. In der rohen Behandlung steckt doch unverkennbare Gutmüthigkeit, und wenn die Handwerkerfrauen die Einladung der Tabagiewirthin ablehnen mit schnippischem: „wir haben gesehen, was wir sehen wollten", und: „wir haben gehört, was wir hören wollten", und: „wir haben gerochen, was wir riechen wollten", ist ihnen ja damit eigentlich nichts Böses geschehen und eben so wenig dem Berliner und dem Dresdener, wenn sie sich zanken, weil der Dresdener den Berliner beschuldigt, ein Goldstück für ihn, den Dresdener, in die Sammelbüchse gesteckt zu haben, auch nicht dem Berliner und dem Stettiner, weil der Stettiner seine Rede begonnen hat: „Du bist verhältnißmäßig", ihn also, so beleidigend! „verhältnißmäßig" genannt hat. Eigentlich ist alles dies doch harmlos, so roh possirlich es ist.

So häufig wie Angely's „Fest der Handwerker" sind nun freilich Holtei's „Wiener in Berlin" nicht aufgeführt worden. Aber dafür sind ihre gereimten und componirten dramatischen Einlagen ebenfalls bis heute am Leben geblieben, obgleich sie schon aus dem Jahre 1823, noch früher als Angely's „Fest der Handwerker", herstammen. Von der lustigen Erzählung mit „sagt er" kann man wirklich behaupten, daß dieselbe diese Form, mitsammt der Melodie, zu einem Gemeingut des Deutschen Volkes gemacht hat, welches sich dasselbe so leicht nicht nehmen läßt. Wo es nur immer zu einer Neckerei zwischen Preußen und Oesterreichern kommt, taucht dieselbe alsbald wieder auf. Im Fremdenbuche des Gasthofes einer kleinen Oesterreichischen Stadt — der Gasthof hieß die Post — fand ich von einem Preußen eingeschrieben: „In der Post", sagt er, is 'ne Kost, sagt er, wer sie kost', sagt er, nimmt die Post." Gerade dies beweist, daß Holtei eine empfindliche Ader des Publikums getroffen hatte.

Angely wie Holtei haben sehr viele Stücke geschrieben, Holtei unter anderen auch „Berliner in Wien“; aber sie sind alle wieder verschwunden. Der eigentliche Nachlaß jener Zeit ist auf diese beiden Stücke beschränkt geblieben. Einzelne Stücke von Raupach, wie die „Schleichhändler“, sind zwar nicht ganz von der Bühne verschwunden, aber allem Anschein nach haben sie nicht mehr lange zu leben. Ich habe sie in Berlin, auf diesem selben Wallner-Theater, wieder aufgewärmt gesehen, aber nur, weil ein Gastrollen gebender Provinzialschauspieler beweisen wollte, daß auch er den Barbier Schelle des berühmten Gern zu copiren verstände. Aber die „Schleichhändler“ fielen jämmerlich neben dem darauf folgenden Berliner Localstück: Kalisch's „Hermann und Dorothea“, ab, und man kam dazu, erstaunt zu einander zu bemerken, wie es möglich sei, daß man dieses hohle und gemachte Zeug jemals mit Vergnügen habe anhören können.

Die Zeit, welche nun folgte, war die Zeit der Theatergewerbefreiheit, wie man wohl sagen muß anstatt Theaterfreiheit; denn eine wirkliche Theaterfreiheit haben wir nicht, und es wäre auch wohl gar nicht wünschenswerth, daß wir sie bekämen. Auch die Theatergewerbefreiheit zog nur allmählich am Horizonte herauf und drückte sich vorzüglich darin aus, daß man es mit der Concessionirung neuer Theater so sehr viel leichter nahm. Es entstand zuerst das alte Wallner-Theater, in dessen Hause sich jetzt das Residenztheater eingenistet hat, und ward der eigentliche Bahnbrecher der neueren Zeit. Hier fand die Berliner Localposse von Kalisch, welcher seinen Stempel für Jahrzehnte der dramatischen Tagesproduction aufdrückte, die erste bleibende Heimathsstätte. Der Witz und die Komik Kalisch's, dem auch die Schöpfung des „Kladderadatsch“ zu danken ist, glänzten so siegreich, daß es dem Wallner-Theater in den alten Räumen bald zu enge wurde und es schließlich zu zwei Wallner-Theatern, dem alten und dem glänzenden neuen schräg gegen-

über kam. Das Königstädter Theater, feuergefährlich verbaut, fühlte ebenfalls die Nothwendigkeit, sich einen andern Platz zu suchen, und aus ihm ging das Victoria-Doppeltheater hervor, von vornherein darauf eingerichtet, Stücke und auch Opern mit großer Prachtentfaltung zu geben. Das Theater „über der Spree" hatte sich also schon in drei Theater verwandelt. In den westlichen Stadttheilen, aber immer noch „über der Spree", in der Friedrich-Wilhelmstadt, dem eigentlichen Studenten- und Officiersviertel, ward zuerst die Concession für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater durchgesetzt. Die Theater begannen sich nun mehr und mehr in ihre Aufgabe zu theilen. Frühzeitig bemächtigte sich das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater der leichten, komischen Operette mit Französischem Stempel. In der Zeit, als die Theater-Gewerbefreiheit noch nicht siegreich durchgedrungen war, entstanden noch das Theater im Hennig'schen Saale vor dem Oranienburger Thore, jetzt das Woltersdorff-Theater, und vor dem Halleschen Thore das Vaudeville-Theater von Callenbach, welches als reines Sommertheater begann. Das Kroll'sche Riesenetablissement vor dem Brandenburger Thore glaubte dem Zuge der Zeit folgen zu müssen und legte sich ebenfalls ein Sommertheater zu, in welchem von Anfang an auch Opern, ältere Deutsche Opern, vorzüglich von Herold und Lortzing, aufgeführt wurden. Das Vorstadt-Theater, bekannter unter dem Namen „Mutter Gräbert's Theater", begann frühzeitig in patriotischen Volksstücken seine Specialität zu suchen. Es lag und liegt noch am verschwundenen Rosenthaler Thore. Zur wirklichen Theater-Gewerbefreiheit war es jedoch noch immer nicht gekommen.

Dieses Wort ward zuerst im eigentlichen Schoße der alten Freihandelspartei ausgesprochen. Es ward nach sorgfältiger Berathung beschlossen, im Hauptorgane der Partei, in der „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft", zu Gunsten derselben vorzu-

gehen, wobei wir sehr wohl wußten, daß unser Stoß eine schon im Sinken begriffene Zwingburg des Privilegs und des Concessionszwanges treffen würde. Dies geschah im Winter 1862 bis 1863, und noch im Jahre 1863 erschien in der Vierteljahrsschrift, aus der Feder des Dr. Otto Wolf, Redacteurs der „Ostsee-Zeitung" in Stettin, dem die ersten Cavallerieangriffe überlassen zu werden pflegten, der Aufsatz: „Das Theater und die Volkswirthschaft." Er hat entscheidend gewirkt. Niemand wagte es mehr, die Zwingburg des Theaterprivilegs und Concessionszwanges zu vertheidigen. In die neue freiheitliche Gewerbegesetzgebung ward auch die Theatergewerbefreiheit eingefügt. Sie kam, weil sie schon im Zuge der Zeit lag.

Anfangs ward nur wenig erfolgreicher Gebrauch davon gemacht. So weit ich mich erinnere, war es ein kleines Theater, im vornehmsten Theile des Westendes von Berlin, auf dem Leipziger Platze, das Salontheater, welches zuerst unter der Theatergewerbefreiheit neu entstand. Es stand viel zu tief für die Gegend, in welcher es lag, und der schon vorhandene Saal, welchen es benutzte, ist jetzt, so viel mir bekannt, in den Besitz der noch immer bestehenden Privattheatergesellschaft „Urania" übergegangen. Aber so unbedeutend es auftrat, verfehlte es doch nicht, einen Sturm gegen die hier zum ersten Male auftretende Gewohnheit heraufzubeschwören, daß im Zuschauerraum des Theaters selbst Abendbrot gegessen, Bier getrunken und selbst geraucht wurde. Der Unternehmer war nämlich eigentlich ein Bierwirth. Dies ward als eine Herabwürdigung der dramatischen Kunst aufgefaßt, ohne daß man der Rücksicht auf ein Publikum Aufmerksamkeit schenkte, welches, wenn es nur die Wahl hat, den Abend entweder im Wirthshause oder im Theater zuzubringen, ganz gewiß ins Wirthshaus und nicht ins Theater geht. Selbst Kalisch, der eigentliche dramatische Schriftsteller für dasjenige Publikum in Berlin, welches im Theater nur

Unterhaltung ſucht, die zum Lachen reizt, fühlte ſich indignirt und ſchlug mit der ſcharfen und mächtigen Waffe des „Kladderadatſch“ auf die „Unſitte“ los. In ſeinen Berliniſchen Zwiegeſprächen erklärten ſich die Figuren, welchen er ſeine drolligen Kritiken in den Mund zu legen gewohnt war, ironiſch mit der neuen Einrichtung ganz zufrieden. Nun könne ja das Publikum, nachdem es ſeinen Gänſebraten im Theater verzehrt habe, die „ſchlechten Pojatzkys“ von Schauſpielern gleich mit den Gänſeknochen ſchmeißen! Die armen Schauſpieler, welche ſich zuerſt in die Rauchtheater wagten — es waren natürlich wirklich „ſchlechte Pojatzkys“ — mußten in beſtändiger Angſt über die Bretter ſchreiten, daß plötzlich ein Gänſeknochen geflogen kam; denn das Berliner Publikum hat keineswegs geringe Neigung, aus dergleichen Rathſchlägen Ernſt zu machen. Ohne eine harte Prüfungszeit geht es bei ſo verwegenen Neuerungen nicht ab, die noch obenein gar nicht die Bedeutung haben, daß es bei ihnen bleiben ſoll, ſondern es wird dem Publikum hier nur ſelbſt überlaſſen, die richtige Grenze zwiſchen dem gewohnheitlich Erlaubten und gewohnheitlich Verbotenen zu ziehen. Es kam die Zeit, wo dies wieder verſchwundene Salontheater ausgedehnte Nachahmung vorzüglich in den ſüdlichen, nördlichen und öſtlichen Stadttheilen fand. Im Süden entſtand aus einem alten Circus das „Walhalla-Theater“, in der Dresdener Straße das große „Louiſenſtädtiſche Theater“, und nicht weit davon das Theater „Vorwärts“ und das „Reunions-Theater“ in einem Prachtſaale des Orpheum. Vor dem Halleſchen Thore aber entſtand das „Belle-Alliance-Theater“, wovon alsbald mehr, und im äußerſten Süd-Oſten noch ein kleines derartiges Theater, das „Deutſche Reichstheater“. Das „Belle-Alliance-Theater“ zeichnete ſich bald vor den übrigen dadurch aus, daß es zuerſt Stücke von Herrn v. Schweitzer, dem damals noch unbeſtrittenen Communiſtenführer, brachte und überhaupt mit Erfolg bei der

in Berlin sehr starken social-demokratischen Partei buhlte. Im Norden entstand das „Tonhallen-Theater", und im Osten mehrere ganz kleine, deren Namen mir kaum jemals bekannt gewesen sind — doch ja; eins hieß „Bundeshallen-Theater", dicht beim Wallner-Theater. Sogar fern vor dem Schönhauser Thore wuchs ein Theater empor, welches, wie ich glaube, „Puhlmann's Theater" heißt. Bald fanden es mehrere dieser Rauchtheater für geboten, anzukündigen, daß sie auch Abende hätten, an welchen nicht geraucht werden dürfe. Sie begannen, wie vorauszusehen war, sich ihr Niveau zu suchen. Dann blieb es aber auch nicht, nach Eintritt der Theater-Gewerbefreiheit, bei der Entstehung von sogenannten Rauchtheatern. Vor dem ehemaligen Rosenthaler Thore, unmittelbar neben dem „Vorstadt-Theater", entstand das große „National-Theater", und in der Friedrichstadt, in der Lindenstraße, das „Stadt-Theater", beide mit höheren Ansprüchen. Das National-Theater warf sich mit Entschlossenheit auf das hohe classische Drama und ließ Shakespeare mit Schiller und Lessing wechseln, indem es sich bemühte, hervorragende Talente aus Hamburg und den Provinzen heranzuziehen und ein gewähltes Publikum nach seiner entlegenen Stelle zu locken. Das Stadt-Theater suchte seine Stärke im feinen Lustspiel. Zugleich machten die älteren Theater, durch die Concurrenz getrieben, neue Anstrengungen. Das alte Wallner-Theater verschönte sich im Innern unter dem Namen „Residenz-Theater" und warf sich auf die modernen Sensationsstücke von Sardou und Octave Feuillet. Den meisten Aufwand aber machte das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und stellte in seinem Winterspielhause das prunkvollste und weitaus auch geschmackvollste aller kleinen Theater in Europa her, mit glänzendem Foyer, und sorgte nun für eine Ausstattung seiner Französischen Operetten, auch für die erfolgreiche Novität des geschulten Shakespeare-Spiels der Meininger Hofschauspielertruppe,

wodurch es unbestritten an die Spitze der Mode in Berlin trat, eine Stelle, welche es sich auch des Weiteren nicht entringen lassen zu wollen scheint. Die Zahl der Theater, von welchen stets einzelne wieder verschwanden, wofür dann immer wieder andere auftauchten, hielt sich von nun an zwischen zwanzig und dreißig, und jetzt hat es Anschein, als ob ungefähr zwanzig für längere Zeit die bleibende Zahl sein werde.

Den großen Vorzug der kleinen Berliner Theater vor denjenigen aller anderen Europäischen Hauptstädte lernte mein Wiener Freund gleich im Wallner-Theater kennen, wo wir unsern Platz zuerst, nach gesicherten Plätzen im Innern, bei Musik und Bier im Garten nahmen. Diese Spur ihrer Entstehung hauptsächlich aus Sommertheatern hat allem Gedränge an der Kasse und in den Corridoren ein Ende gemacht. In den Zwischenacten kann man im Garten gleich mit Bekannten, wenn man solche findet, Ansichten austauschen. Selbst die Schauspieler ziehen Nutzen hieraus und sind gewöhnlich, wenigstens vor dem Stücke, eine Zeit lang im Garten anwesend. Es kommt zu viel intensiverem Verkehr zwischen dem Publikum und den Mitgliedern der Truppe, als durch bloße Beifalls- und Mißfallszeichen im Theater möglich ist. Es geht Alles mit besserm Humor und schonungsvoller vor sich. Das Stück war zwar nicht schlecht, aber gerade auch kein Meisterwerk. Es ist von dem verstorbenen Herrn v. Schweitzer, und ich habe starken Verdacht, daß mein wirklich etwas socialdemokratisch angehauchter Wiener Freund, welcher bei sich zu Hause zur sogenannten Klein-Gewerbepartei gehört, es eben deswegen sehen wollte. Aber von Socialdemokratie ist in demselben durchaus nichts enthalten. Es dreht sich nur um Kleinstädter, welche in Berlin zuletzt auch die anständigsten Leute für Bauernfänger halten, und um junge Damen, welche durch Schriftstellern, hier bescheiden durch Uebersetzen, Geld zu verdienen suchen, da sie gemerkt haben, daß der

Ehemann der einen, ein penſionirter Officier, der eine Militairzeitung redigirt, ſelber nicht genug für ihre Toiletten-Ausgaben verdienen kann. Das giebt allerlei komiſche Verwirrungen und komiſche Conflicte; aber auf das derbe Salz einer echten Berliner Poſſe hat ſich Herr v. Schweitzer, der jedenfalls als Dramenſchreiber mehr an ſeinem Platze war, wie als grimmiger Communiſt, durchaus nicht verſtanden. Noch ehe das Stück beendigt war, flüſterte mir mein Wiener Freund zu: „Nun wollen wir wohl eſſen gehen?“ Nach dem Theater irgendwo öffentlich zu ſoupiren iſt nämlich durchaus Berliner Sitte, weil die Köchinnen in Privathäuſern, die vielleicht ſelber ins Theater gehen, zu ſo ſpäter Stunde nicht mehr kochen wollen.

III.

Berliner Restaurants.

Es ist zu bevorworten, daß die Berliner Restaurants unter einem allgemeinen Deutschen — aber nicht Oesterreichischen — Nothstande kranken, welchen sie bei dem Anlaufe schon vorfanden, den Berlin jetzt genommen hat, um seine Stelle unter den Europäischen Millionenstädten zu besetzen. Deutschland ist schon im vorigen Jahrhundert, und in noch erhöhtem Maße im gegenwärtigen, um seine nationale Küche gekommen. Die Schuld daran tragen hauptsächlich unsere französirenden Fürsten des vorigen Jahrhunderts. Ihr dem Auslande zugewandter Geschmack knickte die nationale Entwickelung ja überhaupt fast im Keime, und würde es vielleicht auch in der Literatur gethan haben, wenn der Weimarer Hof nicht eine rühmliche Ausnahme gemacht hätte und wenn wir nicht in der Buchhändlerstadt Leipzig uns frühzeitig eine Art eigener literarischer Hauptstadt geschaffen hätten. Die Fürsten des vorigen Jahrhunderts ließen ihre Köche so wie ihre Tanzlehrer fast ausschließlich aus Paris kommen. Diese Köche und Tanzlehrer waren gewöhnlich weder das Eine noch das Andere. Es waren problematische Existenzen, sehr häufig der Kirche entlaufene Chorknaben, welche die Sonne von Versailles angezogen hatte, und die dort von den abfallenden Brosamen des höfischen Lebens ihren Unterhalt suchten, so gut sie konnten. Sie waren gewöhnlich Commissionäre für Alles gewesen, welche die damals grassirenden sogenannten Fouriere oder Factoren der Deutschen Höfe in Paris, die nur auf Pro-

visionen und nicht auf Qualification sahen, für ihre Herren besorgt hatten. Die nationale Französische Vorstellung bekam auf diese Weise Nahrung, daß ein Franzose Alles könne und jedenfalls auch, was er nicht gelernt, immer noch besser könne, als ein Deutscher Dasjenige, was er gelernt habe. Jedenfalls konnte er sich hinein lügen, und damit kam er im damaligen Deutschland durch. Um die Französischen Abenteurer der höheren Klasse — Lessing hat uns in seinem Riccaut de la Marlinière ihr Bild hinterlassen — stand es kaum besser. Ihre bloße Sprache half ihnen über alle Schwierigkeiten weg. Die Prinzlein lernten von dem Tanzmeister, der keiner war, das Menuet in einer Weise tanzen, daß sie sich lächerlich machten, wenn sie nach Versailles kamen. Serenissimus würgte einen Mischmasch von Ragouts und Fricassées hinunter — in Frankreich stets Gerichte der allerunterſten Volksklassen und für die Bedienten, die „gens“ —, welche ihn womöglich feinere Kost dünkten, als das Deutsche Wildpret und der Deutsche Flußfisch, die er denn doch vorsichtig genug war, vom Jäger kochen zu lassen — wenn er nämlich allein aß. Unsere neue Deutsche Küche, besonders die den Hofküchen nachgebildete Gasthofsküche, die ein entsetzlicher Rückschritt gegenüber der Deutschen Kaufmanns- und Edelmannsküche des Mittelalters ist, leidet bis heute an eingebildeten Französischen Feingerichten, welche die wirkliche Französische Küche, soweit sie sie überhaupt gekannt hat, nur in ganz anderer Form und Bereitung gekannt hat. Dieser allgemeine Uebelstand, von welchem sich vorzüglich die älteren Handelsstädte freier zu erhalten gewußt haben, ist gerade in dem modernen, im vorigen Jahrhundert am meisten französirten, aus einer Residenz und Soldatenstadt hervorgegangenen Berlin auf die Spitze getrieben worden. Die Speisenkarte eines Berliner Restaurants, wo nicht ganz besondere Anstrengungen gemacht werden, deckt unter Französischem und theilweise auch unter Englischem Namen ein

wahrhaft schreckhaftes Geköch. Die Mehrzahl der aus dem zugeströmten untersten Stande hervorgegangenen Einwohner Berlins ißt es, weil sie nichts Besseres weiß. Die Verbesserung der Stoffe durch einen Gartenbau und eine Viehzucht, welche hauptsächlich in der Qualität concurriren und sogar vom Ehrgeiz beeinflußt werden, wie in Frankreich und England, liegt den Volksvorstellungen noch sehr fern. Die Sauce soll die Hauptsache thun, und es wird keineswegs genau damit genommen, welche Sauce zu welchem Fleische gehört. Das letztere hat sogar den Vortheil, daß man eine größere Anzahl von Gerichten componiren und ihnen gewählt klingende Französische Namen auf der Speisenkarte geben kann, die man von einer Französischen Speisenkarte abschreibt, ohne eigentlich genau zu wissen, was sie bedeuten. So ist auf unsere Speisenkarte selbst die lächerliche Bezeichnung „à la maître d'hôtel" gerathen, und „à la mode", welches im Französischen bedeutet, daß es Kartoffeln oder Rindfleisch vom vorigen Tage sind, welche der Wirth mit einer pikanten Sauce selber aufißt oder Kunden mit schmaleren Mitteln auftischt, damit sie nicht umkommen. „A la mode" ist eine Art von Entschuldigung für die schlechtere Kost, und in London heißen, was dort eigentlich die Volksküchen sind, „à la mode-Beefhäuser".

Man konnte sich schon den Scherz erlauben, einen Wiener zunächst in ein Berliner Restaurant des gewöhnlichen Schlages zu führen. Natürlich nicht, damit er äße, sondern damit er sähe und spräche. Es ist ein solches mit gewissen Ansprüchen in der Nähe der beiden Wallner, wie in der Nähe aller Berliner Theater. Aber es ist auch danach. Zuerst belustigte sein Mienenspiel, als er die Speisenkarte las. Wir ziehen auch ein curioses Gesicht, wenn wir zuerst eine Wiener Speisenkarte zu sehen bekommen, weil wir durchaus nicht zu entdecken vermögen, was denn darauf eigentlich aufgezählt ist, nämlich gerade, weil sie

ganz Deutsch, aber freilich Wiener-Deutsch mit einigen Slawischen und Ungarischen Ausdrücken ist; aber Französisch kommt darauf gar nicht vor, und bestellt man nur frisch darauf los, so bekommt man schon, auch unter unverstandenen Namen, ganz schmackhafte Kost. Dort sind die Fische nicht etwa gestorben, ehe sie in die Küche kamen, und dann auf Eis gelegt worden, wodurch sie ganz ungenießbar werden. Die Hühner sind stets jung und zart, was man schon heraus schmeckt, auch wenn sie, nach Wiener Art zerlegt und in schwimmender Butter gebacken sind; wenn sie im ganzen Thier aufgetragen werden, sind es stets echte, fette, Steirische Kapaunen. In den sehr mannichfaltigen Mehlspeisen aber, für welche Wien besonders bekannt ist, offenbart sich eine wirkliche Kochkunst, von welcher in unseren gewöhnlichen Restaurants nicht die Rede ist. Zuerst, als mein Wiener Freund auf der Speisenkarte seine Wahl getroffen hatte, untersuchte er mißtrauisch vor Allem die verdächtig aussehende Serviette, den Löffel, das Messer und die Gabel. Dann wischte er alle diese drei Werkzeuge mit der Serviette ab, und jedes hinterließ auf derselben schwarze Flecke. Gabel und Löffel waren von Neusilber; das Messer hatte einen schwarzen Holzgriff. Färbten nun diese Stoffe ab oder war das Tischgeräth nicht gehörig gereinigt? Ich kann es nicht genau sagen; ich weiß nur, daß man, einige wirklich elegante Restaurants Unter den Linden ausgenommen, denen es an echtem Silberzeug nicht fehlt, stets eine solche Erfahrung in Berlin macht.

Der Wiener sah die schwarz gewordene Serviette mit verzweifelten Blicken an, legte Alles entschlossen wieder auf seinen Platz und rief: „Speisenträger." Hierauf hörte aber Niemand. In Berlin sind wir noch nicht so weit, daß wir unter den Kellnern den Zahlkellner, der nur die Rechnung macht und ihren Betrag nebst dem Trinkgeld für alle einkassirt, den Speisenträger,

den Getränkburſchen, und in Kaffeehäuſern auch einen Zeitungsordner, der den Ueberrock abzieht und die gewünſchten Zeitungen bringt, von einander unterſcheiden, wozu dann noch ein Oberkellner kommt, der das Buch führt.

Da kein Speiſenträger erſcheinen wollte, rief ich nun „Kellner!“ Ein Kellner zog ſich eben erſt über ſeine unreinlichen Hemdärmel ſeinen unſauberen Frack an und erſchien nun.

„Sie müſſen mir ein anderes Beſteck bringen“, ſagte der Wiener; „denn dies war ja noch nicht im Waſſer.“

Der Kellner beſichtigte trotzig die Gabel, das Meſſer und den Löffel und ſagte nichts weiter, als: „Na nu?“

Aber der Wiener hielt ihm die Serviette mit den ſchwarzen Flecken vor das Geſicht, und dies ſchien ihn zu zähmen. Er packte nun Alles zuſammen und trug es wieder fort. Dann brachte er, jetzt augenſcheinlich verdrießlich geworden, die neue Auflage eines Beſtecks zurück, ſtellte ſie barſch vor uns und bemerkte: „Och noch bei die ſchlechte Zeiten.“ Diesmal fiel die wiederholte Prüfung zufriedenſtellend aus. Uebrigens hatte der Kellner mit ſeinen „ſchlechten Zeiten“ den Nagel auf den Kopf getroffen. In Berlin iſt die größere Volksmaſſe aus „ſchlechter Zeit“ bisher gar nicht herausgekommen, hat vorzüglich beim Eſſen ſtets viel zu ſparſam ſein müſſen, auch noch trotz der fünf Milliarden, von welchen ſie nichts bekommen hat, und iſt deswegen an die unzureichende Fürſorge in den Berliner Reſtaurants mit wenig Ausnahmen gewöhnt, welche ſie ſich hat gefallen laſſen müſſen. In Wien iſt aber von dergleichen ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr die Rede geweſen, und als einſt Wiener Bürgern in einem Vortrage geſchildert wurde, wie ökonomiſch man in Berlin ſich einrichten könne, was bei den Preiſen vor 1870 nämlich noch möglich war, erfolgte ein allgemeiner Ausbruch der Entrüſtung: „So könne mir aber nit lebe. Do lebt man halt beſſer goar net.“

Es ist dazu zu bemerken, daß die Fleischnahrung noch niemals in Berlin hundert Pfund auf den Kopf im Jahre erreicht hat, während für Wien schon seit Jahren eine Fleischnahrung von hundertundfünfzig Pfund auf den Kopf im Jahre feststeht, nach Ausweis der städtischen Thoraccise. Zu welcher Aenderung die Aufhebung der Schlachtsteuer in Berlin hierin dauernd führen wird, muß noch abgewartet werden. Nach den bisherigen Lebenserfahrungen ist es sehr fraglich, ob die Schlachtsteuer wirklich die Ursache des so sehr viel geringeren Fleischverbrauchs in Berlin gewesen ist, verglichen mit den drei anderen Millionenstädten, welche sämmtlich einen ungefähr um das Gleiche höhern Fleischverbrauch aufweisen, obgleich in Wien und Paris das Fleisch zu versteuern ist, und in London nicht. Es sieht dies fast so aus, als ob diese Großstädte sich im Fleischverbrauch keinen merkbaren Zwang anthun, ohne alle Rücksicht darauf, ob das Fleisch versteuert werden muß oder nicht. Zwar übt die Zahlungsfähigkeit ohne allen Zweifel Einfluß auf den Verbrauch aus; aber eben so gewiß thut es die bisherige Gewohnheit, und der Unterschied derselben dürfte gerade in ganz großen Städten, in welchen die Gewohnheit auch zu conventionellem Zwange zu führen pflegt, mit besonderm Nachdruck in Rechnung zu bringen sein.

Der Wiener hatte wissen wollen, was Zander sei und denselben bestellt, als er darüber aufgeklärt wurde, daß es Schyll sei. In Wien gilt derselbe für den leckersten Flußfisch nächst dem Fogasch, der aus dem Plattensee in Ungarn kommt. Auch bei uns in Berlin betrachten wir den Zander als den zartesten aller unserer Flußfische. Aber man darf ihn nicht in einem Restaurant mittlerer Ansprüche essen. Der Wiener kostete und schüttelte den Kopf. „Das ist ja ein sonderbares Essen", sagte er; „es bleibt mir zwischen den Zähnen; es will net hinunter; was ist denn das?" „Fragen Sie den Kellner, wann der Fisch

zuletzt gelebt hat", antwortete ich. „Es wird wohl vor acht Tagen gewesen sein; er kommt aus dem Eisschrank." „Kellner", rief jetzt der Wiener nach der Berliner Regel, „das ist ja eine Leiche; essen Sie denn in Berlin Fischleichen?" „Ick soll ihn wohl zappelnd uf den Tisch bringen?" brummte der Kellner, „lebendig is er doch schon jewesen; wie lange det her is, kann Ihnen ja janz gleich sein, wenn et man Zander is." Der Wiener rief „brr!" und schob den Teller von sich. „Also bringen Sie mir", sagte er, wieder nach der Karte greifend, „Kalbscotelettes." Eine Cotelette kam rasch; sie sind des Abends fast immer fertig, während in Paris und namentlich in London niemals etwas „schon fertig" ist. In London wird womöglich das rohe Fleisch erst dem Gaste gezeigt, ehe es auf den Rost gelegt wird, zur Auswahl. Die Cotelette war panirt, nämlich mit Ei und geriebener Semmel bestrichen, und dann nicht auf dem Roste, sondern in der Pfanne gebraten. Diese Behandlungsart hat sich aus Deutschland auch nach Italien verbreitet; man nennt's dort „Mailänder" Coteletten. Mailändisch soll hier Deutsch heißen, denn Mailand ist diejenige Italienische Stadt, wo Deutsche Sitten am meisten eingedrungen sind. Zu panirten Coteletten wird Fleisch genommen, welches für das Garmachen auf freiem Roste nicht zart genug ist; sie sind darum auch billiger. „Aber das ist ja ein Schnitzel", rief der Wiener; „das muß doch viel feiner geschnitten sein, sonst bleibt es ja zäh"; und so war es wirklich geblieben und ist es gewöhnlich. Ist man einmal an sorgfältigere Küche gewöhnt, so verbietet sich die große Mehrzahl der Berliner Restaurants — leider — von selbst. Es bleiben dann nur, wenn man sich nicht an das eigene Haus oder die Privatküche in anderen Häusern gefesselt sehen will, nur die Restaurants allererster Klasse übrig, welche fast nur Unter den Linden zu finden sind. Hier genießen die Firmen von Hiller, das Französische Restaurant von Langlet, vormals

Hanus, und vor Allem das neue Restaurant von Julitz eines wohlverdienten Rufes. In der Friedrich-Wilhelmstadt aber thut es auch noch, bei etwas geringeren Preisen, das Restaurant von Klette. Sie sind aber auch ungefähr eben so theuer, wie die besten Restaurants in Paris und in Wien, und theurer als entsprechende Plätze in London. Unsere gescheiterten Versuche in jenem Restaurant von gewissen Ansprüchen im Osten aufgebend, verfügten wir uns zu Julitz, wohin schon viel Publikum aus dem Opernhause und aus dem Schauspielhause geströmt war. Hier kann allerdings kein Auswärtiger mehr viel aussetzen. Weine wie Speisen waren wirklich, was sie zu sein behaupteten. Wäre nur nicht wieder die Droschke nöthig gewesen, um dorthin zu gelangen! In diesen Restaurants ist aber von Unterhaltung mit anderen Gästen nicht viel die Rede, wie sie auch in den übrigen Millionenstädten Europas längst ganz aufgehört hat. Die besonderen Plätze dafür muß man jetzt überall aufzusuchen verstehen. In Berlin werden wir dazu in die Bierhäuser, in die Weinhäuser, in die Conditoreien und Cafés gehen müssen. Sparen wir uns dies für einen andern Abend auf. Es sind ja dort auch noch manche Dinge zu beobachten, die in unserer Zeit eine besondere Rolle spielen, Dinge, welche über uns hereinbrechen, ohne daß wir alsbald merken, daß etwas Neues über uns hereingebrochen ist, und daß wir darauf gefaßt sein müssen, mit seiner Zukunft und weiteren Entwickelung zu rechnen und uns dabei durch Vergleiche mit anderen Großstädten bei Zeiten aufzuklären.

IV.

Berlins Kaffeehäuser, Conditoreien, Bier- und Weinhäuser.

Man kann jetzt nicht mehr sagen, daß Berlin ohne Kaffeehäuser ist. Seit der Wiener Weltausstellung, welche auch von so vielen Berlinern besucht wurde, hat es sich in diesem Punkte der Deutschen Hauptstadt an der Donau sklavisch unterworfen und beginnt dieselbe nachzuahmen, selbst bis in unwesentliche Aeußerlichkeiten hinein. Aber die neuen wirklichen Kaffeehäuser Berlins, von denen man früher gar nichts gewußt hat, tragen denn auch sämmtlich den besonderen Namen „Wiener Kaffeehaus". Es war wohl das Klügste, was unter den Umständen geschehen konnte. Vorher hatte es in Berlin außer eigentlichen Kuchenbäckern nur Conditoreien mit Zeitungen gegeben, welche ebenfalls kein heimisches Culturerzeugniß, sondern von Graubündnern aus dem oberen Engadin errichtet waren. Diese hatten allein die Kaffeehäuser zu ersetzen. Es waren und sind noch heute recht ungeschickt eingerichtete Institute, die sich hauptsächlich von Berlin aus über ganz Norddeutschland verbreitet und nicht geringen geschäftlichen Erfolg gehabt zu haben scheinen, wie die Landschlösser der Josty u. s. w. im oberen Engadin beweisen. Dabei machen diese Schweizer Conditoren keinen Hehl daraus, daß es ihnen niemals eingefallen ist, sich mit ihrer Waare irgend welche Mühe zu geben. Stets haben sie dieselbe maschinenmäßig, meist in einer überaus schmutzigen Küche oder im Keller, angefertigt. Ihr Geheimniß scheint darin bestanden zu haben, daß sie einerseits stets nur mit Landleuten arbeiteten,

welche sie schon als Knaben aus Graubünden kommen ließen, und welche, zu Schweizerischer Sparsamkeit erzogen, mit äußerst geringem Lohn zufrieden waren, und andererseits sich auf das Bedürfniß stützten, daß man auswärtige Zeitungen irgendwo ausliegend finde. Die Conditorei war bei ihnen nur das Nebengeschäft; das damit verbundene Café ward immer mehr das Hauptgeschäft. Die Vereinigung von Café und Conditorei krankte aber von vornherein an dem Mißstande, daß die Zeitungsleser im Café rauchen wollen und dies doch in einer Conditorei eigentlich nicht zulässig ist. Es mußte daher ein besonderes Rauchzimmer eingerichtet werden, welches sich immer noch mit den Nebenzimmern, in denen Damen Süßigkeiten naschen wollen, schlecht genug verträgt. An eine eigene, kraftvolle und zweckmäßige Entwickelung des Kaffeehausgeschäfts in Berlin war bei einer solchen Zusammenkuppelung zweier Geschäfte, die nicht zusammen gehören, nicht zu denken. Die Schweizer Conditoreien erhielten den Hauptbesuch ihres Rauchzimmers aus den Kreisen des sich vor dreißig Jahren eben bildenden Journalistenstandes, der hier den größten Theil des Nachmittags zuzubringen pflegte, um eine Uebersicht über die Presse des Auslandes, hauptsächlich die Französische und Belgische, gewinnen zu können. Doch ließ es der anerkennenswerthe Patriotismus dieser Schweizer Conditoren auch niemals an Schweizer Zeitungen fehlen, und bis heute ist der „Bund" vielleicht in jeder Schweizer Conditorei Norddeutschlands zu finden. Die Journalisten unserer Deutschen Durchgangszeit — in Berlin meist Correspondenten der großen Provinzialblätter, da es in Berlin selbst noch keine nennenswerthe Presse gab und eigentlich auch noch bis heute keine wirklich einflußreiche Presse giebt, — tauschten in den Rauchzimmern der Schweizer Conditoreien mit einander aus, was sie an Localneuigkeiten aufzuhaschen vermocht hatten, und hatten dabei auch ihre gebrandmarkten Horcher, an welchen sie sich durch „Jagd-

geſchichten" rächten, bei deren vorher verabredeter Mittheilung ſie ſich ausdrücklich behorchen ließen, und welche dann in irgend einem kleinſtädtiſchen Blatte, ſehr häufig einem Thüringer, das in der Conditorei auslag, unter allgemeiner Schadenfreude gedruckt erſchienen. War dem Schweizer Conditor der Verſuch geſcheitert, ein florirendes Kaffeehaus in ſeiner Conditorei zu Stande zu bringen, ſo gab der zähe Sohn Helvetiens ſein Spiel darum doch nicht auf. Er ſchaffte dann ein hübſches Ladenmädchen an, welche ſich von jungen Officieren und anderen jungen Leuten die Cour ſchneiden ließ. Den Officieren war es damals noch nicht erlaubt, Wein- oder Bierhäuſer zu beſuchen; ſie waren eben auf die Conditoreien beſchränkt. So vermochten denn auch dieſe Schweizer Conditoreien zweiter Klaſſe, die jetzt wohl meiſt eingegangen ſind, ihre Exiſtenz zu friſten. Es war im Ganzen eine recht jämmerliche Einrichtung für die Befriedigung eines doch wirklich vorhandenen Bedürfniſſes; denn da wohl kein Menſch alle Zeitungen ſelber halten wird, in welche er doch jeweilig hineinblicken möchte, ſo iſt es gewiß wünſchenswerth, daß es in einer Großſtadt, die dabei den „Club" noch gar nicht kannte, und in welcher auch die Journal-Leſezirkel ſich noch nicht einzubürgern vermocht hatten, öffentliche Orte gäbe, wo man auch Zeitungen einzuſehen vermag, die man nicht hält.

Auch nach dem März des Jahres 1848, als die einheimiſche Preſſe frei geworden war und mit der auswärtigen den Anſpruch auf tägliche Beachtung von Seiten aller Geſellſchaftsklaſſen theilte, wollte das Kaffeehaus ſich immer noch nicht in Berlin einbürgern. Die raſche Vermehrung, Vergrößerung und beſſere Ausſtattung der Bierhäuſer, welche nun um ſich zu greifen begann, führte auch in dieſen zur Auslage zahlreicherer Zeitungen, wovon indeß hauptſächlich die Berliner Localpreſſe den Vortheil zog. Denn die nöthige größere Aufmerkſamkeit

des Lesers, der einen Ueberblick der Weltlage auch aus Zeitungen zu gewinnen strebt, welche außerhalb erscheinen, verträgt sich schlecht mit der lärmenden Unterhaltung, welche der Biergenuß ringsum zur Folge zu haben pflegt.

Erst auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 ward es durch die Bequemlichkeit, den Luxus und den sonstigen Reiz des Wiener Kaffeehauslebens einer gar zu großen Anzahl Berlinern, die es nun plötzlich und gleichzeitig zuerst kennen lernten, zum Bewußtsein gebracht, daß Berlin in dieser Sache in eine offenbare Sackgasse hineingerathen sei, und daß die Umkehr versucht werden müsse. Der erste Versuch eines Kaffeehauses im Wiener Stile fand in der neuen eleganten Kaisergallerie statt, welche von Unter den Linden nach der Behrenstraße führt. Der Versuch schlug augenblicklich ein, wie vorauszusehen war. Man kochte den Kaffee nach Wiener Art unter Zusatz von sogenanntem Feigenkaffee, tischte ihn im Glase auf, statt in der Tasse, gab den Mischungen von Kaffee und Sahne, nach dem Wiener Beispiel, besondere Namen je nach der Farbe, wie „Mehr weiß", „Melange" und „Capuziner", obgleich in Berlin doch Niemand weiß, wie ein Capuzinermönch aussieht, und sorgte auch für „Kipfel" und anderes Wiener Kaffeegebäck, auf welches sich in Berlin schon eine ganze Anzahl von Bäckereien, unter dem Namen von Wiener Bäckereien, geworfen hatten, wie es denn sogar schon seit längerer Zeit in Berlin auch besondere Englische Weißbäckereien gab. Die Kellner ließ man anfangs ganz und gar aus Wien kommen, um gleich den richtigen Schwung in die Sache zu bringen, mit Zahlkellner, Zeitungsordner u. s. w., und obgleich sich das Berliner Publikum nicht ganz leicht in die neue Form fand, begann es allmählich doch Geschmack daran zu finden. Ein zweites solches Wiener Kaffeehaus ward in der Industriehalle in der Commandantenstraße errichtet, und endlich ein drittes, das größte und erfolgreichste von allen, im Erd-

geſchoß des großen Actien-Gaſthofes „Kaiſerhof“ auf dem Ziethenplatze, welcher bekanntlich gleich nach ſeiner Eröffnung von einer großen und gefährlichen Feuersbrunſt heimgeſucht wurde. Betritt man die Friedrichſtadt, aus den Weſtend-Vorſtädten kommend, oder auch vom Magdeburger Bahnhofe durch das Leipziger Thor, ſo erreicht man dieſes neue Wiener Kaffeehaus zuerſt. Man wird ſich dort angenehm von der Schnelligkeit und Bereitwilligkeit der Wiener Bedienung berührt fühlen; aber man wird auch alsbald entdecken, daß unſere Berliner Baumeiſter für Einrichtungen, die ihnen nicht von Jugend auf bekannt ſind, noch ſehr viel zu lernen haben. Faſt alle Fehler, die bei der baulichen Einrichtung eines großen Kaffeehauſes gemacht werden können, ſind hier gemacht. Die Auslage von Zeitungen iſt hier ſehr reichhaltig und erreicht, glaube ich, die Zahl von hundertundachtzig. Aber die Schränke, in denen ſie aufbewahrt werden, haben an ſo unglücklicher Stelle angebracht werden müſſen, daß ſie im Gewirre der Bedienung, die hier vorbeizuſtürmen hat, für das Publikum kaum zugänglich ſind, und ohne einen beſondern, die Zeitungen ordnenden Kellner, der alle verlangten Zeitungen, ſo ſchnell er kann, herbeiſchleppt und ſie auch eben ſo ſchnell wieder an ihren Platz ſchafft, würde das Publikum vielleicht wenig von dieſer reichen Auswahl von Zeitungen haben. Dann iſt aber bis jetzt auch noch ein Hauptſchritt zu thun geblieben. Von Zeitungen, welche häufig verlangt werden, halten die großen Wiener Kaffeehäuſer nicht blos einmalig, ſondern bis zu zwölf Exemplaren, damit wo möglich Niemand auf dieſelben zu warten brauche. Die gewaltige Auflage der Wiener Hauptzeitungen, der „Neuen Freien Preſſe“, der „Preſſe“, der beiden „Fremdenblätter“, dem alten und dem neuen, eine Auflage, von welcher auch unſere verbreitetſten Tageszeitungen im Deutſchen Reiche nichts wiſſen, wird ſich hieraus vielleicht begreifen. Denn was Wien ihnen vormacht, machen ihm alle

Oesterreichischen Provinzialhauptstädte, darunter auch Pest, Prag und Triest, alsbald genau nach, und die Wiener Zeitungen fehlen in den Kaffeehäusern keiner dieser Städte. Reist man von Berlin nach Wien auf irgend einer der jetzt so zahlreichen Eisenbahnwege zwischen diesen beiden Großstädten, so findet man sich in der nächsten größeren Deutschen Stadt, sei es nun Breslau oder Dresden oder Leipzig, von der Berliner Tagespresse schon vollständig verlassen. Aber sobald man die erste Ortschaft auf Oesterreichischem Boden erreicht, wird man von den Wiener Tageszeitungen empfangen. Und auf den gleichen Empfang kann man rechnen, sobald man von Italien oder von der Türkei aus die Oesterreichische Grenze überschreitet. Wien hat es eben verstanden, die unbestrittene Hauptstadt des Kaiserstaates auch nach dem Ausgleiche und trotz der „autonomischen" Bewegungen der Oesterreichischen Völkerschaften zu bleiben.

In das neue Kaffeehaus im Kaiserhofe, welches nach dem Zulaufe des Publikums bestimmt zu sein scheint, das Vorbild für sämmtliche Kaffeehäuser in Wiener Art zu bleiben, die nun wohl bald massenhaft in Berlin entstehen werden, ist auch der Gebrauch eingeführt, daß man dort Bier, Wein und Essen, wie in vielen Wiener Kaffeehäusern erhalten kann. Das Leben dort dauert bis 2 und 3 Uhr in der Nacht, und das Publikum, zu welchem auch viele Damen gehören, setzt sich mehr und mehr aus den höheren und gebildeten Ständen zusammen. Es ist der erste Punkt, wo es in Berlin wirklich millionenstädtisch auszusehen beginnt. Daß es im größten unserer Gasthöfe liegt, in welchem auch Post- und Telegraphenamt u. s. w. vereinigt sind, trägt hierzu nicht wenig bei. Das Europäische Touristenpublikum, welches mit Ausnahme des Russischen Theils freilich noch immer wenig nach Berlin kommt, sorgt für eine buntere Mischung der Gesellschaft und eine höhere und übersichtlichere Unterhaltung, als man sie sonst in Berlin findet. Doch ist

wohl zu beachten, daß uns dieser Fortschritt ganz und gar aus Wien gekommen ist, und daß wir ohne den Anstoß von dort dergleichen niemals selbstständig auszubilden vermocht hätten. Die Initiative einer echten Großstadt fehlt uns noch ganz.

Schließen wir nun an das Kaffeehausleben zunächst das Weinhausleben an. Es ist alt in Berlin; noch haben wir Weinhäuser hieselbst, welche bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückdatiren. Die ältesten Erinnerungen in dieser Beziehung, von denen ich weiß, haften an dem Weinhause und Weinkeller von Maurer und Bracht in der Brüderstraße in Alt-Cölln. Dieses Weinhaus liegt schräg gegenüber der eben so alten Nicolai'schen Buchhandlung und bildete wohl deswegen einen wöchentlichen Vereinigungspunkt von Lessing, als er in Berlin wohnte, Moses Mendelssohn und dem Buchhändler und Aufklärungsschriftsteller Nicolai. Noch zeigt man im Keller den Tisch und die rohen Holzstühle, auf welchen sie gesessen haben. Sie sollen sich wöchentlich unter einander vorgelesen haben, was sie geschrieben hatten. Dies wäre also die älteste Kunde von einem Schriftstellerkränzchen in Berlin in einem Weinhause. Eine Ueberlieferung, für deren Genauigkeit ich aber keine Bürgschaft übernehmen kann, erzählt, daß Mendelssohn eines Abends (1766) den Freunden seine Schrift vorgelesen habe: „Phädon, über die Unsterblichkeit der Seele." Außer den Dreien war Niemand im Keller, als Grützmacher, ich glaube ein Pulvermüller Friedrich's des Großen. Ein sandiger Landstrich bei Berlin hat noch von ihm den Namen. Er saß mürrisch von den Dreien abgewendet und trank seinen Wein für sich, hörte aber der Vorlesung zu. Als Mendelssohn geendigt hatte, verharrten die beiden Anderen im Schweigen, weil sie wohl keine Lust hatten, eine Meinung über die Sache abzugeben. Endlich sagte Grützmacher, immer noch abgewendet: „Ick glaube nich an die Unsterblichkeit." „Warum denn nicht, Herr Grützmacher?" fragte

Nicolai. „Na, wenn ick dran glaube, und sie kommt nich, ärgere ick mir; und wen ick dran glaube und sie kommt, is et och noch so. Wenn ick aber nich dran glaube und sie kommt nich, schadt es nischt. Dagegen, wenn ick nich dran glaube und sie kommt, freue ick mir." Was die Drei zu diesem ganz utilitarischen Unglauben gesagt haben mögen, ist mir nicht berichtet worden.

Solche Schriftsteller-Kränzchen in den alten Berliner Weinhäusern haben auch später für die Entwickelung der Deutschen Literatur eine nicht ganz geringe Rolle gespielt. An der Spitze ist hier wohl das Weinhaus von Lutter und Wegener am Schillerplatz, an der Ecke der Charlotten- und Französischenstraße, zu nennen. Hier fanden sich vor mehr als funfzig Jahren Adalbert v. Chamisso, Theodor Amadeus Hoffmann, der Criminalist Hitzig, Verfasser des neuen Pitaval, und der Schauspieler Ludwig Devrient zusammen und „wachten beim Klange der Becher und wüstem Treiben die zwölfte Stunde heran", wie Chamisso in seiner „Erscheinung" es uns schildert. Es muß eine stets phantastisch erregte Gesellschaft gewesen sein. Devrient's markirte Züge beim Sprechen werden hier noch in einer Federzeichnung, möglicher Weise von Hoffmann's Hand, aufbewahrt. Die Stelle Devrient's, welcher es zuweilen zu Jahresrechnungen von 5000 Thalern gebracht haben soll, hat seit lange, aber nicht im Punkte der Rechnungen, der Hofschauspieler Döring eingenommen, welcher jeden Mittag in einem festen Cirkel hier zu finden ist und der sich ja wirklich als Nachfolger Devrient's im Charakterspiele betrachten kann. Hier lebt also noch die alte Zeit. Einen bedeutenden literarischen Einfluß haben auch die Weinhandlungen von Walburg in der Münzstraße und von Fuß-Hippel in der Dorotheenstraße ausgeübt, in welchem die Jung-Hegelianer des vierten und fünften Jahrzehntes in diesem Jahrhundert zusammenzukommen pflegten. Aber über diese Kreise ist das Rad der

Zeit, sie auseinander stiebend, hinweggerollt. In den alten Berliner Weinstuben, deren es eine sehr große Zahl gab und noch giebt, und die in ähnlicher Weise sonst wohl nur in Norddeutschen Provinzialstädten sich finden, ward hauptsächlich Französischer Rothwein getrunken, und ihnen Allen war der Stammtisch gemeinsam, um welchen sich Gäste gemeinsamer geistiger Neigung entweder jeden Mittag oder jeden Abend zusammenfanden. Als die Märzrevolution sich näherte, fanden sich Weinstuben einer ganz neuen Art ein, nämlich Rheinische mit abgehobelten Eichentischen, in welchen fast ausschließlich Rheinwein und noch mehr Moselwein verschänkt wurde. Beide Arten bestehen bis jetzt nebeneinander und haben ganz verschiedene Besucher, wie denn in ihnen auch ein ganz besonderer Ton herrscht. Die Einwanderer aus den westlichen Provinzen und die politische Unterhaltung haben wesentlich diese neuen Rheinischen Weinhäuser aufgesucht. Keine der drei anderen Millionenstädte, etwa Wien ausgenommen, kennt irgend etwas, das entweder der einen oder der andern Art ähnlich wäre.

Doch ist es in Berlin auch bei diesen beiden Arten von Weinhäusern nicht verblieben, hauptsächlich Dank den Anstrengungen, welche die Gesellschaften gemacht haben, die in Ungarn, in Italien und in Spanien für die Pflege des Weinbaues und des Weinabsatzes entstanden. Es scheint, daß man überall dort gerade das mächtig wachsende Berlin, welches allen Rebenhügeln so fern liegt und keine national prädisponirte Weinzunge hat, für einen Kampfplatz ansah, auf welchem sich der internationale Wettbewerb besonders empfehle. Ungarische Weinstuben, auch mit Ungarischer Kost, sind wohl in größter Zahl entstanden; in neuester Zeit ist aber auch Italien, vertreten durch die „Societa Enologica del Trentino", mit Erfolg in die Schranken getreten. Spanien, welches vorzugsweise in London für Nationalspanische Weinhäuser gesorgt hat und dem Englischen Sherry mit un-

verschnittenem Xeres jetzt Concurrenz macht, ist auch nicht zurückgeblieben. Am meisten überrascht aber wohl in Berlin eine ganze Zahl von Capweinhandlungen, welche ursprünglich durch Missionäre der Brüdergemeinde zu den Hottentotten ins Leben gerufen wurden. Denn in England selbst trinkt Niemand den nach dem Carroostaub schmeckenden und sehr billigen Capwein, ausgenommen Matrosen, die ihn am Cap kennen gelernt haben, und sonderbarer Weise die Omnibuskutscher, welche es als von ihrer Standesehre geboten ansehen, Wein statt Bier zu trinken und theure Weine nicht bezahlen können. Dieser Buntscheckigkeit der Berliner Weinkarte setzt es aber die Krone auf, daß das neue Kaffeehaus, von welchem ich oben gesprochen habe, vielleicht der Amerikanischen Touristen aus dem Hotel wegen, es für geboten erachtet, die Weine der Staaten Ohio und Missouri zu führen. Fast mit Besorgniß sieht man in Berlin einer Zukunft entgegen, wann möglicher Weise auch noch Wein-Ausfuhr-Beförderungs-Gesellschaften in Grünberg und Guben, in Meißen und Naumburg auf den Gedanken kommen werden, Wirthschaften mit Norddeutschen Weinen in Berlin zu eröffnen.

Aelter noch als das Weinhaus ist in Berlin wahrscheinlich das Weißbierhaus; aber bei den Wirthschaften, welche dieses Localgebräu verschänken, ist von fortschrittlicher Entwickelung keine Rede, — eher vom Gegentheil. Und doch bin ich genöthigt, zunächst mitzutheilen, was jedenfalls nur wenig bekannt ist, und wahrscheinlich noch weniger erwartet wird. Trotz der ungeheuren Ausbreitung des untergährigen Bieres nach Bairischer Art in Berlin seit etwa 40 Jahren, trotz der zahlreichen und großartigen Brauereien, welche rings um Berlin für Herstellung dieses Getränkes entstanden sind und welche jetzt größtentheils Actien-Gesellschaften gehören, trotz der vielen und großen, oft palastähnlichen Schanklocale, welche neuerdings entstanden sind, und trotz einer dabei noch immer namhaften Einfuhr unter-

gährigen Bieres aus Sächsischen, Bairischen und vorzüglich Oesterreichischen Brauereien, hat der Weißbierverbrauch in Berlin nicht nur nicht abgenommen, sondern statt dessen vielmehr beständig noch etwas zugenommen. Freilich geschah dies nicht in demselben Maße, wie die Bevölkerung zugenommen hat; aber in wirklichem Aussterben ist er eben keineswegs. Die Zunahme ist wohl Hand in Hand mit der Zunahme der Kellerwirthschaften gegangen, welche noch immer vorwiegend Weißbier ausschänken und es auch zum Hausverbrauche in die Wohnungen vertreiben. Die arbeitende Klasse, welche aus den östlichen Provinzen nach Berlin strömt, und gerade diese bildet den Hauptzuzug von Berlin, zieht noch immer Weißbier (und Branntwein dazu) dem untergährigen Lagerbier vor, weil sie es für gesunder und für verträglicher mit der Arbeit hält. Besonders die Arbeiter in freier Luft, welche vorzugsweise aus den früher Slawischen Landestheilen stammen, werden rasch leidenschaftliche Kunden für das Weißbier und bleiben es für den Branntwein. Da nun aber die Weißbierwirthschaft eine solche ist, welche nicht in größerem Maßstabe und nur in wenigen besseren Häusern ganz für sich betrieben werden kann, wegen des Abzugs auf Flaschen und der bestimmten kurzen Gährzeit in der Flasche, so ist dieser ganze Theil der arbeitenden Klassen auf die Kellerwirthschaften mit ihren so bedenklichen Nebenumständen verwiesen und im Wirthshausleben von den übrigen Gesellschaftsklassen scharf abgetrennt.

Es ist dies durchaus eine Eigenthümlichkeit von Berlin, welche für die werdende Millionenstadt noch große Gefahren herbeiführen kann und für jetzt wenigstens das Kellerpublikum vor allem Schliff durch Berührung mit anderen Gesellschaftsklassen abhält. Zugleich wird dadurch auf die bekannte Rohheit des Benehmens, welche sich bei Berliner Massenbewegungen zeigt, ein erklärendes Licht geworfen.

Der Aufschwung der Lagerbier-Wirthschaften in Berlin ist darum aber doch ein sehr großartiger gewesen und hat in neuester Zeit vorzüglich die Wendung genommen, daß es zur Eröffnung sehr großer Bierhallen, im Sommer in den Brauereien vor den Thoren, im Winter auch in der Stadt selbst, gekommen ist. Um das Geräusch in denselben zu übertönen und zugleich für Unterhaltung zu sorgen, hat man mit immer wachsendem Eifer die Instrumental-Musik zu Hülfe genommen und es finden auch schon in großen Bierhallen Concerte statt, für welche keinerlei Eintrittsgeld mehr erhoben wird. In dem unteren Saale der gewaltigen, von Wäsemann mit Geschmack erbauten, Reichshalle auf dem Dönhofsplatze spielt deswegen, nach einem Vorbilde, welches mir bisher nur in Moskau vorgekommen ist, ein kräftiges mechanisches Harmonium, einem Instrumental-Concerte in der Wirkung gleichend, während im oberen Prunksaale die Oesterreichische Damencapelle für Eintrittsgeld spielt. Ein unentgeltliches Instrumental-Concert findet z. B. in der benachbarten Bierhalle im Industriegebäude statt. In anderen großen Sälen finden sich anspruchsvollere derartige Genüsse mit dem Abendbiergenuß vereinigt. Im Sommer ist die Zahl derselben vor den Thoren sehr groß. Diese Art von Musiken sind ein Beitrag wohl hauptsächlich unserer Provinzen Sachsen und Schlesien und des Königreichs Sachsen, wo die Instrumental-Musik für das Volk zu Hause, zum Wirthshausleben unserer angehenden Millionenstadt.

Was diese Art der Unterhaltung für die größere Volksmasse ist, da, wo man mit Familie hingeht, das sind in Berlin für einzelne Leute, ohne Familienbegleitung, und zwar für solche, welche eine zweideutige Unterhaltung aufsuchen, die Bierhäuser mit Truppen von Sängerinnen. Ihre Zahl wird immer größer und die Ausstattung immer prunkvoller, aber die Unterhaltung auch immer lasciver. Wir sind hier an eine Erscheinung der

Gegenwart gelangt, welche trotz aller versuchten amtlichen Einschränkung überall durchdringen zu wollen scheint. Derartige Gesangeshallen giebt es in London, Paris und Wien, wie in Berlin, nur überall mit etwas anderem Charakter. Sie sind mir auch in den Holländischen Städten, in Rotterdam und in Amsterdam, begegnet, und ebenso in Athen und Konstantinopel, auch in ganz Italien, wo sie indeß auf den Gesang ausgewählter Arien aus Opern sich beschränken. Ich habe sogar gehört, daß die Russen bei der Einnahme von Samarkand dort eine der bekannten Presnitzer Damencapellen vorgefunden haben sollen. Was die Zeit gebiert, hat man vor Allem zu beachten. Was daraus werden wird und ob es zu unterdrücken sei, muß man sich dann überlegen.

Nehmen wir von dem nicht politischen öffentlichen Leben Berlins hier Abschied, um uns zunächst noch in seinem Privatleben und vorzüglich in seinen Wohnungen umzusehen.

V.

Berliner Privatwohnungen und Gesellschaften.

In vorliegendem Bilde habe ich theilweise von Vorgängen, verknüpft mit den Bestrebungen Berlins, sich besser für eine Europäische Großstadt der Zukunft einzurichten, zu erzählen, bei welchen ich selbst unwissentlich mitgewirkt habe. Der Leser wird den Vortheil davon haben, aus erster Quelle Licht über eine Bewegung ausgegossen zu sehen, welche Jahre lang gedauert hat und keineswegs auf Berlin beschränkt geblieben ist; es ist dies die Bewegung für Wohnungsreform. Zur Zeit des Sommerquartalwechsels im Jahre 1863 hatte in der Louisenstadt in Berlin, einem neuen Stadtviertel, welches ganz aus großen Miethskasernen besteht und damals schon nahe an 120,000 Einwohner zählte, ein ausgesprochener Straßenaufstand der Miether gegen die Hauswirthe stattgefunden, unter überwiegender Theilnahme des weiblichen Geschlechts, welcher eine volle Woche dauerte, jeweilig eine recht bedenkliche Gestalt annahm und schließlich nur durch eine Folge von Regentagen erstickt wurde. Bei der allgemeinen Volkszählung am 1. December 1864, in welche, auf Andringen des Stadtverordneten Dr. med. Neumann in Berlin, auch die Wohnungsverhältnisse aufgenommen waren, hatten sich diese als ganz besonders ungünstig für Berlin herausgestellt, und vor Allem hatte sich ergeben, daß fast die Hälfte seiner Bewohner in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer wohne. Mit den so sehr viel besseren Wohnungsverhältnissen in den Englischen Städten, auch in den Belgischen und Holländischen,

ſelbſt bei uns im nordweſtlichen Deutſchland, ſo weit Bremen ihm die Sitte vorſchreibt, genau vertraut, beſchloß ich, das Eis zu brechen und den Verſuch zu machen, ob ſich unſer Volk nicht dazu bringen ließe, wenn auch ganz allmählich, zu der in all' dieſen Ländern herrſchenden Sitte überzugehen, Häuſer zu bauen, welche im Einzelnen klein und jedes nur für eine Familie beſtimmt ſeien. Ich eröffnete den Feldzug durch einen Aufſatz im vierten Bande des Jahrgangs der „Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft" für 1865 unter dem Titel: „Die Bewegung für Wohnungsreform", in welchem ich zunächſt die Londoner Wohnungseinrichtungen mit ihren ſegensreichen Folgen für das ganze dortige Familienleben aller Klaſſen ſchilderte. Von den praktiſchen Folgen dieſes Aufſatzes ſpäter.

In ſeiner bändereichen Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland, welche jedenfalls eine werthvolle bleibende Quelle für die Culturgeſchichtsforſchung iſt, ſchilderte Nicolai noch mit Stolz die Geräumigkeit der Berliner Wohnhäuſer, vorzüglich ihre luftigen und hellen Treppenhäuſer, und ſtellt ſie der engeren Bauart gegenüber, welche ſich in den volkreicheren Deutſchen Städten, die ſchon im Mittelalter eine Rolle ſpielten, ausgebildet hatte. Es ſind auch noch genug Häuſer der beſſeren Klaſſe aus jener Zeit vorhanden. Denn die Häuſer der beſſeren Klaſſe ſind nicht ſo geſchwind niedergeriſſen und durch Neubauten erſetzt worden, weil ſie eben dauerhafter hergeſtellt waren. An ihnen kann man heute noch ſehen, daß Nicolai damals, alſo im Jahre 1780, Recht hatte. Sie beginnen doch aber bereits eine verſchwindende Minderzahl zu bilden bei der raſch wachſenden Größe der Stadt. Die Urſache dieſer älteren, beſſeren Bauart war, daß Berlin ſchon gegen den Schluß des ſiebzehnten Jahrhunderts den einengenden Gürtel ſeiner Befeſtigung los ward, welcher in anderen Deutſchen Städten fortfuhr, die Wohnungsverkümmerung immer acuter zu machen. Es fand die gewaltige

Friedrich's des Großen und mit seinem Beifall eingeführt hatte, weil die breiten Straßen und weiten Plätze der Dorotheenstadt und Friedrichstadt dadurch ein stattlicheres Aussehen bekamen.

Aber schon frühzeitig hatte man in Berlin begonnen, um das Verbot weiterer Stockwerke zu umgehen, die Keller und Dächer als Wohnungen zu benutzen, welche nicht als Stockwerke gerechnet wurden. In der Zeit der großen Kriege mit Frankreich kam der Häuserbau fast ganz zum Stillstand, und dieser dauerte auch noch manches Jahr nach dem zweiten Pariser Frieden fort. Die Bevölkerungsvermehrung der Stadt, welche alsbald nach diesem Frieden wieder begonnen hatte, mußte sich in den Häusern unterbringen, die man eben schon vorfand. Es kam nun zu getheilten und immer kleineren Wohnungen, auch bei verhältnißmäßig noch immer sehr geringen Miethspreisen. Denn das Volk war arm, wie aus vielen Anzeichen zu schließen, nach dem zweiten Pariser Frieden, ärmer, namhaft ärmer, als vor der Schlacht bei Jena. Nach Berlin strömte es aber doch. Die Wohnungsverkümmerung durch Theilung der alten Wohnungen und durch Benutzung von Kellern und Dächern zur Wohnung ward nun immer größer. Als der Neubau wieder begann, zuerst in dem nördlichen Stadtviertel, welches von Friedrich Wilhelm III. den Namen trägt, in der Friedrich-Wilhelmstadt, begann man schon die Häuser für viel bescheidenere Wohnungsansprüche einzurichten, auch bei den besseren Gesellschaftsklassen, als Berlin vor den Kriegen gewohnt gewesen war. Noch mehr geschah dies in den nördlichen Vorstädten, welche vor dem Oranienburger, dem Hamburger und dem Rosenthaler Thore entstanden, Thore, die jetzt verschwunden sind. Als schließlich auch, rechts vor dem Potsdamer Thore, wo die ersten Eisenbahnen mündeten, es zu ausgedehnterem Neubau kam, bewies auch dieser für die wohlhabenderen Klassen bestimmte Neubau, daß man sich schon in Berlin in eine viel ungenügendere Wohnungsform willenlos

ergeben hatte, als man sich auf der Höhe des achtzehnten Jahrhunderts würde haben gefallen lassen, und seitdem und bis diesen Augenblick ist es immer schlimmer geworden. Denn je beschränkter und je mehr übereinander gethürmt die Nachgiebigkeit des Volkes die Miethswohnungen zu bauen erlaubt, desto höher wird der Preis des Baugrundes, aus welchem dann eben mehr herauszuschlagen ist. Der Bau langer Hinterhäuser an schmalen Höfen und die Thürmung der Stockwerke nahm beständig zu, und eben so die Einrichtung von Kellerwohnungen; die Breite der Fensterpfeiler und die Geräumigkeit der Hausflure und Treppenhäuser nahm beständig ab. Auch in Wien und Paris — aber durchaus nicht in London — ist dies geschehen. Aber in Wien und Paris hat man sich dabei doch besser zu helfen gewußt als in Berlin, weil eben diese echten Großstädte muthigere und gedankenvollere Initiative besitzen und allerdings auch reicher sind als wir.

Schon im vorigen Jahrzehnt war es, vorzüglich bei den Neubauten in der Louisenstadt, im Stralauer Revier und in den Vorstädten vor den nördlichen Thoren zu einer wahrhaft beängstigenden Verkümmerung der Wohnungen aller Gesellschaftsklassen gekommen. Eine Berliner Miethskaserne hatte in den meisten Fällen die Gestalt eines an der Straße siebenfenstrigen Hauses angenommen, mit vier über dem Erdgeschosse aufgethürmten Stockwerken und einem Kellergeschoß. Längs des schmalen Hofes hatte sie zwei Seitenflügel bekommen, in welchen besondere, sehr schmale Treppen rechts und links durch alle Stockwerke führten, die Vorderwohnungen von den Hinterwohnungen scheidend. Häufig waren aber auch die beiden Seitenflügel, da, wo sie zu Ende liefen, noch durch ein Quergebäude auf dem Hofe verbunden, welches wieder sein eigenes Treppenhaus hatte. Alle diese Gebäude zählten mit dem Erdgeschosse fünf Geschosse, wozu dann unwandelbar noch ein Kellergeschoß kam, welches

für Wohnungen eingerichtet war. Nur die Dachwohnungen waren ganz in Abnahme gekommen. Im Vorderhause theilte das Treppenhaus, welches neben dem Hausflur und über demselben emporstieg, jedes Geschoß in zwei Wohnungen. Dies giebt mit den zwei Kellerwohnungen zwölf Wohnungen allein im Vorderhause. In den beiden Seitenflügeln schlossen sich dann wieder zwölf kleine Wohnungen, sämmtlich mit nur einem heizbaren Zimmer und häufig ganz ohne Küche, an diese größeren zwölf an. Wo das Quergebäude auf dem Hofe nicht zu durchlaufenden Werkstätten verwandelt, was in der Louisenstadt allerdings sehr häufig der Fall, sondern ebenfalls zu Wohnungen verwendet war, kamen noch zwölf hinzu, so daß es eine solche Miethskaserne bei nur sieben Fenster Straßenfront auf 36 Wohnungen brachte. Auch die Wohnungen im Quergebäude gehörten in den meisten Fällen zur allerkleinsten Art. Den Kinderlärm und den Schmutz in einem solchen Hause kann man sich denken. Da nur Balkenlager die Stockwerke von einander scheiden, dröhnte der Lärm vorzüglich von oben bis nach unten durch. Doch verlassen wir die allgemeine Schilderung und wenden wir uns zu eigenen Erfahrungen, bei welchen es sich um Fälle handelt, die noch zu den allerbesten gehören.

Im Sommer 1866, während des Krieges mit Oesterreich, wohnte ich in einem stattlichen, neu erbauten Hause mit großem Balcon und Vorgarten, in der eleganten Westend-Vorstadt am Schifffahrtscanal, ziemlich nahe dem zoologischen Garten. Eine echte Miethskaserne war das Haus aber doch. Dasselbe hatte drei Stockwerke über dem Erdgeschoß, also vier Geschosse über der Erde, und dann noch ein geräumiges Kellergeschoß, dessen eine Hälfte ein Kuchenbäcker bewohnte, welcher für einen gewissen Nachlaß an der Miethe die Pflicht übernonmen hatte, den Portier des Hauses zu spielen. Auf diese unregelmäßige und ganz unzureichende Weise verschafft sich nämlich Berlin in weit-

aus den meiſten Fällen ſeine lebendigen Portiers, ſo weit man nicht ſchon mit einem gedruckten, ſogenannten ſtillen Portier, im Hausflur zufrieden iſt. Sie ſollen das ſein, was in Wien die Hausmeiſter und in Paris die Concierges ſind, geben aber, mit dieſen verglichen, nur noch einen ganz jämmlichen Nothbehelf ab.

Ich bewohnte die Hälfte des erſten Stockwerks über dem Erdgeſchoß, welches wir die Belle-Etage zu nennen gewohnt ſind, obgleich es, wenn man einmal Franzöſiſch ſprechen will, das Bel-Etage, alſo das ſchöne Stockwerk heißen müßte. Im Erdgeſchoß unter mir, welches bei uns wieder Parterre heißt, als ob wir noch in der Zeit Friedrich's des Großen lebten, wohnte ein alter Rentier und Jagdliebhaber mit zwei großen Hunden. Ueber mir, im zweiten Stock, wohnte ein Regierungsrath mit einer jungen Frau, welche kürzlich ihr erſtes Kind bekommen hatte. Noch höher, im dritten Stock, waren Leute die Miether, welche zur Aftervermiethung genöthigt waren. Sie hatten eine Gutsbeſitzerfamilie aus der Provinz zu Aftermiethern in ihre Vorderzimmer genommen, welche ſich vorübergehend in Berlin aufhielt, um hier das geſellige Leben zu genießen.

Dieſe Gutsbeſitzerfamilie, welche ſich hatte einladen laſſen, mußte doch nun auch einmal wieder einladen, nämlich nach Berliniſchen Begriffen, obgleich ſie zur Aftermiethe wohnte. Eines Abends alſo gab ſie, da ſie junge Töchter im Hauſe hatte, einen Ball! Einen Ball im Sommer, im dritten Stockwerk, in gemietheten Zimmern ohne Küche! Aber hierauf ſind wir in Berlin eingerichtet. Die Bewirthung übernimmt ein Garkoch in der Stadt, der auch das nöthige Silberzeug und Tiſchzeug, ja, ſelbſt fehlende Tiſche und Stühle, Lampen und Leuchter liefert und ſich dafür ſo und ſo viel für den Kopf bezahlen läßt. Deſſen bedienen ſich eben ſo gut anſäſſige Berliner Familien im Winter, und kehren dabei in ihren kleinen Wohnungen das Oberſte

zu unterſt, um ſo viele Einladungen ergehen laſſen und ſich bei ſo Vielen zu gleicher Zeit revanchiren zu können, wie nur möglich. Die Betten werden dann aus den Schlafzimmern in die Küche oder in irgend einen Verſchlag geſchafft, um mehr Platz zu gewinnen; kleine Kinder werden bei Freunden untergebracht, damit ſie nicht ſtören und damit auch das Kindermädchen aufwarten kann, und für zwei Thaler und ein Abendeſſen, nebſt ein paar Glas Moſel-Cardinal-Bowle, gewöhnlich eine ſchreckhafte Zumuthung für jeden Weintrinker, wird ein gewerbsmäßiger Pianiſt gemiethet, welcher dann die ganze Nacht auf dem gleichfalls gemietheten Inſtrumente herumhämmert, daß es nur eine Art hat.

Verzeihlicher war es ſchon, wenn die zur Aftermiethe wohnende Gutsbeſitzerfamilie dies that, aber nicht verzeihlich war es, daß ſie es bis lange nach Mitternacht erbarmungslos fortſetzte, ſich im oberſten Stockwerk einer Miethskaſerne auf dieſe Weiſe mit ihren Freunden zu amüſiren. Der ſchwere Walzertritt der jungen Damen vom Lande, unter welchem die Balkendecke elaſtiſch vibrirte, hatte den Säugling der Frau Regierungsrath im zweiten Stockwerk erweckt, und dieſer begann nun jämmerlich zu ſchreien. Sie ſchickte hinauf, um bitten zu laſſen, daß man aufhöre; aber es fiel Niemandem ein, den geſelligen Jubel unterbrechen zu wollen. Nun mußte die Amme den Säugling von neuem in Schlaf wiegen; aber dies war bei dem fortdauernden Lärmen nicht ſo leicht. Hin und her ging die Wiege, und nun wachte ich auf, der im erſten Stockwerk gerade darunter ſchlief, und konnte nicht wieder einſchlafen. Wenn man nicht ſchlafen kann, iſt es am beſten, zu arbeiten. Bald war ich in meinem Arbeitszimmer, wo ich gerade an meiner zweiten Arbeit über Wohnungsreform ſchrieb. Ich war grimmig, und dieſe Arbeit zeigt es, und Leidenſchaft iſt gerade kein Nachtheil für eine Arbeit, durch welche man die öffentliche Meinung in Bewegung ſetzen will. Ich ſchilderte nun die Wohnungsverhältniſſe von Paris

und Wien und dann diejenigen von Berlin, welche so eben meine Musageten gewesen waren. Schriftsteller, welche componiren, pflegen dazwischen auf und ab zu gehen. Man denkt eben schwungvoller im Gehen. Auf und ab hallten nun meine Tritte, wie über meinem Schlafzimmer die Wiege auf und ab ging. Dadurch weckte ich die Hunde des alten Jagdliebhabers im Erdgeschoß, und weil sie ein ungewohntes Geräusch hörten, begannen sie zu bellen. Vom Balle im dritten Stockwerk war so die Wirkung in die Ferne schon durch drei Geschosse gedrungen. Das Bellen der Hunde weckte den Portier im Erdgeschoß. Dieser, der den Grund nicht kannte, vermuthete alsbald, daß die einsam stehende Miethskaserne — unsere Miethskasernen in Berlin stehen häufig ganz einsam auf den Feldern, im Vertrauen auf den geistreichen Bebauungsplan — von Einbrechern umschlichen werde. Er ging also zu dem Bewohner des Erdgeschosses und lieh sich dessen Jagdgewehr, um auszuschauen.

Unfern von dem Hause war nämlich ein großer Düngerhaufen, von den Willmersdorfer Bauern, denen dort die Feldmark gehört, als Vorrath aufgehäuft. In diesen Düngerhaufen hatten Mutter Grün's Kinder, d. h. Leute ohne Schlafstelle, welche im Sommer im Freien schlafen, und zwar, nach polizeilicher Angabe, zuweilen bis zur Höhe von achttausend, eine Art von Stollen hineingetrieben, um sich darin wärmer zu betten. Von hieraus würde also wohl wahrscheinlich der Einbruch drohen. Der Portier wagte sich aber auch mit der geladenen Flinte nicht hinaus, wenn ihn Niemand sonst aus dem Hause begleite. Es war noch gut, daß er sich fürchtete — in dem Düngerhaufen sollten nämlich dreißig Personen schlafen — und Andere um Rath und Hülfe bat. Hätte er im Dunkeln und in seiner Furcht draußen vielleicht einen Schuß abgefeuert, so hätten im Löwenzwinger des Zoologischen Gartens die Löwen, die bei Nacht nicht schlafen, ihr drohendes Gebrüll hören lassen,

Dann wären auch die übrigen Thiere im zoologischen Garten erwacht, und so hätte der ungehörige Ball ein Concert hervorgerufen, welches Niemand mehr schlafen gelassen hätte. So etwas kann von unrichtigen Wohnungsverhältnissen kommen. Uebrigens dämmerte schon der Tag über dem Thiergarten herauf und meine Schilderung der Wohnungsverhältnisse Berlins, welche eine sehr eingehende ward und die man im dritten Bande des Jahrganges 1866 der Vierteljahrsschrift findet, ward noch an demselben Tage fertig.

Ich hatte mit beiden Aufsätzen ins Schwarze geschossen. Herr Keysler, damals in der Redaction der „Spener'schen Zeitung", jetzt Redacteur der „Post", hatte schon einen großen Theil meines ersten Aufsatzes über die Londoner Wohnungsverhältnisse in der „Spener'schen Zeitung" abgedruckt und damit geschlossen, zur Bildung von Villenbaugesellschaften nach dem Londoner Vorbilde aufzufordern. Ein unternehmender Mann, Herr Werkmeister aus Breslau, dem wir auch die Berliner Sodabuden verdanken, kaufte die ganze geräumige Hügelkette zwischen Charlottenburg und Spandau an, welche noch billig zu haben war, und hier ward dann die erste Villabaugesellschaft gegründet. Aber, wie ich verwahrend bemerken muß, gänzlich ohne mein Zuthun. Das Beispiel fand alsbald weitverbreitete Nachfolge. Die Feldmark von Lichterfelde, zwischen der Anhaltischen und der Magdeburger Bahn, ward für den gleichen Zweck von Herrn Carstens angekauft, der schon in der Nähe von Hamburg, wo der Privatvillenbau stets stärker war, erfolgreiche Versuche gemacht hatte, gemeinschaftlichen Villenbau zu Stande zu bringen. Aber die Bewegung rollte weiter und ward außerhalb Berlins sogar noch schwungvoller. Mir sind die zum Theil sehr erfolgreichen Versuche nicht einmal aus allen Deutschen Städten bekannt; aber es sind mir dergleichen, die erfolgreich waren, in Krefeld und Gladbach, in Görlitz und Breslau, in Karlsruhe

und in manchen anderen Orten begegnet. In Berlin dagegen nahm es mit dem ersten Versuche des Herrn Werkmeister aus Breslau, welchen nach dessen Tode Herr Quistorp aus Stettin fortsetzte, allmählich eine bedenkliche Wendung. Ihr Keim lag in der falschen Bestimmung des Statuts, daß das für verkaufte Baustellen und Häuser eingegangene Geld nicht, wie bei den Englischen Baugenossenschaften, zur Amortisation der Genossenschaftsantheile, sondern zur Verfügung der Unternehmung behufs Erweiterung ihres Geschäfts verwendet werden könnte. Man hatte eine Commanditgesellschaft gegründet, wo nur eine strenge Genossenschaft im Sinne und in der Form der von Schulze-Delitzsch gegründeten Genossenschaften sich eignete. Nachdem ich die unverkennbaren Gefahren jeder Abweichung vom Genossenschaftswesen in der Richtung zur Unternehmung auf Actien, die den Besitzer anonym wechseln, mir zum Bewußtsein gebracht, versuchte ich in einem dritten Aufsatze: „Ueber Häuserbau-Unternehmung im Geiste der Zeit", im zweiten Bande des Jahrganges 1869 der Vierteljahrsschrift, die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb welcher sich aller gemeinschaftlicher Häuserbau zu halten habe. Es war unmittelbar vor der wilden Zeit, welchen der mißverstandene Eingang einer Kriegsentschädigung von vier Milliarden Mark in unser Land zusammen mit der unbeschränkten Verstattung der Actienunternehmungen aller Art über uns brachte. Die Warnungsstimme der Volkswirthschaftslehre verhallte in dem ausbrechenden Lärmen. Es war nichts mehr zu machen; wir mußten den Sturm, der alle Halbwisser und unser kaufmännisch noch sehr wenig gebildetes Publikum mit sich riß, über uns ergehen lassen. Die Wohnungsreform selber fiel dabei ins Wasser und es ist bis jetzt, wenigstens für Berlin, wo der Miethskasernenbau immer schlimmer wird, wenig Aussicht, daß sie in einer näheren Zeit wieder aufgenommen werden könnte. Die werdende Millionenstadt hat aber schon

mehr, als die gewordenen, Grund, zuzusehen, daß ihr nicht vor ihrer eigenen Größe bange werde.

Die Genugthuung habe ich aber doch, daß die an der Spitze des Staates befindlichen Männer begriffen hatten, man dürfe die Wohnungsverkümmerung wenigstens nicht durch die künstliche Einengung der Städte eine gefährliche Höhe erreichen lassen. Der Entschluß ward nun reif, wenigstens die Befestigungen derjenigen beiden Provinzialhauptstädte, welche bis zu einer gewissen Zeit am schnellsten in der Bevölkerung zunahmen, nämlich Magdeburg und Stettin, entweder wie im Falle Stettins ganz zu beseitigen oder, wie im Falle Magdeburgs, beträchtlich zu erweitern. So ward für Magdeburg, welches durch seine Lage in der Mitte des mittleren unserer großen Ströme, vielleicht noch berufen ist, eine der allergrößten Deutschen Städte zu werden, wenigstens vorläufig Luft geschafft.

VI.

Berlins Tramways, Omnibus und Eisenbahnen.

Ehe wir Berlin verlassen, wollen wir noch einen raschen Blick auf seine modernen Verbindungsmittel im Innern der Stadt, mit Ausnahme des schon besprochenen Platzfuhrwerks, und auf die Eisenbahnen werfen, welche es mit seiner näheren Umgebung und überhaupt mit der Welt ringsum verbinden.

Die ersten Omnibus tauchten schon vor mehr als zwanzig Jahren auf. Sie waren der Form nachgebildet, welche schon seit geraumer Zeit in London und Paris herrschte: ein bedeckter länglicher Kasten, mit dem Eintritt von hinten und nur zwei Bänken, die von vorn nach hinten laufen. Für den Sommer waren noch Sitze oben angebracht, in gleicher Richtung, mit den Rücklehnen gegen einander gekehrt und Schutz für die Passagiere durch Fußbretter und leichte Geländer außen herum. Hier hatten also die Passagiere den freien Blick auf die Straße hinab. Geändert hat sich ihre Form fast gar nicht; selbst die Anzahl der Linien hat sich nur wenig vermehrt. Im Innern wird im Winter Stroh ausgebreitet, um die Füße warm zu halten. Schließlich gingen sie sämmtlich in den Besitz einer allgemeinen Omnibusgesellschaft über. Dergleichen steckt bei uns einmal den Leuten im Leibe. Es soll immer eine einheitliche Verwaltung erzielt werden, von welcher man sich, der Himmel weiß welche, Vortheile verspricht. Da das Straßenfuhrwerk der polizeilichen Genehmigung unterliegt, erwächst ein Privileg solcher Gesellschaft fast ganz von selbst. Die freie Unternehmung ist

damit im Keime erstickt. Ob die allgemeine Gesellschaft stets Mittel haben wird, um zu versuchen, was versucht werden müßte, daran denkt man nicht. Es finden aber sehr oft einzelne Fuhrunternehmer — aus welchen eigenen Erfahrungen, kann man ja nicht wissen — neue Linien heraus, welche sehr nöthig sind und sehr gut rentiren. Aus der Zeit, wo noch in ganz freier Privat-Unternehmung die Omnibus in London eine Hauptrolle spielten, liegen glänzende und überraschende Beispiele dafür vor. Eben so wird der Stachel der Concurrenz, der unabläßig zu Verbesserungen, zu Erhöhung des Comforts, zu überlegterer Zweckmäßigkeit und auch äußerer Stattlichkeit treibt, durch das Privilegium ganz beseitigt. Die ganze Einrichtung erstarrt schließlich und bleibt bei einer bestimmten Form und zuletzt auch bei bestimmten Linien stehen, wie dies in Paris ergangen ist, wo ebenfalls aus der dort vorherrschenden Neigung eine allgemeine Omnibusgesellschaft geboren ward. Anderes werden wir noch in Wien sehen, wo der Omnibus jedenfalls eine viel bedeutendere Rolle spielt. In London haben ihm die Eisenbahnen in der Stadt, die ihn zu den veralteten Einrichtungen geworfen haben, jetzt wohl seine nicht mehr übersteigliche Grenze gesteckt.

Will man einen Berliner Omnibus benutzen, so hat man zunächst dieselbe Schwierigkeit zu überwinden, wie bei einer Berliner Droschke. Der Conducteur auf dem Trittbrett hinten sieht und hört nichts, obgleich er dazu doch angestellt ist. In London und auch in Wien werden wir ihn nach allen Seiten ausspähen sehen, und das Ziel der Fahrt, obgleich es doch in sehr deutlicher Schrift oben vermerkt ist, beständig ausrufen hören. Denn was das Auge nicht sieht, hört vielleicht das Ohr. Mit dieser Schwerfälligkeit unseres Volkes müssen wir aber nun einmal rechnen. Jedenfalls trägt Gedankenlosigkeit mehr Schuld daran als Faulheit. Anders steht es um die

Schwierigkeit für die Omnibusunternehmung in Berlin dadurch, daß sie Droschken neben sich hat, welche für kürzere Strecken und für zwei Personen kaum mehr kosten, nämlich für die Viertelstunde sechs Groschen, also bei zweien für den Kopf drei Groschen. Auch die Omnibus werden dadurch genöthigt, für kürzere Strecken mit dem halben Preise zufrieden zu sein, und auch dieser beträgt immer nur ein Geringes weniger, als der Droschkenpreis. Es kann dabei zu keiner gesunden Entwickelung der Benutzung der Omnibus, weder für kürzere noch für längere Strecken, kommen. Für kürzere nimmt die Leute häufig die Droschke weg; für längere aber treibt der Passagier, welcher den Omnibus wirklich für eine kürzere Strecke benutzt, den Passagier, der es für eine längere thun möchte, zurück, eben weil nun der letzte offene Platz schon besetzt ist. Dazu kommt nun, daß die Omnibus, weil man es unter diesen Umständen nicht wagt, auf häufigere Füllungen derselben zu zählen, noch in zu großen Zeitabständen vorüberfahren. An nur vier oder fünf Minuten, wie auf vielen Londoner Omnibuslinien bis heute, ist nicht zu denken. Zehn Minuten Abstand ist schon das Allermindeste. In Folge dessen kann der Passagier, der einen Omnibus benutzen möchte, volle zehn Minuten, vielleicht im Regen zu warten haben. Da zieht er dann freilich eine Droschke vor oder geht auch frisch zu Fuß darauf los. Unser Omnibuswesen leidet eben, wie so Vieles, unter unserer Schwäche. Rechnet die Unternehmung nicht auf das Publikum, und kommt sie deshalb demselben nicht kühn entgegen, so kann auch das Publikum der Unternehmung nicht trauen und läßt sie schließlich fallen.

Aber die Omnibus haben neuerdings in ausgedehntem Maße Ersatz durch Tramways gefunden, Eisenbahnen auf dem Straßendamm, welche mit Pferdevorspann befahren werden. Dies ist in einer Stadt mit so schlechtem Pflaster, deren durchweg ebene Lage und breite Straßen sie dabei vorzüglich für

Linden", ich will nicht sagen, auszurotten, aber mit etwas weniger Scheu zu behandeln als bisher, so könnte man die Fußwege an den Häusern, welche jetzt zu schmal geworden sind, beträchtlich verbreitern; dann könnten rechts- und links die Fahrstraßen folgen, und die Mitte könnte den Tramways überlassen werden, vielleicht eingefaßt durch schmale Fußwege auf beiden Seiten zum Einsteigen.

Dieser erste Tramway hatte nur ein Gleis, so daß, damit die hin- und die zurückfahrenden Wagen einander ausbiegen konnten, eine Anzahl von Ausweichestellen angelegt werden mußten. Es war dies keineswegs freie Wahl der Unternehmer des Tramways, sondern ihnen zur polizeilichen Bedingung gemacht. Mit jener tiefen Ueberlegung, welche uns einst übermäßig breite Straßen gab, deren Pflasterung wir nicht erschwingen konnten, dafür aber desto schmalere Brücken, so daß die breite Straße häufig nichts nutzte, weil nun die Wagen nicht neben einander über die Brücke konnten — gerade so ward die Kunststraße von Berlin nach Charlottenburg, da gewöhnliche Wagen durchaus nicht über den Tramway wegfahren sollten, durch jene Ausbiegungen so eingeengt, wie sie es durch ein zweites Gleis gewesen sein würde, auf ihrer ganzen Länge angelegt. In den wilden Jahren des Ueberssturzes aller Unternehmungen kam es zu einer „Allgemeinen Berliner Tramway-Gesellschaft" oder „Pferdebahngesellschaft", wie wir sagen, die Pferdebahn mit gerade nicht allzu viel Logik von der Eisenbahn unterscheidend. Diese griff die Sache nun viel vernunftgemäßer und großartiger an, hat aber bisher ebenfalls im äußersten Ringe der Stadt mit ihren Schienengleisen bleiben müssen. Sie konnte indeß gleich doppelte Gleise legen und zeigte sich auch geschult genug, Wagen aus fremden Ländern zu beziehen, namentlich aus Nordamerika, wo man am längsten mit der Unternehmung und Einrichtung von Tramways Bescheid weiß. Schon beim ersten Blicke auf

einen solchen Neu-Yorker Wagen, der noch obenein frei Berlin billiger zu stehen kommen soll, als ein in Berlin hergestellter, kann man sich überzeugen, wie viel wir bis in jede Einzelheit hinein in Städten zu lernen haben, welche in millionenstädtischer Entwickelung weiter forgeschritten sind, als wir. Die Neu-Yorker Wagen sind aus Hickory, d. h. wildem Amerikanischen Wallnußbaumholze angefertigt, welches an Festigkeit, bei sehr großer Biegsamkeit, fast dem Eisen gleicht, und allerdings in Europa nicht wächst. Sie sind, bei sonst unerreichbarer Dauerhaftigkeit, sehr leicht. Das Hickory ist vielfach in ganz dünne Fourniere zerschnitten, die aber halten, obgleich noch zahlreiche Löcher durchgebohrt sind, um den Staub leichter entfernen zu können. Auf dem sanft gebogenen Hickory sitzt es sich wie auf Leder, und diesem gleicht es auch in der Farbe. Seine Biegsamkeit macht alle Kissen überflüssig, und von Polsterung, welche so leicht schmutzig wird und kostspielig ist, braucht nicht die Rede zu sein. Vorn und hinten am Wagen, in welchem es wegen der Fülle der Scheiben sehr hell ist, befindet sich eine Art breiter Balcone zum Stehen, auf welche man sich mitten im Fahren hinaufschwingen, auch leicht wieder hinunterspringen kann. Man bekommt dabei einen Begriff von dem ungeheuren und leichten Tramwayverkehre in den Amerikanischen Großstädten.

Das Tramwaynetz, welches obrigkeitlich genehmigt worden und nun in rascher Vollendung begriffen ist, zeigt aber noch immer große Schüchternheit in Betreff der Durchdringung der inneren Stadttheile. Es handelt sich wesentlich immer noch um eine Ringbahn mit sehr großem Durchmesser und um Strahlen, welche aus derselben nach außen in die entfernteren Vorstädte und benachbarten Dörfer führen. Dies ist aber bei weitem nicht genug. In einer so ebenen Stadt wie Berlin, mit so zahlreichen breiten Straßen, sind Tramways überall möglich, und werden sich überall — dies zeigt schon jetzt der Verkehr

in ihnen — bezahlt machen. Es muß schließlich in Berlin keine einzige Straße von auch nur zwanzig Meter Breite geben, durch welche nicht ein Tramway läuft. Es ist noch weitaus die beste Aussicht für unser Volk, seine Hauptstadt in ihrer ganzen Größe sein eigen nennen zu können und sie vorstädtisch auszudehnen, ohne genöthigt zu sein, wie jetzt, zuvörderst fünf oder sechs Geschosse übereinander zu thürmen. In London ist die eine Hälfte dazu zu hügelig, wie ein großer Theil von Wien und auch wenigstens ein kleinerer von Paris. Gerade für Berlin ist der Tramway wohl noch wichtiger, als unterirdische Eisenbahnen, oder Eisenbahnen über den Dächern, wie sie in London so zahlreich und so erfolgreich hergestellt worden sind und dort auch leichter hergestellt werden konten.

Doch ist ja jetzt eine Eisenbahn in Aussicht genommen, welche die Stadt durchlaufen und die beiden Staatsbahnhöfe im äußersten Osten zunächst mit dem Magdeburger, dem Lehrter und dem Hamburger Bahnhofe verbinden soll. Es hat sich die Staatseisenbahn-Verwaltung mit der Verwaltung dieser Privatbahnen, unter Theilung der Herstellungskosten, hierzu vereinigt. Noch stehen nicht alle Theile der Linie fest, welche quer durch die Stadt in einer Länge von etwa einer Meile hergestellt werden soll. Bei Vergleichungen nutzt es nichts, auch Dasjenige heranzuziehen, was nur erst auf dem Papier Existenz hat. Wenn der Bau begonnen haben wird, können wir mehr darüber reden. Daß die verschiedenen Bahnhöfe von Berlin — es sind ihrer jetzt neun — einer Eisenbahnverbindung mit einander bedürfen, liegt auf der Hand. Anfangs glaubte man, mit der Ringbahn, deren Ring noch nicht ganz geschlossen ist und welche Berlin in einer Länge von etwa vier Meilen umläuft, diesem Bedürfniß genügen zu können. Dies hat sich jedoch bald als falsche Rechnung herausgestellt. Auch den vorstädtischen Anbau an entfernteren Stellen hat die Ringbahn, deren Ausgangspunkte in der Stadt

der Niederschlesisch-Märkische, der Magdeburger und der Lehrter Bahnhof sind, nur wenig gefördert, Rixdorf und den Wedding vielleicht ausgenommen. Hierüber etwas sagen zu wollen, wäre specielle Eisenbahnkritik und nicht Vergleichung der Millionenstädte. Von den neun Bahnhöfen — allerdings eine Achtung gebietende Zahl, die übrigens noch durch einen zehnten, ja, vielleicht einen elften vermehrt werden soll — liegen drei im Nordwesten, nämlich der Lehrter, der Hamburger und der Stettiner, drei im Südosten: der Ostbahnhof, der Niederschlesisch-Märkische und, von diesen beiden durch die Spree getrennt, der Görlitzer; drei im Westen: der Magdeburger, der Dresdener und der Anhaltische. Wenn wir nun Berlin, um nach Wien zu gehen, verlassen, werden wir unter zweien der westlichen Bahnhöfe, nämlich dem Dresdener und dem Anhaltischen, und zweien der südöstlichen, nämlich dem Görlitzer und dem Niederschlesisch-Märkischen, unsere Wahl zu treffen haben. Bis auf die neue Bahn nach Dresden habe ich die Wege von Berlin nach Wien schon sämmtlich benutzt.

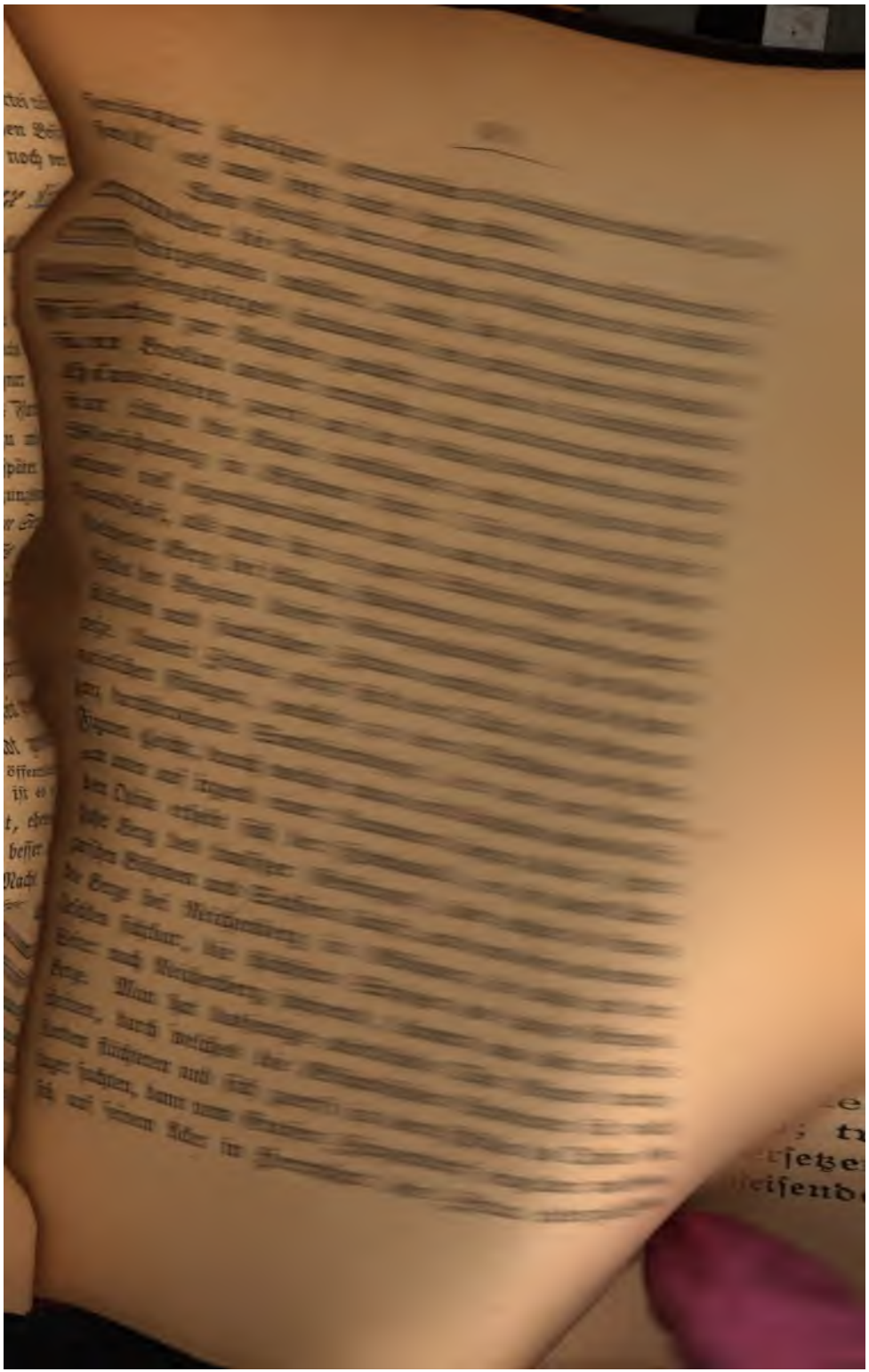
VII.

Von Berlin nach Wien.

Die vier Wege, welche also jetzt von Berlin nach Wien führen, sind sehr mannichfaltig. Zuerst kann man den Weg durch Schlesien, auf der Niederschlesisch-Märkischen Bahn, dann auf der Oberschlesischen und schließlich auf der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn als von den übrigen getrennt ansehen. Der Courierzug auf diesem Wege fährt schnell. Auch berührt man eine so namhafte Stadt wie Breslau, nächst Berlin und Hamburg die volkreichste im ganzen Deutschen Reiche, und der letzte Theil des Weges durch Mähren bietet nicht geringen landschaftlichen Reiz. Aber bis weit hinter Breslau, fast bis zur Grenze von Oesterreichisch-Schlesien, ist der Weg doch recht reizlos. Der nächste Weg verläßt Berlin auf der Görlitzer Bahn, und schon von Görlitz hat man Gebirge, zunächst den einzeln stehenden Kegel der Landskrone, in Sicht. Vorher bei Lübben, Lübbenau und Kottbus streift man den Spreewald, mit seiner ganz eigenthümlichen Wald- und Wasserlandschaft und den höchst bunten Trachten seiner Frauen, wenn sie sich nämlich geputzt haben. In Lübbenau ist man seinem eigenthümlichsten Theile am nächsten und kann ihn von hier aus in den Booten durchfahren, welche von den Wendischen Mädchen durch das Labyrinth von schmalen Armen getrieben werden, in welche sich die Spree hier theilt. Eine Fahrt nach dem Hauptorte Burg gewährt Bilder, die man wohl nicht leicht wieder findet. Man sieht nichts als das Grün der Erlen und der unter sie verstreuten Sumpfeichen,

das ſtille Waſſer, welches ſie zurückſpiegelt und bunte Kleider mit lebhaften Farben, welche von all' dem Grün ſehr maleriſch abſtechen. In den primitiven Wirthshäuſern der ſehr ſparſam liegenden Dörfer, in welchen es nur Fußwege giebt, kann man Fiſche eſſen, nach Slawiſcher Art gekocht, und Krebſe. Der Hecht wird in einer Brühe aufgetragen, in welcher Sahne den Hauptbeſtandtheil bildet, und man entdeckt dabei, daß die Kochart für Fiſch, welche man in Berlin als die jüdiſche kennt, nichts weiter als die Slawiſche iſt. Die Ufer der großen Waldſee-Inſeln ſind ſchwankend und die Felder für Gartenzucht müſſen förmlich gebaut werden. Felder mit Meerrettig bepflanzt ſpielen dabei eine Hauptrolle. Der Meerrettig aus dem Spreewalde, der ebenfalls zu den dortigen Fiſchgerichten verwendet wird, gilt als der beſte und weißeſte, den es giebt. Obgleich er in ſolcher Nähe von Berlin wächst, wird er doch meiſt nach Wien verſendet, wo er in großer Fülle verzehrt wird und zwar unter ſeinem Slawiſchen Namen „Kren". Außerdem aber liefert der Spreewald, ſowie das Land um Lübbenau auch ausgezeichnete Gurken. In Lübbenau giebt es förmliche Fabriken von Salz-, Senf- und Pfeffergurken mit immer ſteigendem Abſatz, vorzüglich nach Berlin. Sie bilden ebenfalls ein Ortsproduct, welches als das beſte ſeiner Art gilt. Das Städtchen ſcheint ſich zu einem Hauptplatz für Deutſche „Pickles" ausbilden zu wollen. Außer dieſen Früchten liefert der Spreewald, und eben ſo die unferne Sächſiſche Lauſitz, auch Ammen, und zwar hauptſächlich für die höheren Stände. Die Wendiſchen Ammen, welche dabei ihre Tracht beibehalten müſſen, ſind nun einmal durchaus vornehme Mode in Norddeutſchen Städten. — In Lübbenau befindet ſich das Schloß und der Garten des Fürſten A. Lynar, mit welchem die Wendiſchen Bauern des Spreewaldes, die übrigens jetzt ſämmtlich Deutſch ſprechen können, im langwierigen Streit wegen des Beſitztitels ihrer Ländereien gelegen haben

und deshalb auch meist Abgeordnete der Fortschrittspartei wählen. Bei diesem Streite mußte bis auf den ursprünglichen Besitztitel der Familie Lynar zurückgegriffen werden, welcher noch von der Böhmischen Krone ausgegangen ist. Denn die ganze Nieder Lausitz gehört ja erst seit 1815 zu Preußen. Früher ware die Nieder-Lausitz, wie die Ober-Lausitz Sächsisch und ne früher, nämlich vor der Schlacht am weißen Berge und de Frieden von Prag, im Jahre 1635, Böhmisch. So nahe l Berlin reichte Oesterreichs Hand. Die Familie Lynar übrigens ursprünglich aus Italien stammen, wohl aus Flore und der jetzige Fürst Lynar gehört ja auch wieder zu unse Gesandtschaft in Italien. Kottbus, welches man später diesem Wege erreicht, ist jetzt zu einem Eisenbahnkreuzungsp geworden, mit nicht weniger als sieben Bahnen nach allen Sei und sieht deswegen einer großen Zukunft entgegen. Es schon Brandenburgisch lange ehe das Lausitzische Land ri herum es war; es war eine Enclave. Aber eines Besuches mehr werth ist Görlitz, die größte Stadt der Lausitz, diejen welcher ihr bekannter Gemeindereichthum die Möglichkeit schafft hat, sich nicht nach Art einer Provinzialstadt zu Klasse, sondern fast nach Art einer Großstadt mit öffentl Gebäuden und Parkanlagen zu schmücken. Und dazu ist es alte, schon seit langer Zeit nicht unbedeutende Stadt, ehe das Haupt des Lausitzischen Städtebundes, dem es besser allen übrigen Deutschen Städtebunden gelang, die Mach räuberischen Adels in seinem Bereich zu brechen, und jetzt eine industriell sehr schwungvolle Stadt, welcher es gel ist, in Verbindung mit den umliegenden kleineren Lausitz Städten, sich selbstständigen Absatz im Morgenlande und in Hinter-Indien und China zu erobern. Auf Schritt Tritt begegnen Einem in Görlitz, welches schon 1871 meh 42,000 Einwohner zählte, die Anzeichen seiner früheren



Es ist aber dasselbe Thor Böhmens, durch welches die Preußischen Truppen im Kriege von 1866 zuerst in dies Land eindrangen.

Von Reichenberg, einer blühenden Fabrikstadt, führt dann die Reichenberg-Pardubitzer Bahn zum Anschluß an die Staatsbahn, die älteste Verbindung zwischen Prag und Wien, und man erreicht, auch im Sommer schon im vollständigen Dunkel, die flacheren, südlichen Theile von Böhmen. Es bleiben uns nun noch die Wege über Dresden, und von diesen wollen wir, zunächst von Berlin nach Dresden, denjenigen Weg wählen, der mir noch allein bekannt ist, da ich, wie schon gesagt, die neue directe Berlin-Dresdener Bahn, welche erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres in Betrieb kam, noch nicht befahren habe.

Es geht also zunächst auf den Anhaltischen Bahnhof. Der alte erbärmliche Bahnhof am Anhaltischen Thore hat niedergerissen werden müssen, hauptsächlich weil er, dem steigenden Unwillen des Publikums gegenüber, mit Anstand nicht mehr zu halten war. Zuletzt soll der Deutsche Kronprinz auf dem Bahnhofe selbst diesem allgemeinen Unwillen Ausdruck gegeben haben, und da schon vorher die Berlin-Magdeburger Bahn gezwungen worden war, um nicht mehr den Verkehr auf beiden Seiten des Schifffahrtscanals und auf dem Canale selbst, wo ein ganz ungeheurer Lastkahnverkehr stattfindet, zu stören, ihren ganzen Bahnkörper bei Berlin, und damit auch ihren Bahnhof am Thore mit ungeheuren Kosten um achtzehn Fuß höher zu legen und eine neue um eben so viel höhere und auch die Quais am Canale überspannende Brücke zu bauen, gebot es eigentlich schon die Gerechtigkeit, auch der Anhaltischen Bahn nicht zu erlauben, mit dem gleichen Schritte noch zu zaudern.

Der Weg auf der Anhaltischen Bahn von Berlin nach Dresden gehört im größeren Theil wohl zu den landschaftlich-reizlosesten, welche es giebt. Man kommt zuerst an dem Schlacht-

felde von Großbeeren vorüber, dann an Trebbin, von welchem durchaus nichts weiter zu ſagen iſt, als daß J. G. Schadow, der Bildhauer, der Sohn eines armen Schneiders aus Trebbin war, woran er niemals verſäumte, ſeine Schüler in der Akademie zu erinnern, wenn er ihnen zeigte, daß man zuerſt die Verhältnißpunkte machen müſſe, um eine menſchliche Figur zeichnen zu können. „Det hab ick von meinem Vater, eenen Schneider in Trebbin", ſchloß der alte Herr, der bis an ſein Lebensende mit Vorliebe gemeines Berliniſch ſprach, jedesmal triumphirend ſeine Auseinanderſetzung. Ein Stückchen weiter vorwärts kann man ſich allenfalls damit unterhalten, die Dampfſchlote in der Wollenwaarenfabrikſtadt Luckenwalde zu zählen, welche einſt durch die Berliner Schlacht- und Mahlſteuer ins Leben gerufen ward. Jetzt, nun es deren nahe an fünfzig ſind, ſcheint ihre Zahl nicht mehr zu wachſen. Zwiſchen Luckenwalde und Jüterbogk kommt man über die alte Kurſächſiſche Grenze. Ueberall, wo dies von Brandenburg aus geſchieht, wird alsbald eine etwas höhere Cultur des Landes, der Dörfer und der kleinen Städte merkbar. Dicht an der alten Grenze im Walde nahm ein Ritter aus Jüterbogk einſt dem Tetzel ſeinen Geldkaſten ab, nachdem er einen Ablaßzettel von ihm gekauft hatte, für eine Sünde, die er noch begehen wolle. Die Landſchaft bei Herzberg, bei der Grenzſtation Röderau, bleibt aber immer noch ohne alle Züge, die ſich dem Gedächtniß einprägen. Bekanntlich hatte ſich einſt eine Dichter- und Schriftſtellerſchule gebildet, welche es ſich zur Aufgabe ſtellte, auch der Mark Brandenburg die Reize, die ihr eigenthümlich wären, abzugewinnen. Es iſt ihr wohl niemals, wenigſtens nicht für Leſer gelungen, die nicht aus der Mark Brandenburg ſtammten — tristi cultu adspectuque, nisi si patria sit, ſagt Tacitus vom ganzen Deutſchland; traurig in Cultur, wie in Landſchaft — wollen wir dies überſetzen. Erſt, wo die Bahn den Elbſtrom erreicht, wird dem Reiſenden etwas

heiterer im Gemüthe. So bald man die Grenze von Sachsen hinter sich hat, sieht Alles, die Cultur wie die Landschaft, schon besser aus. Kirchmann, der freilich ein geborener Sachse ist, scheute sich nicht, dies einmal recht unverblümt im Preußischen Abgeordnetenhause auszusprechen. Woran es liegen mag, haben wir hier nicht zu untersuchen, sondern eben nur zu vergleichen, was sich von selbst aufdrängt. Von nun an bietet die Ausschau aus den Fenstern des Eisenbahnwagens immer mehr. Hat man erst den großen Tunnel vor der Lößnitz durchfahren, und die Hügelkette zur Linken und Gärten und Landhäuser in Fülle ringsumher, so hat man ein ähnliches Gefühl, wie eine Schiffsmannschaft, welche nach langer Fahrt auf ödem Meer in einen Hafen einläuft. Vor vierzig Jahren fuhr ich zuerst, noch ein Knabe, diesen Weg in der Postkutsche. Zwei Tage und zwei Nächte hatten sich die Pferde, den schwerfälligen Kasten schleppend, der damals Schnellpost hieß, durch breite sandige Waldwege hindurchwühlen müssen; denn vom Laufen der Pferde konnte man damals nicht reden. Manchmal blieben sie auch ganz stecken und dann mußten die Passagiere aussteigen und den Kasten schieben helfen. Zuweilen fiel in dem schwankenden Wagen Alles übereinander, Damen und Herren. Dabei ward man allerdings gut miteinander bekannt, und es war damals ganz gewöhnlich, daß die Passagiere, welche Berlin in einem solchen Postwagen zusammen verließen, nun auch für den Rest der Reise zusammenblieben, wenn es eine Vergnügungsreise war, wie es doch bei Fahrten von Berlin nach Dresden gewöhnlich der Fall ist. Erreichte die Post endlich den Weg auf der Höhe der Hügelkette zur Rechten des Elbthales und entfaltete sich dieses vor dem Blick, mit seinen Landhäusern, Gärten und Weinbergen, in der Mitte die Thürme von Dresden, und die Elbbrücke als Miniaturbild, so zeigte die Berliner Gesellschaft im Wagen, wenn sie dies zum ersten Male sah, unwandelbar entweder durch

Ausrufe oder durch noch beredteres Schweigen, daß es wie ein Zauber über sie kam und daß sie sich schon dies nicht vorzustellen vermocht hatte. Und hieran ist bis heute so viel nicht geändert. Vor einigen Jahren fuhren wir nach Teplitz, um eine Cur durchzumachen, und nahmen eine Kammerjungfer aus Norden mit, die niemals südlich oder westlich von Berlin gewesen war. Aehnliches Erstaunen und ähnliche Entzückung folgte bei dem Mädchen, wie bei mir vor vierzig Jahren! Und doch, was ist Dresden, wenn man all' der Eindrücke gedenkt, welche weiter südlich oder weiter westlich den Reisenden erwarten, der zum ersten Male aus Norden oder gar aus Nord-Osten kommt. Die große nordöstliche Ebene Europas, welche sich bis an die untere Elbe erstreckt, mit Allem, was je an Cultur auf ihr emporquoll, ist etwas Besonderes für sich und vom gegliederten Reste des Welttheils scharf verschieden. Berlin gehört noch immer dazu; jedenfalls scheint es ihm sehr schwer zu werden, sich in westliche und südliche Formen hineinzufügen. Es hält die Probe nicht aus, weder bei der Vergleichung der Cultur, noch bei der Vergleichung der Natur nisi si patria sit, und auch dann nicht immer. Seine Versuche in dieser Richtung haben eine auf die Dauer unverkennbare Neigung zu — mißrathen, weshalb — geht uns hier, wie gesagt, nichts an.

Dresden, das wir nun erreicht haben, ist ebenfalls nur wenig, aber Etwas ist es doch. Seine Stellung in der künstlerischen Cultur und in der ganz materiellen dazu hat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, ja selbst bis in das neunzehnte hinein eine großartige Vergangenheit, und auch in der Gegenwart hat es diese Stellung zu wahren gewußt, den veränderten Umständen sich anschmiegend. Die eigentliche Grundlage derselben hat man vielleicht weniger in der politischen Geschichte, als in den zwingenden Gesetzen der Culturgeographie zu suchen. Kohl hat uns zuerst gelehrt, daß die größeren Städte nicht zu-

fällig da entstehen, wo sie entstehen. In der sehr eingehenden Untersuchung über die Vertheilung der menschlichen Ansiedelungen auf der Erdoberfläche, welche er schon vor dreißig Jahren herausgab, hat er die Gestalt der Küsten, die Lage der Binnenstädte im Verhältniß zu den Küsten, und die Lage der Städte an bestimmten Stellen der schiffbaren Ströme, in diesem Sinne mit großer Ausführlichkeit untersucht. Jedem größeren Strome gab er dabei, als mit Nothwendigkeit entstehend, drei größere Städte, eine da, wo der Oberlauf in den Bergen ein Ende nimmt — und dies ist für die Elbe Dresden; eine da, bis wohin das Seeschiff in den Unterlauf einzudringen vermag — und dies ist für die Elbe Hamburg, dessen Lage er überhaupt als eine der zukunftreichsten in der ganzen Welt betrachtet; die dritte endlich verlegt er in die Mitte zwischen beiden da, wo der Strom für flachere Fahrzeuge bedenklich zu werden beginnt, dagegen tiefer gehende, die von unten herauf kommen, noch zuläßt. Dies ist für die Elbe Magdeburg. Das Eisenbahnnetz hat in seine Berechnungen störend eingegriffen, aber doch nicht in sehr ernsthafter Weise. Denn auch das Eisenbahnnetz mußte sich an die größeren Städte anschließen, welche es schon vorfand, und der Eisenbahnverkehr hat dem Flußschifffahrtsverkehr keineswegs so großen Abbruch gethan, wie man gewöhnlich annimmt. Noch immer gelten daher jene Sätze. Genau bei Dresden hören die Berge an der Elbe und die Stromschnellen und ganz seichten Stellen dieses Flusses auf, die beide eben nur dem Oberlauf angehören. Aber Dresden konnte für sein Wachsthum niemals diejenige Kraft aus seiner Lage ziehen, welche ihm eigentlich zugekommen wäre. Und doch hat es Dresden jetzt auf mehr als 190,000 Einwohner gebracht. Es hatte ja eine durch den Meßverkehr, den Buchhandel und theilweise auch durch seine Universität mächtig geförderte Handelsstadt im eigenen Lande neben sich, nämlich Leipzig mit 107,000 Ein-

wohnern im Jahre 1871, und mit mehr, wenn man die umliegenden Ortschaften in seiner nächsten Nähe, wie Reudnitz u. s. w., hinzuzählt. Ferner ward es schon frühzeitig von einer ganzen Gruppe von Fabrikstädten umgeben, auf der Lausitzer wie auf der Obersächsischen Seite der Elbe, unter welchen es Chemnitz allein im Jahre 1871 auf 67,000 Einwohner gebracht hatte. Dresden blieb lange hauptsächlich künstlerische und politische Hauptstadt, und weiter nichts.

Dresden hat aber einen Vorzug vor weitaus der Mehrzahl der Deutschen Städte, welcher es großstädtischer in seinen Einrichtungen macht, als Städte gleicher Einwohnerzahl, und der mit der Zeit immer schwerer ins Gewicht fallen dürfte. Es ist der frei gewählte Aufenthalt vieler Inländer sowohl wie Ausländer, welche in der Lage sind, wohnen zu können, wo sie wollen, höchstens mit Rücksicht darauf, daß sie gute Erziehungsanstalten für ihre Kinder in der Nähe ihrer Wohnung haben müssen. Ausländer kamen dahin schon im Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die Kurfürsten von Sachsen zugleich Könige von Polen waren. Natürlich waren dies hauptsächlich Polen. Aber auch beim Deutschen Adel ward Dresden schon im vorigen Jahrhundert Mode für ihre Niederlassung. Vorzüglich die Lößnitz, unterhalb der Stadt auf dem rechten Elbufer, ward mit Landhäusern für Deutsche Edelleute bebaut. Aber auch am Oberlaufe des Stromes, und zwar auf beiden Seiten, begann frühzeitig der Landhäuserbau, zunächst wohl vom sogenannten schwarzen Thore der Neustadt aus, längs des Weges des gegenwärtigen Waldschlößchens, dann jenseit des Waldes, in und bei Loschwitz, wo ja Schiller bei Körner's Eltern wohnte. Auf dem linken Ufer aber entstanden die ersten Landhäuser in Blasewitz, gegenüber Loschwitz, wo es jetzt davon wimmelt. Nach dem großen Kriege gegen Napoleon I., welcher vorzugsweise Sachsen und hier gerade Dresden und Leipzig heimsuchte, mag eine Zeit der

Erschöpfung erfolgt sein; aber im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ging der Zug der müßigen Leute, jetzt auch Engländer und Russen darunter, mit Macht nach Dresden. Vor dreißig Jahren begann zuerst der Neubau in den sogenannten inneren Vorstädten der Stadt, nämlich den Vorstädten innerhalb der Schläge, der Wilsdurffer Vorstadt, der Pirnischen Vorstadt und hauptsächlich der See-Vorstadt. Diese verwandelte sich rasch ganz in ein Viertel mit hohen und stattlichen Häusern, sämmtlich für die wohlhabendere Klasse eingerichtet und zwar hauptsächlich für Wohnungen, die an Ausländer vermiethet werden können. Ein rascher Besuch zeigt uns, daß hier die Kellerwohnungen und Kellergeschäfte fast ganz vermieden sind, indem die Keller sehr häufig zu Küchen und Dienstbotenzimmern für die Wohnungen im Erdgeschosse verwendet werden, fast wie in England. An die See-Vorstadt schließt sich eine neue, bis zum Wiener oder altstädtischen Bahnhof, welche ganz und gar aus getrennt stehenden Landhäusern besteht und in der Stadt das „Englische Viertel" heißt, weil hier hauptsächlich Engländer und Amerikaner wohnen und auch ihre Kirche haben. Noch weiter hinaus, jenseit des altstädtischen Bahnhofs, steigt wieder ein Viertel aus hohen Häusern empor, in welchem viel Russen zu wohnen scheinen, da sich hier die Russische Kirche befindet. Draußen häufen sich die Landhäuser, jetzt besonders an der Elbe in der Nähe von Blasewitz. Alles dies macht Dresden, im Verein mit seinen Sammlungen, seinem großen Theater, an welchem wohl noch gebaut wird, und seinen Knaben- und Mädchenschulen zu einer Stadt ganz anderen Ranges, als eine bloße Provinzialstadt wäre. Diese Vorstellung müssen wir wohl überhaupt im Deutschen Reiche los werden; wir haben es nicht gegründet, um unsere lebenskräftigen Städte zu bloßen Provinzialstädten zu machen. Eine Hauptstadt, wie sie sein müßte, scheinen wir doch nicht „fertig zu bekommen"; wozu sollen wir uns die

Freude an unserm Lande dadurch verderben, daß wir seinem Perlenschmuck, seinen Städten, den Glanz rauben? Was Berlin hat, hat wenigstens Dresden, welches immer schöner wird, auch, und schon viele der namhafteren Deutschen Städte nehmen sehr kräftige Ansätze dazu, ohne daß sie dies mit so jämmerlichem Zurückbleiben hinter ganz gewöhnlichen Culturansprüchen bezahlen, wie dies z. B. beim Berliner Privatbau und beim Berliner Platzfuhrwerk zur Erscheinung kommt.

Verlassen wir Dresden mit der beruhigenden Ueberzeugung, daß in der Vergangenheit jedes Volkes auch dessen Zukunft vorbereitet ist, daß stürmische Zeiten hieran nichts ändern, daß die Cultur ihrem vorgeschriebenen Gange folgt und daß dieser in Deutschland wie in Italien und nicht wie in Frankreich, England oder Rußland mit Mannichfaltigkeit begann und daher auch bei der Mannichfaltigkeit bleiben wird.

Vom Altstädter Bahnhofe, der mit dem Neustädter durch eine Ringbahn verbunden ist, fliegt der Zug rasch zuerst in das Meißener Hochland, die sogenannte Sächsische Schweiz, eine Schweiz freilich ohne Gletscher und Firnen, ohne Senner, Alphörner und Jodler, und auch ohne Cantonal-Verfassungen, hinein. Wir sehen noch den Bau der neuen Brücke bei Pirna und erzählen uns dann Jugendgeschichten beim Anblick der wohlbekannten, wunderlichen Sandsteinformen der Bastei, des Königsteins und des Lilienstein, und grüßen dann noch querüber das liebliche Schandau. Dann geht es immer weiter zwischen den Sandsteinfelsen an der Elbe, in welchen ein Steinbruch dem andern folgt. Dort Herrnskretschen an der Mündung des Biela-Grundes ist schon Böhmisch. Endlich steigen wir in Bodenbach aus dem Wagen, umgeben von dem Fluß-, Fels-, Wald- und Schloß-Panorama bei Tetschen. Wir sind in Oesterreich.

Es giebt im ganzen Deutschen Reiche wenig so schöne Landschaftsbilder als dasjenige, mit welchem Oesterreich den

Norddeutschen auf der Fahrt von Berlin nach Wien, bei Bodenbach oder Tetschen, empfängt. Berge mit individuellen Formen, Seitenthäler, dunkler Wald, grüne Wiese, der Spiegel der gekrümmten Elbe und Cultur, in einem Schlosse, in zierlichen Landhäusern und in einem alten Städtchen, alles dies wirkt hier zusammen. Dazu kommen die verschiedenen Böhmischen Eisenbahnen, welche hier, zum Anschluß an die Bahn nach Dresden längs der Elbe, zusammentreffen. Die Eisenbahn, welche, von Jung-Bunzlau kommend, die Elbe auf dem rechten Ufer bei Tetschen erreicht, ist in mächtiger Brücke über den Fluß geführt, zum Bodenbacher Bahnhof, wo die Bahnen von Prag und von Dresden sich die Hände reichen. Der Bahnhof bei Tetschen, noch neu, ist ein heiteres und geschmackvolles Bauwerk, und auch mit dem Restaurant in demselben kann man sehr zufrieden sein. Kleine Dampfschiffe beleben die Elbe von Dresden bis Außig und sogar bis Leitmeritz. Das Erzgebirge, das Lausitzer Gebirge und weiter oben, zwischen Außig und Leitmeritz, das Böhmische Mittelgebirge gewähren Landschaften im Elbthal und in den Seitenthälern, welche es an Lieblichkeit, Mannichfaltigkeit und vorzüglich in der Schönheit der Umrisse, mindestens mit dem Rheinthal zwischen Bingen und Koblenz, welches landschaftlich doch etwas einförmig ist, und mit der Rheingegend am Siebengebirge vollständig aufnehmen können. Der Theil dieser Gegend vom größten Reiz ist bei Teplitz zu suchen, welches auf dieser Seite, von Bodenbach wie von Außig aus, auf Eisenbahnen zu erreichen ist. Die Hauptkuppe des Böhmischen Mittelgebirges, der Millischauer, von Teplitz aus leicht zu erreichen, gewährt eine Rundschau, von welcher einst Alexander von Humboldt behauptete, daß er nur in Mexico und in den Südamerikanischen Anden schönere gefunden. Teplitz selbst ist überall schön und der Garten des Clary'schen Schlosses daselbst zählt wohl zu denjenigen Schloßparks, welche den aller-

ſchönſten Baumwuchs haben. Die Königshöhe unmittelbar längs der ganzen Stadt, mit den Wirthſchaften auf dem Schießhauſe und auf der Schlackenburg, der von der Stadt etwas entferntere Schloßberg, der elegante Stadttheil Schönau, mit dem üppigen Turner-Park am Schluſſe, der Curgarten, jetzt mit dem neuen ſtattlichen Theater, und der blaue Zug des Erzgebirges im Norden und des Böhmiſchen Mittelgebirges im Süden, alles dies zuſammen macht Teplitz, welches ein wirklicher Badeort mit ſehr heilkräftigen Bädern iſt, viel feſſelnder, als unſere Deutſchen Badeorte, etwa Baden allein ausgenommen. Jetzt, wo wir Alle oder wenigſtens die Meiſten unter uns ſich ſo weit durch Europa bewegen, legen wir vielleicht dem paradieſiſchen Lande an der oberen Elbe, man kann ſagen, von Dresden bis Leitmeritz, nicht mehr denſelben Werth bei wie früher, wenn es auch noch mit den nicht ſchöneren Landſchaften am mittleren Rheine geſchehen mag. Vorzüglich im Oſten behandeln wir alles dies als längſt bekannt und abgethan. Dies iſt unrecht, wenn auch immerhin die Elbe an Waſſerfülle dem Rhein nicht zu vergleichen ſein mag und vorzüglich gleichen geſchichtlichen Reizes entbehrt. Aber auch dies iſt ja nicht ſo leichthin zu behaupten. Vom Milliſchauer aus konnte der Preußiſche Wirth in den dortigen Mooshütten einen großen Theil des letzten Krieges verfolgen. Noch früher iſt hier die Schlacht von Lowoſitz geſchlagen worden und im Beginne des funfzehnten Jahrhunderts kam es im Teplitzer Thal zu den erſten Zuſammenſtößen zwiſchen Anhängern des Johann Huß und der Römiſchen Kirche. Damals wohnten noch Czechen bis an das Erzgebirge; jetzt werden die erſten Czechiſchen Dörfer jenſeit Leitmeritz auf dem rechten Ufer der Elbe gefunden. Aber eben daß hier zwei Sprachen und zwei Sitten ſich ſtoßen, erhöht, wie auf dem linken Rheinufer, die geſchichtliche Bedeutung der Gegend.

Ueberall in den Wirthshäuſern und Kaffeehäuſern in Teplitz,

im großen Saale des Neptun, wo auch während der Badezeit Concert stattfindet, liegen schon die Wiener Zeitungen aus, und von Berliner Zeitungen ist nichts zu sehen, höchstens von solchen aus Sachsen. Dabei liegt der Neptun in Schönau, wo fast ausschließlich Berliner Badegäste wohnen. In Bodenbach, in Tetschen, in Außig und Leitmeritz, überall findet dasselbe statt. Die Oesterreicher sind rührig für ihre eigene Weise.

Wir wählen die Bahn, welche von Tetschen über Jung-Bunzlau, Kollin, Iglau und Znaym direct nach Wien führt. So lange es Licht bleibt, begleitet uns noch anziehende, bergige Landschaft. Als es dunkel wird, kommen wir auch in flacheres Land, wo wenig zu sehen ist. Im Wagen haben wir einen lustigen Wiener Bürger und seine Frau, welche sich aus Teplitz eine Flasche Ungarwein mitgenommen haben, die nun zwischen ihnen von Hand zu Hand geht; und zwei Czechen, wie es scheint Studenten. Die Czechen sind sehr einsilbig und finster, können aber Deutsch sprechen und behaupten, daß in Böhmen die ganze landschaftliche Schönheit auf den Deutschen Norden falle; Böhmen sei kein glückliches Land. Als sie den Wagen verlassen haben, jubelt der Wiener: „Nun sein mer die Wenzeln los; nun trinken's auch einmal." Er nimmt es aber gar nicht übel, als dies abgelehnt wird, und trinkt statt dessen selber. Wenzel werden nämlich die Czechen von den Wienern genannt, und wenn sie sie recht ärgern wollen, singen sie ihnen das Lied vor: „Der Wenzel kommt." Dies soll Spott auf die Wenzelskrone sein. Als es Tag geworden ist, nähern wir uns Znaym. Von nun an geht es meist durch Weinberge, welche im südlichen Mähren ein beträchtliches Areal bedecken und sehr billigen Wein hauptsächlich für Wien liefern. Es sieht hier im Lande schon recht gut aus, desto besser je näher man der Donau kommt. Endlich geht es über dieselbe fort und wir fahren in den großen und stattlichen Bahnhof der Nordwestbahn, nördlich von der

Leopoldstadt schon in der Vorstadt Brigittenau ein. Verfahren wir nun umgekehrt, wie in Berlin, wo ich mit den Bahnhöfen geschlossen habe. Werfen wir den ersten Blick auf die Bahnhöfe und Eisenbahnverbindungen von Wien.

Wien hat jetzt sechs Hauptbahnhöfe, also drei weniger als Berlin, nämlich den Nordwestbahnhof, den wir so eben erreicht haben; den Nordbahnhof nahe dem Praterstern, am Eingange des Prater; den Bahnhof der südlichen Staatsbahn, welche nach Ungarn führt, und den Bahnhof der Südbahn nach Triest und Italien, vor der Belvedere-Linie, hinter dem Schwarzenberger Garten; den Bahnhof der Westbahn vor der Mariahilfer-Linie, Weg nach Baiern und Salzburg, und den Bahnhof der Franz-Josef-Bahn in dem Stadttheil Alser Grund, am alten Donaucanale, welche die Donau aufwärts, dann dieselbe bei Tulln überschreitend und, rechts abschwenkend, nach dem südlichen und westlichen Böhmen, nach Budweis, Pilsen und Prag führt. Für diese Bahnhöfe fast sämmtlich haben sehr glückliche Plätze ausgewählt werden können, den dichtbewohnten und wichtigen Stadttheilen näher, als ein großer Theil der Berliner Bahnhöfe. Der Nordwestbahnhof erhebt sich am Schlusse der Tabor-Straße, welche die Leopoldstadt, den am dichtesten bevölkerten Stadttheil von Wien, nördlich vom Donaucanal, in seiner Mitte durchschneidet. Auf diesem Bahnhofe ankommend, hat man den Augarten, einen der schönsten öffentlichen Gärten von Wien, unmittelbar zur Rechten. Vom Nordbahnhofe aus führt die stattliche Praterstraße, einst Jägerzeile genannt, gleichfalls die Leopoldstadt durchschneidend, zur inneren Stadt. Auf beiden Bahnhöfen ist man fast unmittelbar in das brausende und laute Straßenleben Wiens hineingeführt. Eben so nahe dem Stadtmittelpunkte liegen die beiden Bahnhöfe vor der Belvedere- und der Favoritenlinie, der Staatsbahnhof und der Südbahnhof. Etwas ferner liegt der Westbahnhof vor der Mariahilfer-Linie;

aber auch hier kommt man unmittelbar in reges großstädtisches Leben hinein, denn gerade nach dieser Seite, in der Richtung nach Schönbrunn, hat sich schon von Alters her der vorstädtische Anbau von Wien am lebhaftesten ausgedehnt. Etwas einsamer sieht es nur in der Nähe des Bahnhofes der Franz-Josef-Bahn aus, welche aber ebenfalls von dem neuen Prachtstadttheile am Schottenringe und von der neuen Börse nur um ein Weniges weiter als zehn Minuten zu Fuß entfernt ist. Wien hat Glück damit gehabt, daß seine Bahnhöfe so angelegt werden konnten. Das gut gegliederte und reichhaltige Wiener Tramway-Netz, zu dem wir später kommen werden, berührt sie sämmtlich. Der Nordbahnhof ist durch eine Eisenbahn auf hoher Sohle, welche die innersten Theile des großen Bezirks Landstraße durchläuft, mit dem Staatsbahnhof und dem Südbahnhof verbunden, aber bis jetzt nur noch für den Frachtverkehr. Diese Verbindungsbahn läuft auf Bogen im Halbkreise um den Praterstern herum, zugleich geschmackvolle Thore für die in Strahlen auseinander gehenden Alleen des Praters und für die Hauptstraße nach der neuen Handelsstadt bildend, welche am Ufer des großen Donaudurchstichs im Entstehen begriffen ist.

Daß es zugegeben worden ist, diesen Viaduct auch über den Praterboden selbst hinwegzuführen, wo die Errichtung fester, bleibender Gebäude, wie auf dem Thiergartenboden bei Berlin, eigentlich verboten ist, hat sich ornamental in hohem Grade belohnt. Ein Eisenbahnviaduct, wenn bei seiner Anlage Rücksicht auf die bauliche Schönheit einer Stadt obwaltet, kann recht wohl benutzt werden, dieselbe zu erhöhen, statt sie zu schädigen. Man muß sich nur durch keine Vorliebe für schnurgerade Linien beherrschen lassen, welche doch lediglich in der Gewohnheit wurzelt, und eigentlich erst aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Der Halbkreis von Bogen mit Durchfahrten, welchen man vor sich hat, wenn man auf den Praterstern hinaustritt, an das hoch

aufragende, etwas seltsam gezeichnete Bahnhofsgebäude der Nordbahn sich anschließend, macht den Eindruck, als ob der Prater den Spaziergänger, der aus der Stadt kommt, besonders heiter und festlich empfange, und ersetzt das, was das Brandenburger Thor in Berlin jetzt noch allein bedeutet. Denn dies ist ja kein Thor von Berlin mehr, sondern eigentlich nur ein Thor des Thiergartens, wozu es recht gut paßt, daß schon 1814 das Gespann der Victoria auf demselben mit den Köpfen der Stadt zugewendet aufgestellt wurde.

Die Wiener Bahnhöfe sind sämmtlich sehr geräumig und, mit Ausnahme des ältesten, des Nordbahnhofes, auch von geschmackvoller Architektur. Von solchen traurigen Leistungen der Eisenbahnbaukunst in praktischer, wie in künstlerischer Hinsicht, dieses modernsten Zweiges der Baukunst, wie wir sie in Berlin bis noch vor wenigen Jahren im Berlin-Magdeburger Bahnhofe, welcher aus dem Bahnhofe der Berlin-Potsdamer Localbahn hervorging, ertragen mußten, in dem noch viel schlimmeren Berlin-Anhaltischen Bahnhofe bis jetzt ertrugen, und im Berlin-Stettiner Bahnhofe wohl noch einige Zeit werden ertragen müssen, ist in Wien nicht die Rede. Und dabei sind doch alle aus Wien führenden Bahnen Privatunternehmungen, wie es mit den Oesterreichischen Bahnen überhaupt der Fall ist. Lassen wir aber auch die architektonische Schönheit, wie die zweckmäßige Einrichtung der Bahnhöfe im Innern noch ganz bei Seite, so ist doch großer Nachdruck darauf zu legen, daß sämmtliche Bahnhöfe in Wien, auch der älteste, der Nordbahnhof, auf hoher Sohle angelegt sind und daß die Verbindung der Bahnen daher auch quer durch Theile der Stadt immer noch die denkbar geringsten Schwierigkeiten bietet. So sind denn auch der Staatsbahnhof und der Südbahnhof, von welchen aus höher gelegener Boden leichter zu erreichen, wieder mit dem Westbahnhof, der schon ganz auf der Höhe liegt, durch

einen besondern Schienenstrang verbunden. Man trägt sich in Wien aber auch mit dem Plane einer unterirdischen eigentlichen Stadtbahn, für welche das Bett des Wienflusses, welches tief eingeschnitten ist und in der Länge von einer Deutschen Meile überall durch dichtbevölkerte Theile der Stadt läuft und Quais zu beiden Seiten hat, wie von der Natur geschaffen ist; nur muß das ganze Flüßchen selbst zunächst seitwärts abgeleitet werden und ist der Plan wegen der Schwierigkeit, die erforderlichen Mittel jetzt auf dem Geldmarkte zu finden, eben so wie der Berliner Stadtbahnplan, vorläufig als bloßes Papier nicht zu beachten. Zu diesen Dingen kommen wir ernsthaft erst in London. Vor dem Bahnhofe haben wir uns nun zunächst den Wagen zu schaffen, der uns nach unserm Gasthofe führen soll. Das Berliner System der Blechmarken, welche die Polizei hierfür auf dem Bahnhofe vertheilt, hat in Wien keine Nachahmung gefunden, und mit Recht. Wenn man nun auch eine Marke hat, so weiß man damit doch immer noch nicht, *was* für einen Wagen man hat. Seine Nummer sagt ja nicht, wie er aussieht und vorzüglich, wie das Pferd aussieht. Sicherer, einen Wagen zu bekommen, ist man darum doch nicht, denn so weit keine Wagen mehr auf dem Platze sind, sind auch keine Marken mehr in den Händen der Polizei. Man braucht den Wagen nun freilich nicht mehr auszusuchen, aber dafür muß man ihn aufsuchen und das ist schwieriger, als wenn man den nächsten nehmen darf, den man findet. In Berlin versucht das ankommende Publikum sich das Aufsuchen zu ersparen, indem es die Nummer laut ausruft, welche es ja auf der Blechmarke hat. Es hat sich dabei eingeführt, der Kürze wegen die Worte Tausend und Hundert wegzulassen. Wenn man z. B. Nummer 5213 hat, so ruft man nicht fünf tausend zweihundert und dreizehn, sondern man ruft zweiundfunfzig, dreizehn. Ganz klar ist dies nicht, denn es könnten nun noch zwei Droschken kommen,

welche dieſe beiden kleineren Nummern haben. Aber nur keine ſolche Furcht in Berlin! Es kommt nämlich gar keine. Die Droſchkenkutſcher laſſen das Publikum ſchreien, da es bei dem Durcheinander auch wirklich nicht zu verſtehen iſt, und rücken und rühren ſich nicht. Und dies thut auch ihre Droſchke, welche ja überhaupt hiervon kein Freund iſt. Laßt ſie nur ſelbſt kommen mit ihrer Marke; eine andere Droſchke können ſie ja nun nicht mehr nehmen! Wenn man nicht mehr auswählen kann, giebt ſich auch Niemand mehr Mühe, die Wahl auf ſich zu lenken. Dies freilich iſt gerade eine der Abſichten bei der Einrichtung der durch die Polizei vertheilten Marken. Die Kutſcher ſollen ſich nicht herandrängen und die Fahrgäſte anſchreien, wie ſie allerdings in Neapel z. B. ganz ohrzerreißend und ſinnverwirrend thun. Aber nun muß das ganze Publikum ſchreien und zwar Hunderte von Zahlen durcheinander, und was das Aergſte iſt, es hilft ihm gar nichts. Der zweite Zweck dieſer Berliner Einrichtung aber iſt, den Droſchkenkutſchern dafür eine Bezahlung zu ſichern, daß ſie am Bahnhofe warten. Für die Marke wird dem Fahrpreiſe zwei und ein halber Groſchen hinzugefügt. Dies wird in Wien viel einfacher dadurch erreicht, daß nach der Taxe Fahrten von und nach den Bahnhöfen mehr koſten, als Fahrten in der Stadt, für das Gepäck außen die Taxe aber noch einen beſondern Satz enthält. Der Hauptfehler des Berliner Markenſyſtems aber kommt darin zum Ausdruck, daß es wirklich ganz gleichgültig geworden iſt, ob man ſich die Droſchke ſelbſt auswählt, oder ob ganz der Zufall waltet. Denn bei der einen wie bei der andern iſt das Pferd gewöhnlich ein ausgedientes Artilleriepferd, jetzt gleich ſchlecht, und der Wagen auch. Nun haben ſich die Unternehmer von Stadtfuhrwerk erſt recht keine Mühe mehr gegeben. Wo das Publikum nicht mehr zu wählen hat, ſondern nur die Polizei darüber zu wachen, daß es unter eine gewiſſe Stufe wenigſtens nicht herabgehe, geht

ganz gewiß Alles bis zu dieſer Stufe herab. Wo aber das Publikum bei der Auswahl ſein Urtheil geltend machen kann — und hierfür iſt gerade auf Bahnhöfen eine beſonders gute Gelegenheit —, geht es vorwärts.

In Wien hat man zunächſt die Auswahl zwiſchen Zweiſpännern und Einſpännern, dort die einen Fiaker, die anderen Comfortabel genannt. Die Fiaker ſind große Chaiſen, mit vier breiten Sitzen, habe ohne alle Ausnahme junge und ſtattliche Pferde und fahren unter dem Stadtfuhrwerk in Europäiſchen Städten weitaus am ſchnellſten, wenn man nur das öffentliche Fuhrwerk in den Engliſchen Städten ausnimmt. Die Comfortabels ſind niedrige, nur zweiſitzige, meiſt ganz geſchloſſene Wagen, denjenigen Privatwagen ähnlich, welche unſere Aerzte für ihre Praxis zu benutzen pflegen. Zum Vergleiche gebe ich die Wiener Fahrpreistaxe, mit deren Sätzen vor dem Krache beide, Fiaker wie Comfortabel, niemals zufrieden waren und über welche vorzüglich das Wiener einheimiſche Publikum auch gewöhnlich willig hinausging, während ſie jetzt allgemein von beiden Seiten, vom Kutſcher wie vom Fahrgaſt, ſtillſchweigend innegehalten wird.

Die Fiaker erhalten für die Stunde einen Gulden und für jede nachfolgende halbe Stunde einen halben Gulden. Eine Stunde iſt das Mindeſte; auch die kleinſte Fahrt wird für eine Stundenfahrt gerechnet. Alle Fahrten außerhalb der Linie, auch nach dem Prater, werden als Fahrten von mindeſtens zwei Stunden berechnet. Fahrten von und nach den Bahnhöfen gelten für anderthalbſtündige Fahrten, obgleich ſie ſelten mehr als eine halbe Stunde dauern. Dieſe Taxe iſt einfach genug und dabei ſogar billiger als die der meiſt nur einſpännigen Droſchken erſter Klaſſe in Berlin, welche wenigſtens für die erſte Stunde zwei Mark funfzig Pfennig beanſpruchen können. Verwickelter iſt die Taxe für die Comfortabels. Die erſte

Viertelstunde kostet vierzig Kreuzer, die zweite funfzig Kreuzer, jede folgende Viertelstunde zwanzig Kreuzer, für jede Fahrt von und nach den Bahnhöfen erhalten diese Wagen achtzig Kreuzer. Von elf Uhr Abends bis sieben Uhr Morgens tritt für beide Arten von Wagen eine Erhöhung der Taxe von funfzig Procent ein.

Die Wiener Platzfuhrwerktaxe beruht also, wie auch jetzt die Berliner, im Wesentlichen auf Zeitmessung. Sie ist etwas theurer für den kleinsten Zeitabschnitt einer Viertelstunde und bis zu einer halben Stunde, aber nur für die Einspänner, bei welchen allein diese Rechnungsart stattfindet. Sie ist billiger bei Fahrten von einer Stunde, auch bei den Zweispännern; verglichen mit den meist nur einspännigen Berliner Droschken erster Klasse. Der Aufschlag für die Fahrten von und nach den Bahnhöfen hat sich als entschieden vortheilhaft herausgestellt und sorgt für mindestens eben so viel Platzwagen auf den Bahnhöfen, wie die Markeneinrichtung.

Aber Pferde, Wagen und Kutscher, in allen diesem ist Wien Berlin ganz gewaltig überlegen. Nur in der Zahl der Platzwagen tritt es bedeutend zurück, hauptsächlich wohl, weil die sehr zahlreichen Omnibus-Linien und neuerdings die Tramways das minder begüterte Publikum dem Gebrauche der Platzwagen ganz entfremdet haben. Ihre Zahl hat nicht abgenommen, aber schon seit einigen Jahren auch nicht mehr zugenommen.

Eigentlich auffallend ist, daß bei einer Taxe, die doch wie die Berliner und wie die Pariser und wie die Taxe auf dem Festlande überall auf dem Zeitmaße beruht, die Wiener Fiakerkutscher doch niemals versuchen, durch langsames Fahren die Zeit länger zu zerren, wie die Berliner und auch die Pariser. Sie scheinen schnelles Fahren als eine Gewerbsehre zu betrachten. Häufig führen sie den Zügel, gleich den Ungarn und den Russen, mit beständig hoch gehobenen Armen, welches gut aussieht und gutes Fahren erleichtert.

Wir jagen nun die ganze Taborſtraße hindurch, mit lebhaftem Menſchengewühl auf beiden Seiten des Weges, mit dicht aneinander geſchloſſenen Gewölben für den Bedarf der großen Volksmaſſe, auch ſchon großen Kaffeehäuſern, Bierhäuſern und Gaſthöfen. Zur Linken fliegt der Gaſthof „Zum weißen Roß“ an uns vorüber, ein Hauptquartier der Fremden aus Norddeutſchland, in welchem ſich eine der größten Speiſewirthſchaften Wiens befindet, welche im Sommer Garten und Hof mit Stühlen und Tiſchen füllt unter ausgeſpanntem Zeltdach. Als wir den Donaucanal und die breite Ferdinandsbrücke erreichen, eröffnet ſich zur Rechten, den Canal aufwärts, ein feſſelnder Blick durch die unregelmäßigen Häuſermaſſen in das Land hinaus, welche mit dem Kahlenberge ſchließt. Man blickt vorher noch gerade in die Praterſtraße hinein, deren Menſchenſtröme ſich mit denjenigen der Taborſtraße auf der Ferdinandsbrücke vereinigen. Vor uns zur Rechten, ſchon in der inneren Stadt, erhebt ſich der große neue Gaſthof „Zur Metropole“, mit einem Kaffeehaus-Pavillon im Vorgarten. In den Hauptſtraßenzügen der inneren Stadt dürfen die Wagen wegen der Enge und wegen des Gedränges nur in einer Richtung fahren; ſie müſſen ſich häufig auf Seitenwegen durchſchlagen. Den nächſten Weg nach dem Stephan bildet die Rothe-Thurmſtraße, beſetzt mit Gewölben hauptſächlich für Frauenkleidung. Auf dem Stephansplatze erreichen wir den eigentlichen Mittelpunkt. Der Stephansdom, mit dem Rieſenportale und dem zierlichen hohen Spitzthurm voll krauſer gothiſcher Ornamentik, feſſelt immer wieder. Zur Rechten ſieht man in die elegante Pracht des Grabens hinein. In der ſchmalen Kärnthnerſtraße wird das Menſchengewühl immer lebhafter. Hier liegen die berühmteren unter den alten Gaſthöfen Wiens: Erzherzog Karl, Munſch und Meißl. Im Hotel Meißl wollen wir unſer Lager aufſchlagen. Es iſt, wie ſo viele Häuſer in Alt-Wien, ein Durchhaus, d. h.

ein Haus mit einem Durchgange und zwei Façaden, die eine nach der Kärnthnerſtraße, die andere nach dem neuen Markt, dem ehemaligen Heumarkt. Auf die wohnlich behagliche Stille des letzteren öffnen unſere Fenſter. Tief unten rauſchen die Strahlen des Donnerbrunnen, deſſen urſprünglich aus Blei gegoſſenes, keck gezeichnetes Bildwerk jetzt durch Bronzeabgüſſe erſetzt iſt. Schräg gegenüber liegt die kleine Kapuzinerkirche mit der Kaiſergruft. Jenſeit derſelben ragt aus der Häuſermaſſe der höchſt elegante ſteinerne Thurm der Auguſtinerkirche empor mit dem zierlichen Kopfſchmuck eines wahren Steinmetzkunſtſtücks in frei ſchwebender durchbrochener Arbeit. Hier ſoll der Ausgangspunkt für unſere nächſten millionenſtädtiſchen Beobachtungen ſein.

VIII.

In der Altſtadt Wien. Die Mode und die Verkaufsgewölbe.

Wien hat einen ſehr eingreifenden Unterſchied von allen Europäiſchen Großſtädten. Sein eigentlicher Stadtkern, die Altſtadt Wien, iſt länger durch die alte Befeſtigung von den zahlreichen Vorſtädten getrennt geweſen, und zwar ſchärfer getrennt, als dies bei irgend einer andern namhaften Stadt in Europa der Fall war. Das Leben in der Stadt und in den Vorſtädten war früher faſt ganz von einander geriſſen. Die Stadt konnte nur in die Höhe wachſen; die Vorſtädte dehnten ſich frei aus. Regellos wuchs der Straßenplan in beiden; aber ein regelloſer Straßenplan iſt keineswegs immer der ſchlechteſte, er iſt vielleicht in vielen Beziehungen ſogar der beſte. Wo es einen vorher entworfenen Straßenplan giebt, nach welchem neu gebaut werden muß, hat dieſen doch immer der beſchränkte Geiſt des Jahrhunderts beſtimmt, in welchem er entworfen wurde. Was aber für eine beſtimmte Zeit gepaßt hat, paßt häufig ſchon in einer andern nicht mehr, die bald darauf folgt. Es ſind vielleicht größere Häuſerinſeln nothwendig geworden, weil der Fortſchritt der gewerblichen Thätigkeit dieſelbe auf größere und lichtere Hinterhäuſer für die Werkſtätten und geräumigere Höfe verweiſt. Die ſcharfe Ecke, mit Einſchluß der rechtwinkligen, paßt nicht mehr, weil ſie die Wendung beim Fahren erſchwert, in einer Zeit, in welcher viel mehr gefahren wird, als früher. Aus demſelben Grunde paßt auch vielleicht

die angenommene Straßenbreite nicht mehr, und doch gewährte einst die schmalere Straße den Vortheil, daß man sie billiger und besser pflastern konnte. Alle größeren Europäischen Städte, auch diejenigen, die ohne bestimmten polizeilichen Plan gebaut sind, werden durch den Fortschritt der Gewerbe, des Reichthums und der Gewohnheiten täglich unbrauchbarer; aber sie wissen sich schon zu helfen. Das Gewerbe flüchtet sich aus Stadttheilen, in welchen es nicht mehr den nöthigen Raum findet, nach der Peripherie und baut dort, wie es den Bau gebraucht. Der Wagenverkehr giebt allzu enge und winklige Gassen zuletzt ganz auf und concentrirt sich auf einige größere Verkehrsadern. Die Landstraßen, welche nach der Stadt zusammenliefen, sorgen dafür, daß es Leute wenigstens in den Vorstädten giebt, die sich längs den Landstraßen anbauen. Wird der innere, verhältnißmäßig kleine Stadtkern eingeschlossen in Befestigungswerke, welche auch stehen bleiben, trotzdem es mit ihnen gar nicht mehr ernst genommen wird, zuletzt von einem sehr großen Vorstadtkranze umgeben, wie es bei Wien mit seinen früheren sechsunddreißig Vorstädten der Fall war, so verwandelt er sich schließlich in ganz etwas Anderes, als er ursprünglich war. Er wird nun ausschließlich gemeinschaftlicher Krammarkt für sämmtliche rings um ihn her liegende Vorstädte, welche zum eigentlichen Sitz der arbeitenden Gewerbe werden. Handelt es sich dabei um eine mächtige Reichshauptstadt mit einer Kaiserburg und großen Adelsschlössern, mit einer alten und berühmten Universität und den obersten Behörden der Reichsverwaltung und einem großen Zufluß von Fremden, so bleibt doch alles dies natürlich bis auf Weiteres im Stadtkern. Es liegt dann eine kleine, aber üppige Reichshauptstadt und Handelsstadt inmitten einer riesenhaften Fabriks- und Gewerbsstadt, von dieser durch ihre Befestigungswerke und das weite, leere Glacis vor denselben scharf abgetrennt.

Dies war das Bild der Altstadt Wien bis zur Abtragung ihrer Festungswerke, welche erst in der Mitte dieses Jahrhunderts stattfand. Noch heute trägt sie die eigenthümlichen Züge, welche aus jener Zeit herstammen. Ihre Häuser streben hoch empor, und zugleich wimmelt sie von großartigen Palästen, welche noch aus dem vorigen Jahrhundert herrühren. Ihre Straßen waren stets von Menschen dicht gefüllt, die sich aus den sechsunddreißig Vorstädten täglich in sie hinein ergossen, um täglich ihre Thore wieder zu verlassen. Sie hatte an ihren Straßen nicht genug, und da alles größere Gewerbe sie verlassen hatte, waren abgeschlossene Höfe überflüssig geworden. Man verwandelte also auch diese in Straßen, indem man die Häuser zu sogenannten Durchhäusern machte. Dadurch gewann man neue Wege und, was wohl die Hauptsache war, auch innere Häuserfluchten für Verkaufsgewölbe. War ein Haus einmal zum Durchhaus zwischen zwei Querstraßen geworden, so verlohnte es sich auch für die beiden Häuser, die ihm in diesen Straßen gegenüber lagen, sich ebenfalls in Durchhäuser zu verwandeln und auf diese Weise die neue Straße zu verlängern. Und dann ging es immer so weiter. Lange neue Verbindungen wurden auf diese Weise hergestellt, natürlich ausschließlich für Fußgänger. Dem äußern Anschein nach muß dies schon begonnen haben, ehe es in Paris zu Passagen kam. Nur in Leipzig, welches im Innern überhaupt Wien ähnlich sieht, kennen wir dergleichen im Deutschen Reiche, aber in viel geringerer Ausdehnung. Die Altstadt Wien kann man sich aber ohne ihre zahlreichen Durchhäuser gar nicht mehr denken. Sie gehören zum Wiener Leben; sie haben darum auch in den Vorstädten und den neuen Stadtvierteln an der Ringstraße Nachahmung gefunden.

Die innere Stadt Wien zerfällt in vier Viertel, und es ist große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eben hiervon im Deutschen ein Stadttheil ein Stadtviertel heißt. Zu unserer

Schriftſprache ſind nämlich, wie jetzt ſprachgeſchichtlich feſtſteht, die oberſächſiſche Mundart, welche Luther hineinbrachte, und die Wiener Kanzleiſprache zuſammengewachſen. Das Straßenkreuz, welches dieſe Stadtviertel ſcheidet, beſteht aus den Hauptverkehrsadern der innern Stadt Wien. Wir treten auf eine derſelben, die Kärnthnerſtraße, hinaus, gehen dieſelbe links bis zum Beginn des Stephansplatzes und ſchwenken dann linksum in den Graben. Der Graben, die ſtattlichſte Straße im alten Wien, entſtand aus einem Burggraben der Altrömiſchen Vindobona, welche den Raum des Nordweſtlichen Stadttheils von Alt-Wien bedeckte und im Hohenmarkte noch das antike Forum zeigt. Genau am Eck der Kärnthnerſtraße und des Grabens befindet ſich der „Stock im Eiſen", das Wahrzeichen Wiens für die Handwerksburſchen. Es iſt der Stumpf eines Lärchenbaumes, von oben bis unten mit eingeſchlagenen Nägeln derartig bedeckt, daß jetzt kein Nagel mehr eingeſchlagen werden kann. Die Sage erzählt, daß einſt bis hierher der Wiener Wald gereicht habe und daß dies der erſte Baum vor dem Thore von Vindobona geweſen ſei. Aber vielleicht liegt ſeine Bedeutung viel tiefer und er ſelbſt iſt ganz uralt, urſprünglich ein Kalender, in welchem jeder neu eingeſchlagene Nagel ein Jahr bedeutete, wie man deren auch in den alten Städten Etruriens entdeckt hat. Wien reicht nämlich in ganz graues Alterthum hinauf.

Im Graben feſſeln uns die Gewölbe für Schmuck- und Modeſachen beſonders und noch mehr die Damen, welche unabläſſig in dieſelben ſtrömen, oder aus denſelben treten. Gleich hier wird uns klar, daß es um die Kleidermode in Wien denn doch ein anderes Ding iſt, als in Berlin. Man entdeckt raſch, daß Wien für Frauen der Pariſer Mode folgt, aber daß es derſelben ſowohl raſcher und intenſiver, wie unabhängiger folgt, als dies in Berlin geſchieht. Es iſt dabei im Voraus zu bemerken, daß es in Wien für die eigentlichen Modedamen nur

Juwelenschmuck, welche der bunten Mannichfaltigkeit der Völkerschaften und Trachten im ganzen Kaiserreiche entspricht und in einem Falle sehr geistreich durch die Figur des Hagen von Tronegk versinnbildlicht ist, welcher aus großem Füllhorne den Nibelungenhort in den Strom schüttet. Häufig erinnert auch die Form des Juwelenschmuckes an das Morgenland. Noch mehr thun dies die zahlreichen Gewölbe mit Bernstein und Meerschaumwaare. An Italien erinnern aber wieder Gewölbe mit Venezianischer Muschelwaare. Man wird sich bewußt, schon beim Anblick der Gewölbe in der innern Stadt, daß Wien wirklich der herrschende Mittelpunkt eines sehr mannichfaltigen Volkslebens ist, und begreift es, wenn sich die Perser und Türken Märchengeschichten von der goldenen Stadt Betsch erzählen — nämlich eben Wien —, welche fern im Westen, im Lande der Nimsawi läge, — dies sind die Deutschen — und von deren hohem Minaret — dies ist der Stephansthurm — man ganz Europa überschaue.

Auch durch die Woll-Zeile sind wir gekommen, diesen Mittelpunkt der Oesterreichischen Presse, in welcher, oder dicht bei welcher, sämmtliche Wiener Zeitungen wenigstens ihre Expeditionen haben, und haben sehen können, daß die größeren Blätter täglich in eigenem Wagen durch die Stadt nach den Verkaufstrafiken, wo sie neben Stempelpapier und Regie-Cigarren verkauft werden, auch nach Kaffeehäusern und nach den Bahnhöfen befördert werden. Das Zeitungsgeschäft ist nämlich in dieser Straße concentrirt, ähnlich wie dies in London der Fall ist, und so suchen sich im innern Wien noch manche andere Geschäfte besondere Straßen aus, was nur von Vortheil für den Betrieb ist. Zuletzt sind wir auf den Kohlmarkt gerathen. Schon vielen alten stattlichen Kaffeehäusern sind wir vorbeigegangen, darunter, nahe der Woll-Zeile und dem Stephan, dem von Scheuchenstuhl, wo sich Journalisten zu-

sammenzufinden pflegen, und im Kohlmarkt dem von Daum, welches lange das Hauptquartier der Officiere aus der ganzen Oesterreichischen Armee war, so daß man Briefe für solche, deren genauere Adresse man nicht wußte, hierhersendete, von wo sie dann willig weiter gesendet wurden, und gelangen endlich an das Kaffeehaus von Grienſteidl, da, wo die vornehme Herrengasse den Kohlmarkt erreicht, dicht beim Burgthor und Hofburg-Theater.

IX.

Die Kaffeehäuſer Wiens.

Kaffeehäuſer haben ſich, wahrſcheinlich von Italien aus, über Oeſterreich mit ganz anderer Lebendigkeit verbreitet, als über diejenigen Länder, welche das neue Deutſche Reich bilden; nur in Baiern und Sachſen, vorzüglich in München und Leipzig, ſind dann einige Ableger des Oeſterreichiſchen Kaffeehauslebens eingedrungen. Im vorigen Jahrhundert muß der Verſuch, Kaffeehäuſer in Deutſchland zu errichten, ſchon einmal, wahrſcheinlich aus Frankreich, ſeinen Weg nach Norddeutſchland gefunden haben; dies beweiſen die ſogenannten Kaffeepavillons an der Alſter in Hamburg und der bedeutungslos gewordene Name Café, welcher noch auf den Schildern mancher Bierwirthſchaften in Berlin und anderen Norddeutſchen Städten prangt. Das Bedürfniß vermochte ſich eben in Norddeutſchland nicht einzubürgern und ſucht erſt jetzt wieder in den neuen Wiener Kaffeehäuſern Berlins dort Fuß zu faſſen. Die Deutſchen Kaffeegärten vor den Thoren der Städte, in welchen natürlich keine Zeitungen gehalten werden und die ſich erſt an Sommernachmittagen während ganz kurzer Zeit füllen, haben nichts mit dem Kaffeehauſe zu ſchaffen.

Urſprünglich führten in Wien und anderen Oeſterreichiſchen Städten die Kaffeehäuſer die zunftmäßige Benennung: Bürgerlicher Kaffeeſieder. Man hat alſo zuerſt, eben aus Italien, wohl Kaffeeſieder als beſonderes Dienſtperſonal für große fürſtliche und adlige Häuſer kommen laſſen. Allmählich wurden dann

die Italiener durch Eingeborene ersetzt, welche das Gewerbe, zu der auch die Mundbäckerei gehörte, in den herrschaftlichen Küchen lernten. Diese mögen es dann versucht haben, Kaffeeküchen zu eröffnen, in welchen der Kaffee für Jeden verschänkt wurde, der dafür bezahlte. Sie wurden öffentliche Kaffeesieder, und dies ist es wohl, was bürgerlicher Kaffeesieder bedeuten soll. Das Wort „öffentlich" wollte sich nicht in die Altösterreichische Redeweise einfügen.

Man kennt noch den Namen des Mannes, welcher das erste öffentliche Kaffeehaus in Wien im Jahre 1683 gründete. Er hieß Koltschitzky, wenn es Leute giebt, die sein Name interessirt, und war ein Pole. Eben so kennt man übrigens auch die Namen der ersten Kaffeehausbesitzer in Paris und London, wohin wir ja noch kommen werden. Schon jetzt, bei Gelegenheit der Oesterreichischen Kaffeehäuser, der größten, besten und besuchtesten, die es giebt, sei aber erwähnt, daß das Kaffeehaus überall sich durch Vorurtheile hat durchkämpfen müssen. Anfangs waren dies medicinische Vorurtheile gegen den Kaffee, die schon in der Mahomedanischen Welt laut wurden, als ihn die Araber, aus Habesch, wo er seit unvordenklicher Zeit getrunken wird, dort einführten. Hinter diesen steckte aber stets, auch dort, politische Furcht vor dem Kaffeehause, welche endlich in Konstantinopel offenen Ausdruck in einem Verbote sämmtlicher Kaffeehäuser fand. Dies ging 1645 vom Großvezir Achmed Kuprili aus, dem Stellvertreter des unmündigen und schwachsinnigen Mahomed IV. Der Großvezir war nämlich verkleidet in den Kaffeehäusern und Wirthshäusern von Stambul umhergeschlichen und hatte sich mit eigenen Ohren überzeugt, daß die Türken nur beim Kaffee politisirten und Regierungshandlungen besprächen. Trotzdem verfolgten der Kaffee und das Kaffeehaus ihren Weg durch die civilisirte Welt. Am schlimmsten wüthete anfangs Friedrich II. von Preußen gegen den Kaffee. Er machte

den Kaffee zum Staatsmonopol, und nur Edelleute, höhere Beamte und Geistliche erhielten die Erlaubniß, ihn selbst zu brennen, gegen „Brennscheine“. Schon bestand aber seit 1721 auch in Berlin ein Kaffeehaus. Da der Monopolkaffee gebrannt nur in Packeten von 24 Loth zu einem Thaler verkauft wurde, also sehr theuer war, kam es in Preußen zuerst zu einem Kaffeesurrogat, der Cichorie. Es ward in Magdeburg im Jahre 1790 endeckt, daß die Wurzel der morgenländischen Pflanze, deren Kraut man bis dahin nur zum Endiviensalat benutzt hatte, wenn geröstet, dem gerösteten Kaffee etwas ähnlich schmecke, ohne Kaffeïn zu enthalten. In wenigen Jahren wucherte bei Magdeburg der Anbau dieser Pflanze und in Magdeburg selbst die Cichorienfabrikation zu gewaltiger Ausdehnung empor. In Süddeutschland, wo der Kaffee ebenfalls finanziell mißhandelt wurde, entdeckte man etwas später, daß auch gewisse Feigenarten zu ähnlichem Zwecke verwendbar seien, wie die Cichorie. Vorzüglich im südlichen Tirol verlegte man sich auf die Herstellung von Feigenkaffee. Er ward zur Gewohnheit, und bis heute ist in Wien die Sitte bestehen geblieben, dem Kaffee etwas Feigenkaffee beizumischen. Die Wiener wollen ihn meist gar nicht mehr anders trinken.

Die sehr zahlreichen Kaffeehäuser Wiens muß man in alte und neue scheiden, sowie auch in solche für die wohlhabenden und für die weniger bemittelten Klassen. Nur die Kaffeehäuser für die wohlhabenden Klassen, in welchen die Preise namhaft höher sind, sind diejenigen, von denen es sich zu sprechen lohnt. Die alten Kaffeehäuser befinden sich in der Stadt und in den Vorstädten. Die neuen liegen zwischen beiden, in der Ringstraße und den neuen Stadtvierteln rechts und links von derselben.

Grienſteidl's Kaffeehaus gehört zu den alten und ist eines der großartigen Exemplare derselben. Es ist zu ihm, wie zu

allen ähnlichen, das vollständige Erdgeschoß eines großen alten Hauses verwendet. Eine Reihe von Zimmern läuft ohne Abschluß von Thüren ineinander. Der Eingang ist, wie sonst überall in Wien, unmittelbar von der Straße durch eine Glasthür, die aber im Sommer fast immer offen steht. Man findet gute, schwere, nicht fournirte Mahagoni- oder Nußbaumtische, auch Tische mit weißen Marmorplatten und die in ganz Wien üblichen leichten und festen Stühle aus gebogenem Buchenholz. Auf allen Tischen ist Mundgebäck von mannichfaltigen Formen aufgestellt, hauptsächlich aber sogenannte Karlsbader Kipfel.

Der Kaffee wird in Gläsern servirt und zwar schon gemischt mit der Sahne, wenn man nicht ausdrücklich eine Portion mit Sahnentöpfchen und Tasse verlangt, welche stets theurer ist, als das Glas Kaffee. Zwei Mischungen von Kaffee und Sahne sind die beliebtesten: Mehrweiß, wenn mehr Sahne als Kaffee in der Mischung verlangt wird, und Kapuziner genannt, wenn es mehr Kaffee als Sahne sein soll. Der gemeinsame Name ist Melange. Ein solches Glas Melange kostet 16 Kreuzer, also 32 Neupfennige. Das Mundgebäck wählt man sich selbst aus den Körben aus und hat 2 Kreuzer für das Stück, also 4 Neupfennige, zu bezahlen, und giebt dann noch dem Zahlkellner 2 Kreuzer für die Bedienung. Dies ist ihre große Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit aber auch werth.

Schon früh am Morgen füllt sich das Kaffeehaus mit Leuten, die sich unter einander kennen und begrüßen und offenbar in der Mehrzahl tägliche Besucher des bestimmten Kaffeehauses sind. Häufig empfangen sie auch ihre Briefe nur in dem Kaffeehause und schreiben sie auch daselbst. Sobald die Wiener Morgenzeitungen hereingebracht werden, entsteht großes Leben in der ganzen Gesellschaft, wie in einem Raubthierhause im zoologischen Garten zur Fütterungszeit. Der Zeitungsordner weiß schon, nach welcher Zeitung jeder einzelne Kunde zuerst lechzt. Daß

man auf eine Zeitung warten muß, darf dem Wiener Publikum nicht geboten werden. Dergleichen würde alsbald großen Lärm verursachen: „Dös is aber ä Wirthschaft: Nit emoal ä „Naie Freie Presse“ übrig! So schicken's glei donach in die Trafik, Zoalkellner; hoben Sie denn kainen Kraizer in der Taschen? Wofür zoalt man denn dös schwere Geld für die Melangsch und die Kipfeln und an Sie auch noch. Glei schicken's.“ Ein Kellner läuft auch gleich und derjenige, welcher bei der Vertheilung von nicht weniger als zwölf Exemplaren der „Neuen Freien Presse“ leer ausgegangen ist, fährt nun fort, seiner Unzufriedenheit so lange laut Luft zu machen, bis er befriedigt worden ist.

Beiläufig sieht man hieran, wie viel es doch eigentlich mit dem Einzelverkauf der Zeitungen auf sich hat; ohne denselben hat eine Zeitung gar nicht so leicht das, was ihr für ihre Anstrengung gebührt.

Nachdem der Lärmenschläger endlich zufriedengestellt ist, wird es doch unter der ganzen Gesellschaft keinen Augenblick still. Die Wiener können es nämlich nicht lassen, beim Zeitungslesen ihren Gefühlen Luft zu machen. Zuweilen schlagen sie wohl mit der Faust auf den Tisch, zu einem: „Dös is recht“ oder „Dös is aber zu stark“ oder „Hoat's ihm gut g'geben“. Einer kann's auch wohl nicht lassen, eine ganze Mittheilung laut vorzulesen, obgleich sie die meisten Anderen auch in der Hand haben. Dann geht gewöhnlich gleich eine allgemeine Unterhaltung los und auch Fremde werden dabei so angesehen, als ob sie alte Bekannte wären, und als ob man erwarte, daß sie mitsprächen. Thun sie das und kömmt dabei zufällig die Preußische Mundart zum Vorschein, so wird es freilich bald wieder still um sie her, sie müßten es denn selbst auf Unterhaltung anlegen. Dann aber wird sie in Wien niemals verweigert. Es ist ein leicht mittheilsames und doch im Reden vorsichtiges Volk in Wien.

Lasse man sich aber nur auf die Unterhaltung ein. Es hat in Wien immer sein Lehrreiches, der öffentlichen Stimmung auf den Zahn zu fühlen. Genau wie ein Wiener spricht, so spricht deren stets eine große Zahl. Rechthaberisch sind die Einzelnen dort gar nicht; aber dafür ist gegen Dasjenige, was einmal die Losung des Tages ist, um so weniger aufzukommen. So ist es — darüber ist das Volk schnell mit sich im Reinen und denkt nun gar nicht weiter darüber nach. So war es einst auch in Paris, ist aber nicht mehr so. So ist es theilweise noch in London, aber beim Zeitungslesen an öffentlichen Orten kommt es dort am allerwenigsten zum Vorschein. Denn wo das Englische Volk liest, verlangt es rigoros, daß auch kein lautes Wort gesprochen wird, sondern unterdrückt jeden Versuch dazu mit allgemeinem „ßt ßt" oder schickt den Kellner und läßt um Ruhe bitten. Ehe die Engländer mit einander sprechen, müssen sie auch sich gegenseitig vorgestellt sein. Hiervon wissen gerade die Wiener von allen Großstädtern am wenigsten.

Dergleichen Unterschiede haben aber ihre wichtigen politischen Folgen. Schnell wird die öffentliche Meinung in Wien gebildet, aber schnell wechselt sie auch wieder. Deswegen können in Oesterreich Veränderungen und Unternehmungen, mit deren Gedanken wir uns Jahre lang tragen, rasch und kühn ins Auge gefaßt und ihre Ausführung alsbald mit Macht begonnen werden; aber es wird Manches in dieser Art geboren, welches nach gar nicht langer Zeit als hoffnungslose Ruine liegen bleibt. Zur Zeit giebt es zwei große Fragen in Wien: was fangen wir Oesterreicher mit den Ungarn an? und: was fangen wir mit der Türkei an? „Verflixte Kerls sein's, die Ungarn", heißt es in den Wiener Kaffeehäusern, „bereits wollen sie selber Papiergeld machen; dös scheint das einzige, was sie von uns g'lernt haben. Und wir sollen's nehmen; dös glaub' i wohl." Von der Türkei aber heißt es: „Die Leich' fassen mer nit an; dös

würd' uns grad noch fehl'n. Auslachen laſſe mer uns nit. Ihr glaubt wohl, da hinten in Berlin und in Petersburg, mer ſein alle Trottels? Dumm ſind wir, aber ſo dumm ſind wir doch net. Eins wiſſen wir — wir wolle z'ſammenbleib'n in Oeſterreich. Was Ihr draußen wollt, verſtehn wir nit." Außer dieſer etwas räthſelhaften Auslaſſung vermag der Fremde jetzt (1874) nichts Weiteres, betreffend die Orientaliſche Frage, aus dem Wiener Mißtrauen herauszupreſſen.

Es geht weiter in den Vormittag hinein. Das Wiener Publikum bleibt lange in ſeinen Kaffeehäuſern ſitzen. Bald erhalten die Stammgäſte Beſucher, die nur ihretwegen ins Kaffeehaus kommen. Man kann kaum umhin, zu bemerken, daß das Kaffeehaus ihnen ungefähr als Dasjenige dient, was in London ein Clubhaus iſt, und was wir in Berlin faſt noch gar nicht kennen. Sie beſtellen die Leute, mit denen ſie irgend etwas zu thun haben, gar nicht in ihre Wohnung, ſondern gleich in das Kaffeehaus, welches ſie zu beſuchen pflegen. Es iſt dazu zu bemerken, daß es vorzüglich um die Junggeſellenwohnungen in Wien recht unbefriedigend beſtellt iſt. Liegen ſie in der innern Stadt, ſo iſt gewöhnlich recht hoch zu ihnen emporzuſteigen und dann muß man wo möglich noch durch eine Küche gehen, um zu den möblirt vermietheten Zimmern zu kommen. Dies gilt auch noch vom ganzen Ringſtraßen-Viertel, wenn auch wenigſtens die Durchgänge durch die Küchen hier wegfallen. Liegen ſie in den Vorſtädten, ſo iſt der Weg nach jeder einzelnen weit, und will man dann zu einer andern, vielleicht in einer andern Vorſtadt, ſo muß man faſt immer wieder zur Ringſtraße zurück und dann von neuem hinaus.

Alſo macht ſich Alles viel bequemer, wenn man jedes Stelldichein in das Innere der Stadt verlegt, eben an einen öffentlichen Ort; dann gelangt man ſchneller von einem zum andern. In Wien hat ſich das Kaffeehaus die Stellung erobert, für

diesen Zweck zu dienen; es ist nun ein Volksbedürfniß in Wien geworden, täglich viel Bekannte zu sehen, wenn auch jeden Einzelnen nur auf kurze Zeit. Darum bleibt man gleich im Kaffeehause, auch um seine Briefe zu schreiben, und wenn man hiermit nichts zu schaffen hat, sind Billards, Kartenspiele, Dominosteine und Schachbretter im Kaffeehause, alles für Miethsgeld, um sich mit diesen untereinander die Zeit zu vertreiben. Es hat darum stets in Wien ausgezeichnete Billardspieler, eben solche Dominospieler und vor Allem gute Schachspieler gegeben, und zur Zeit stellt Wien die ersten Schachspieler von Europa und ist durch sie auf der großen Schach-Weltbühne vertreten, welche sich jetzt, wie einst in Paris, dann in Berlin, so in London ausgebildet hat, in welcher Stadt das Schachspiel jetzt zum hohen Sport gehört und den Gegenstand aufregender Wetten, sei es nun um Geldpreise, sei es auch um die bloße Ehre des Namens, abgiebt.

Griensteidl's Kaffeehaus ist, wie gesagt, eins der alten Kaffeehäuser, aber dasjenige, in welchem die meisten Zeitungen gehalten werden, von vielen Wiener Zeitungen und nicht blos von der „Neuen Freien Presse", eine ganze Anzahl von Exemplaren, aber es ist ein Kaffeehaus, welches Damen nur ganz ausnahmsweise besuchen. Für den Besuch auch von Seiten der Damen befindet sich im alten Stadtinnern nur ein sehr prunkvolles Kaffeehaus auf dem Graben, zu welchem auch ein Sommerpavillon mit Stühlen und Tischen im Freien in der Mitte dieser breiten und stattlichen, aber nur kurzen Straße gehört. Am Ringe befinden sich dagegen viele solche große und prunkvolle Kaffeehäuser, die auch von Damen besucht werden, mit kleinen Stühlen und Tischen, längs des Hauses auf der Straße. Eines darunter, von besonderer Großartigkeit und Pracht, scheint von den Damen der Demimonde bevorzugt zu werden und bezeichnet sich auch ausdrücklich als ein Kaffeehaus für Damen.

Sie scheinen hier eine Art von Börse für ihre Zunft geschaffen zu haben. Die Kaffeehäuser dringen aber auch sehr weit in die Hauptstraßen der Vorstädte hinaus.

Gehen wir nun zur Ringstraße. Es sind nur wenige Schritte von Griensteidl's Kaffeehaus zum alten Burgthor. Links befindet sich der Eingang zum kleinen, aber künstlerisch so hochstehenden Burgtheater. Rechts geht man an Demel's Conditorei vorüber, wo das beste und mannichfaltigste Gefrorene zu finden ist, mit einem langen Speisezettel der verschiedenen Arten von Gefrorenem, wie es in Italien selbst nicht vollendeter zu haben ist. Auf dem Burghofe trifft unser Ohr die vortreffliche Musik der Wachablösung. Verlassen wir diesen Hof durch seinen äußern Eingang, so öffnet sich vor uns ein gewaltiger freier Platz mit dem neuen Burgthor von etwas gar zu schwerem, festungsartigem Baustile geradeaus und den beiden Reiterstandbildern des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl links und rechts. Hinter dem letzteren Standbilde öffnet sich der Volksgarten mit dem nachgebildeten Athener Theseustempel und dem Garten-Kaffeehause, in welchem täglich Nachmittags und Abends die Concerte der Strauß'schen Capelle stattfinden. Sobald wir durch einen der fünf Durchgänge des äußern Burgthores mit seinen schweren Dorischen Säulen getreten sind, befinden wir uns auf der Ringstraße, deren schon geschaffene, sowie noch im Bau begriffene Pracht wir im Nächsten durchwandeln wollen.

X.

Die Ringstraße in Wien.

Da, wo man, die innere Stadt Wien verlassend, durch das äußere Burgthor auf die Ringstraße hinaustritt, ist es gerade noch auf ihren beiden Seiten wüst und leer. Eigentlich befindet man sich auf einem sehr großen Platze, welchen die Ringstraße nur streift. Es ist dieser Platz im Begriff, die Stätte der höchsten architektonischen Pracht in Wien zu werden. Hierher sollen zur Rechten das definitive Reichstagsgebäude, das Rathhaus und die neue Universität und zur Linken das Museum zu liegen kommen. Doch sollen uns die Wiener Neubauten erst später beschäftigen.

Die Ringstraße, welche um ganz Alt-Wien herumläuft, wenigstens vom Donaucanal bis wieder zum Donaucanal, besitzt eine Breite von 57 Meter. Dies ist nur um wenige Fuß schmäler, als Unter den Linden in Berlin. Sie wird jetzt, mit ihren sämmtlichen neuen Nebenstraßen und den öffentlichen Bauten und Gärten, die an Stelle der abgeräumten Festungswerke und des ehemaligen Glacis derselben entstanden sind, zur innern Stadt gerechnet. Das Glacis war überall ungefähr 230 Meter oder 700 Fuß breit und gewährte durchgängig vortrefflichen Baugrund.

Es macht doch sehr nachdenklich, daß das, was früher ein so großes Hinderniß für die Bauthätigkeit war, nämlich die Festungswerke, welche viel zu lange aufrecht erhalten worden waren, schließlich einen Baugrund zur Verfügung gestellt hat,

wie sich keine andere Großstadt dessen rühmen kann. Baugrund, auf welchem man ganz frei verfahren kann, durch ältere Bauten unbehindert, können sich andere Großstädte entweder nur an ihrer Peripherie verschaffen oder ältere Bauten müssen massenweise geopfert und abgetragen werden. Wenigstens ist dies die Lage in allen festländischen Großstädten; in den Englischen werden wir freilich noch andere Wege kennen lernen, auf welchen man dort den Bedürfnissen der Zeit gerecht wird. Aber in Wien lag dieser, durch die Grillen der Geschichte reservirte Baugrund, mit seiner gewaltigen Breite und Länge, in dem mittelsten und wichtigsten Theile des Häusermeeres. Beträchtlich weniger als hunderttausend Einwohner wohnten innerhalb der nun verschwundenen Festungswerke, und fünfhunderttausend Einwohner im Vorstadtkranze rings um dieselben her, als man sich endlich entschloß, sie zu beseitigen.

Man begriff daher auch alsbald, auf öffentlicher, wie auf privater Seite, daß nun oder nie die Zeit gekommen sei, Wien zu einer der schönsten, vielleicht der allerschönsten der Europäischen Großstädte zu machen und zu derjenigen, welche am besten, d. h. der Zeit am meisten gemäß, eingerichtet sei. Der Entschluß stand rasch fest, alle öffentlichen Bauten, welche entweder ganz neu herzustellen waren oder doch der Erneuerung und der Erweiterung dringend bedurften, an die Ringstraße zu verlegen; so das Reichstagsgebäude, das Museum der Künste, die Universität, das Gewerbemuseum, das Rathhaus, die Börse, das große Hofopernhaus, das kleine Opernhaus, die Centralmarkthalle, das Gebäude der Gartenbaugesellschaft, das Conservatorium und Concerthaus der Gesellschaft der Musikfreunde und endlich den Cursalon mit dem Stadtpark, also einen modernen Badeort im Innern von Wien selbst, um einen neuen großartigen Sammelpunkt für die elegante Welt und die so tonangebenden Wiener Damentoiletten zu bilden. Nicht blos Staat, Stadt

und Vereine begriffen diese Mahnung der Zeit, auch für alle großartigere Bauunternehmung von Seiten des Privatpublikums ward nun der Blick ausschließlich auf die Ringstraße und den neuen, von ihr beherrschten Ring von Bauplätzen an neuen Seitenstraßen derselben gerichtet. Die Erzherzöge gingen mit ihren neu zu erbauenden Palästen voran und der hohe Oesterreichische Adel trat alsbald in ihre Fußstapfen. Dann folgte die Unternehmung in großen Gasthöfen erster Klasse des modernen Riesenstiles. Aber auch für großartige Miethshäuser mit Gewölben sorgte die Privatunternehmung, und hier trat der große Ziegelbrenner Drasche mit dem von Hansen erbauten prachtvollen, im obersten Stockwerke vergoldeten Miethshause, genannt der Heinrichshof, in der Ringstraße, gegenüber dem neuen großen Opernhause, an die Spitze. Er hat großartige Nachfolge gefunden, besonders da in den Jahren fieberhafter Actienunternehmung sich eine große Anzahl von Baugesellschaften in Wien bildete, angestoßen durch die Bewegung, welche es mir gelungen war, allerdings mit viel weniger Erfolg, in Berlin hervorzurufen, und die ich schon im Jahre 1865 persönlich versucht hatte, auch nach Wien zu übertragen. So sehr hatte man in Wien begriffen, wie viel gerade jetzt daran läge, für den Privatbau in ganz großen Städten zur gesellschaftlichen Unternehmung überzugehen, daß diese Baugesellschaften sich noch lange der Gunst und Unterstützung des Staates und der von ihm abhängigen großen Finanzinstitute erfreuten, als der Zusammenbruch der meisten, pilzähnlich aus dem Boden hervorgeschossenen, Actiengesellschaften schon erfolgt war und Niemand mit ihnen mehr etwas zu thun haben wollte.

Die Vertheilung des 57 Meter breiten Straßenraumes in der Ringstraße auf die Fuß- und Fahrwege in derselben ward so vorgenommen, daß zunächst an den Häusern auf beiden Seiten ein breiter Fußweg abgezweigt wurde, mit ausgezeichnetem

Plattenpflaster belegt, unmittelbar von den Häuserfronten bis an den Fahrweg. An diesen Fußweg schließen sich rechts und links zwei schmalere Fahrwege, nur dazu bestimmt, diejenigen Wagen zuzulassen, welche in dem gegebenen Stücke der Straße vor dem Fußwege, den Gewölben und Häusereingängen halten wollen, weil hier ihr vorläufiges Ziel ist. Es folgen dann hüben und drüben wieder zwei Fußwege, mit jungen Bäumen besetzt und mit Schotter beschüttet, d. h. dem sehr brauchbaren groben Kiese, welcher in Wien selbst und in den Betten der Donauarme und des Wienflusses zu finden ist. Da die Wagen zwischen den gepflasterten Fußwegen und diesen Sommerfußwegen niemals schnell durchfahren, sondern eben bald zum Anhalten kommen, ist es auch für Frauen und Kinder nicht schwierig, diese Seitenfahrwege vom gepflasterten Fußwege zum Sommerfußwege zu kreuzen. Zu bemerken hierbei ist, daß die offenen Rinnsteine in Wien gänzlich verschwunden sind.

Zwischen den beiden Sommerfußwegen befindet sich nun der große Fahrweg für alle durchfahrenden Wagen und für die doppelten Gleise der Tramways, die sich auf beiden Seiten des großen Fahrwegs, unmittelbar längs der Sommerfußwege befinden. Die Haltestellen der Tramways sind sorgfältig bezeichnet, mit einem Arme, welcher angiebt, wohin sie fahren; wie häufig sie vorüberfahren und wie stark sie benutzt werden, drängt sich schon bei der ersten Beobachtung auf.

Sobald man aus der innern Stadt heraus irgendwo die Ringstraße betritt, macht sich der Gegensatz zwischen den heiteren und großartigeu Perspectiven, welche sie überall bietet und der dunklen Behaglichkeit der Gassen in Alt-Wien auf höchst angenehme Weise bemerklich. Eben so ist es aber auch umgekehrt. Tritt man irgendwo von der Ringstraße in Alt-Wien hinein, so wird man von einem Gefühle beschlichen, als käme man in die eigene Wohnung. Vor dem äußern Burg-

thore linksum schwenkend, gelangen wir von dem Burgring auf den Opernring. Die Ringstraße ist nämlich in ähnlicher Weise eingetheilt, wie ihr Vorbild aus dem vorigen Jahrhundert, die alten Pariser Boulevards. Wo ihre innere Seite eine stumpfe Ecke, ihre äußere gegenüber einen stumpfen Winkel macht, beginnt auch der Name eines neuen dieser sogenannten Ringe; hergenommen von irgend einem daran stoßenden großen öffentlichen Gebäude. Es beginnen nun die Häuser an der Straße zuerst auf der äußern Seite, während auf der innern noch das Gitter des geschlossenen Hofgartens die Einfassung der Straße bildet. Dieser enthält das Reiterstandbild Franz I.

An der ersten Ecke auf der innern Seite steht der Palast des Bankier Schey und neben ihm, in der Albrechtgasse genannten Quergasse, die wieder nach Alt-Wien zurückführt, der neue Palast des Erzherzogs Albrecht, mit stolzer Front nach dem Hofgarten.

Es folgt alsbald das neue Opernhaus, freistehend zwischen Operngasse, Kärnthnerstraße und Opernring: ein äußerst prachtvoller Bau von den Architekten Van der Nüll und Siccardsburg. Sein Inneres betreten wir später. Gerade gegenüber erhebt sich das am meisten in die Augen fallende, prachtvollste aller Wiener Miethshäuser, der Heinrichshof, eine architektonische Schöpfung Hansen's, mit Kaffeehäusern und Restaurants im Erdgeschoß, wiederum ein Durchhaus, mit zweiter Front an einer hintern Straße. Seine Vergoldung und Bemalung im obersten Stockwerk hat man, bei einem einzigen, aber viel kleineren und niedrigeren Hause in der Wilhelmstraße in Berlin nachzuahmen versucht; aber vergoldete Flächen müssen eben aus beträchlicher Höhe herabstrahlen. Es folgt nun die Kreuzung der Kärnthnerstraße mit der Ringstraße. Vom alten Kärnthner Thore an und durch das ganze schimmernde Ringstraßenviertel ist auch die Kärnthnerstraße in beträchtlicher Breite und mit

demſelben breiten Platten-Pflaſter auf den Fußwegen, wie die Ringſtraße, fortgeführt. An ihrem äußern Ende wird ſie durch die Eliſabethbrücke über den Wienfluß mit der Hauptſtraße der Vorſtadt Wieden verbunden. Ein ungeheurer Menſchen- und Wagenverkehr reißt auf dieſer Kreuzung der Ringſtraße mit der Kärnthnerſtraße nicht ab. Aber, ſehr ungleich den Hauptkreuzungspunkten der Pariſer Boulevards, ſorgt hier die Breite der Fuß- und Fahrwege dafür, daß keinerlei unbehagliches Gedränge ſtattfindet.

Selbſt die Eliſabethbrücke, ſchon vor mehr als zwanzig Jahren auf Koſten der Stadt erbaut, hat eine Breite von über 28 Meter. Sie ruht auf drei Bögen von je 13 Meter Spannweite, und ihre Pfeiler tragen acht Statuen in der Geſchichte ausgezeichneter Oeſterreicher, unter welchen ſich neben den älteren Herzögen auch der Wiener Baumeiſter Fiſcher v. Erlach und Joſef v. Sonnenfels befinden, dem Oeſterreich ſeinen erſten Aufſchwung in moderner geiſtiger Cultur verdankt. Es herrſcht in Wien nicht die ängſtliche Fernhaltung des bürgerlichen und friedlichen Elements von aller Verewigung durch öffentliche Statuen, welche in Berlin bis in die neueſte Zeit als Gebot einer übrigens ſchwer begreiflichen Schicklichkeit galt.

Dieſe höchſt belebte Straßenecke iſt natürlich ein Hauptſitz beſuchter Reſtaurants und Kaffeehäuſer geworden; darunter das gewählteſte, aber auch theuerſte Reſtaurant Wiens von Sacher in der Kärnthnerſtraße. Die modernen, ſehr großartigen Kaffeehäuſer erſtrecken ſich faſt eines neben dem andern, wie auf dem Boulevard Montmartre in Paris, bis zur Eliſabethbrücke. Es hat ſeinen Reiz, auf dem Stuhle vor irgend einem derſelben den Menſchenſtrom zu beobachten, welcher jeden Morgen aus der Wieden in die Stadt ſtrömt und jeden Abend wieder zurück, ungefähr zu der Zeit, wenn die Wagen vor das Opernhaus raſſeln. Nachdem die Kärnthnerſtraße gekreuzt iſt, hört der

Opernring auf und der Kärnthnerring beginnt. An diesem liegen zwei neue große Gasthöfe, das Grand Hotel auf der innern Seite und das Hotel Imperial auf der äußern. Jeder derselben ist nach dem Muster des Grand Hotel und des Hotel du Louvre in Paris angelegt, mit bedecktem Hofe, Aufzügen u. s. w., und in der Größe, sowie im Luxus der Ausstattung können sie es mindestens mit diesen berühmten Pariser Gasthöfen, und können es noch viel mehr mit dem neuen Kaiserhof in Berlin aufnehmen.

Diese Erscheinung riesiger, mit höchstem Luxus ausgestatteter Gasthöfe in den Millionenstädten, mit welchen Neu-York den Anfang gemacht hat, dessen erste Nachahmung in Paris und in der Schweiz stattfand, wovon dann auch Wien so ausgezeichnete Exemplare schuf, während die Englischen Städte, darunter auch London selbst, nur unwillig und zaudernd nachfolgten, und Berlin erst jetzt den ersten Versuch in dieser Richtung gemacht hat, sind wohl ein höchst charakteristisches, ein höchst bedeutsames Zeichen unserer Zeit. Ich kann es wohl verstehen, obgleich ich es nicht liebe, und diese Gasthöfe persönlich zu vermeiden vorziehe. Sowohl in London, wie in Paris halte ich mich lieber an alte, ganz kleine Gasthöfe, und auch in dem eben so häufig von mir besuchten Wien habe ich noch keine Versuchung gefühlt, meinem alten Zufluchtsorte, dem Hotel Meißl, untreu zu werden. Vielleicht denken Viele ähnlich, wenigstens Diejenigen, die in den Millionenstädten gut Bescheid wissen. Aber dies ist eben nur mit der geringeren Anzahl der gewöhnlichen Touristen der Fall. Ganz begreiflicher Weise wenden sie sich, auch in den Millionenstädten, den größten und prachtvollsten Gasthöfen zu, von welchen sie schon am meisten sprechen gehört oder am meisten gelesen haben. Denn sie fühlen sich in erster Linie sicherer, dort gerade diejenige Gesellschaft versammelt zu finden, welche sie aufzusuchen lieben und auch ein Interesse haben, nämlich das eigentliche Touristenpublikum aus den höheren und gebildeteren

Klassen aller Länder. Es kommt dort am leichtesten zu Unterhaltungen an der Table d'hôte und beim Kaffee im bedeckten Hofe, welche für Touristen gerade die lehrreichsten sind. Man ist dort am sichersten, von neuen Touristen-Plätzen zu hören, welche von den Grillen der Mode aufgesucht werden, und auch am sichersten, die neuesten Kleidermoden in den Europäischen Millionenstädten zu Gesicht zu bekommen.

Der Kärnthner Ring reicht bis zur großen Umbiegung der Ringstraße, welche durch den Schwarzenberg-Platz markirt wird. Rechts vom Kärnthner Ringe, in den neuen Straßen, liegt das Künstlerhaus und das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde, beide von Hansen im Italienischen Renaissancestil erbaut. Das Künstlerhaus, für periodische Ausstellungen neuer Kunstwerke bestimmt, und das Gebäude der Musikfreunde für Concerte classischer Musik. Die Façade des letzteren zeigt reichen Statuenschmuck und das Giebelfeld eine Darstellung der Orpheus-Sage in gebranntem Thon von Rahl. Hier liegt auch die neue Handelsakademie, mit Standbildern von Columbus und Adam Smith in der Façade, also vom Entdecker des größten Feldes für den Handel und vom ersten Erforscher seiner logischen Gesetze. Es spricht sich ein großartiges, mit Jahrtausenden rechnendes, Streben aus in sämmtlichen öffentlichen Gebäuden der Ringstraße. Es liegt hier einer jener plötzlichen Ansätze zu gewaltigem Aufschwung vor, welche ich schon als charakteristisch für das neue Wien bezeichnet habe, die aber häufig nur allzu bald in Stillstand verlaufen und dann geistige Ruinen hinterlassen.

Den Schwarzenberg-Platz schmückt das Reiterstandbild des Fürsten Schwarzenberg, des Heerführers der Verbündeten in den Kriegen von 1813 und 1814.

Immer stattlicher werden hier die Paläste. Am Schwarzenberg-Platz liegt der Palast des Erzherzogs Ludwig Victor. Es ist eine architektonische Schöpfung des sehr geschmackvollen Bau-

meisters Ferstel, in reichem Italienischen Renaissancestil und fast ganz aus behauenem Stein, darunter viele buntfarbige Marmorgattungen. Auch der Geldschrankfabrikant Wertheim hat ein stattliches Haus an diesem Platze gebaut. Hier führt wieder die Schwarzenberg-Brücke über den Wienfluß. Auch diese, ebenfalls auf Kosten der Stadtgemeinde gebaut, ist über 28 Meter breit und ruht auf zwei Bögen von je 18 Meter Spannweite. An den Standbildern für ihre Ausschmückung wird noch gearbeitet. Jenseits der Brücke erhebt sich der alte Palast der Schwarzenberg mit sanft emporsteigendem Garten, der oben zum Belvedere mit der großen kaiserlichen Gemäldesammlung und dem Belvederegarten führt. Daneben führt die Straße zu den Bahnhöfen vor der Belvedere- und Favoritenlinie empor. Es ist der Weg nach Triest und Venedig.

Vom Schwarzenberg-Platze an beginnt der Kolovrat-Ring. Der vornehme Privatbau setzt sich in demselben fort. Die neuen Straßen hinter diesem Ringe nach der innern Stadt zu führen wunderbarer Weise die Namen der Deutschen Philosophen. Es giebt eine Fichte-Gasse, in welcher sich übrigens das Redactionsgebäude der „Neuen Freien Presse" befindet, eine Schelling-Gasse und eine Hegel-Gasse. Diese Namen sollen vom regierenden Kaiser herrühren, welcher in seiner Jugend mit besonderer Vorliebe an den Schriften Fichte's hing. Es liegen in diesem Stücke des Ringstraßen-Viertels das neue akademische Gymnasium und das große adlige Casino, ein Club wie der gleichnamige in Berlin. Im akademischen Gymnasium fand ich während des Weltausstellungssommers eine geschichtliche Ausstellung der Stadt Wien. Alle Städte, die in der Geschichte eine dauernde Rolle gespielt haben, sollten jeweilig wenigstens ihre Bewohner durch dergleichen Ausstellungen mit ihrer Geschichte vertraut machen. Alles, was alt ist, gehört in eine solche Ausstellung hinein: Bilder und Zeichnungen, wenn vorhanden,

aber auch Möbel, Costüme und Geräth. In Wien ward diese Ausstellung sehr reichhaltig und umschloß selbst Ausgrabungen aus der Römer Zeit und einer ganz unbekannten Vorzeit. Die alten Costüme hatte meist der Hof geliefert. Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnten fast photographisch treue Darstellungen von Stadtbildern in Alt-Wien durch den Canaletto ausgestellt werden, wie auch Dresden dergleichen von sich selber besitzt. Ich sah den Heumarkt mit dem Donnerbrunnen von ihm gemalt, fast ohne alle Veränderung im Vergleich zu heute, und auf dem Bilde stieg Maria Theresia aus ihrer Kutsche und die Stufen der Kapuziner-Kirche empor, unter welcher die Kaisergruft liegt. Die Trachten der Kaiserin und ihrer Kutscher und Bedienten und der Leute auf dem Platze stimmten genau zu den wirklichen Kleidern aus jener Zeit, welche daneben ausgestellt waren. Auch an die zwei Belagerungen Wiens durch die Türken erinnerten mannichfaltige Ueberbleibsel. Vielleicht das Interessanteste aber war die Sammlung von Stadtplänen, vom 12. Jahrhundert abwärts, in welcher man die Entstehung und Ausbreitung Wiens durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch genau verfolgen konnte. Endlich gelangen wir auf den Parkring und haben nun den neuen Stadtpark zur Rechten und etwa in der Mitte das Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft mit seinem Garten zur Linken. Hier wird es nöthig, sich die Dinge und das Leben im Besondern anzusehen.

XI.

Der Wiener Stadtpark. Die Säle der Gartenbau-Gesellschaft. Die Wiener Markthallen. Palast des Erzherzogs Wilhelm und Dumba's Haus.

Der Wiener Stadtpark, welcher an die äußere Flucht der Ringstraße, von der Johannisgasse an bis an die verlängerte Wollzeile stößt, bis da, wo sich einst das Stubenthor befand, eben längs des ganzen Parkringes, ward zuerst im Jahre 1862 angelegt nach dem Entwurfe des Malers Selleny, unter Leitung des Stadtgärtners Sibeck. Es wurden in sein Gitter nicht weniger als 145 Hectaren des Glacis eingeschlossen, also ungefähr 600 Magdeburger Morgen. Man opferte diesem Park also ein großes Areal möglichen Baugrundes, welches jetzt einen Werth von einer ganzen Anzahl von Millionen Gulden repräsentirt. Dabei leidet Wien keineswegs an Mangel an Parks, die dem Publikum wenigstens zu bestimmten Tageszeiten oder doch an bestimmten Wochentagen offen stehen, auch im Innern der Stadt. Die Parks vor der Stadt, den Prater, den Augarten und den Schönbrunner Garten, und hierzu noch den ungeheuren Naturpark des Wiener Waldes, berühren wir ein anderes Mal. In der Stadt aber befinden sich noch zunächst der stets offene Volksgarten und der nur gegen besondere Erlaubniß geöffnete Hofgarten unmittelbar vor der Burg, und zwar schon seit 1823 auf dem Platze der Festungswerke vor der Burg, welche die Franzosen gesprengt hatten. Es sind dann noch der Belvedere-Garten, der sehr schöne Schwarzenberg-Garten und der Liechtensteinische Garten, sämmtlich in der Vorstadt Landstraße, dem

Publikum stets geöffnet. Eben so ein anderer Liechtensteinischer Garten in der Vorstadt Alsergrund. Der Kaunitzgarten in der Vorstadt Mariahilf und der Schönborngarten in der Josefstadt sind ganz in den Besitz der Stadtgemeinde übergegangen. Wien ist also geradezu überreich an öffentlichen Gärten, wenn eine Millionenstadt überhaupt hierin überreich sein kann. Denn die Bepflanzung der Straßen mit Bäumen, die dafür Ersatz bieten soll, hat sich auf der Ringstraße in Wien eben so wenig bewährt, wie auf Unter den Linden in Berlin. Bäume gedeihen nun einmal nicht, wo sie mit dem Gaslicht und dem vorüberströmenden Publikum in gar zu enge Berührung gebracht werden.

Den Stadtpark durchfließt in seiner ganzen Länge, in angenehmen Krümmungen, der Wienfluß. Der Park ist, wie gesagt, umgittert, hat aber sehr zahlreiche Eingänge. Auf dem linken Ufer des Wienflusses liegt sein Haupttheil mit Gesträuchgruppen, üppigen Rasenplätzen, Blumenbeeten, und auch einem Schwanenteich und neben demselben einem mit gußeisernem Kiosk gekrönten Hügel. Ein fließender Brunnen ist mit Gasser's Statue „das Donauweibchen" geschmückt und außerdem hat man dem Componisten Schubert hier eine ausgezeichnete Portraitstatue durch Kundtmann errichten lassen.

Zu dem Theile auf dem rechten Ufer führt die Carolinenbrücke hinüber, auf Kosten der Stadt von einem Engländer erbaut, eine höchst elegante Gitterbrücke mit einer Spannweite von fast 28 Meter. Auf diesem rechten Wienufer ist das Parkgebüsch weit dichter und in dessen Mitte ein großer, eigens angelegter Kinderspielplatz mit zahlreichen Verkaufsbuden für Milch und süße Backwaaren.

Das Hauptleben im Stadtpark findet im Sommer am späten Nachmittage statt, indem dann die Familien gerade aus den höheren Ständen auf Bänken und Stühlen um den Cursalon herum ihren Kaffee nehmen. Nur ganz ausnahmsweise

findet dabei Concert ſtatt und es wird durchaus kein Eintrittsgeld erhoben. Gerade dies hat den Curſalon zum täglichen, beliebten Sammelpunkt der höheren Stände gemacht. Concert können eben Leute nicht gebrauchen, welche hauptſächlich plaudern wollen. Der Flor der Damen in gewählter, modiſcher Toilette gewährt ſtets einen prachtvollen Anblick. In ganz Europa verſtehen es keine Frauen ſo wohl auch ihre natürlichen Vorzüge — und dieſe ſind gerade in Wien nicht gering — auch in der Toilette zur Geltung zu bringen. Da man faſt ſicher ſein kann, eine Familie von einiger Diſtinction Nachmittags hier anzutreffen, benutzen die jungen Leute die Gelegenheit, durch jeweiliges Hineinblicken in den Stadtpark ſich Anſtandsbeſuche zu erſparen. Er iſt für den geſelligen Verkehr mit Familien, was das Kaffeehaus für den Verkehr der Männer untereinander iſt. Als Culturunternehmung iſt er durchaus eingeſchlagen und vertritt in Wien ſogar mit größerem Nachdruck, was in Italieniſchen Städten der tägliche Corſo, in Paris der Tuilerien-Garten, und in London Hyde-Park und Kenſington-Garten bedeuten. In Berlin hat man Aehnliches angeſtrebt in dem täglichen Mittag-Spaziergange längs des ſüdlichen Randes des Thiergartens, und ſogar in einem Verſuche, das Italieniſche Corſofahren nachzuahmen, auf dem neuen Querwege, zwiſchen der Mündung der Victoriaſtraße und dem großen Siegesdenkmale auf dem Königsplatze. Aber keines von beiden hat bis jetzt denſelben Zweck zu erfüllen vermocht. Vielleicht ſind wir zu blöde, ſteif und ungeſchickt dazu; vielleicht iſt aber die richtige Form für Berlin nur noch nicht gefunden. Wahrſcheinlich dürfte ſie, wie in Wien, in gemeinſchaftlichem Kaffeetrinken in freier Luft zu finden ſein. Aus meiner Jugend kann ich mich noch erinnern, daß im Schulgarten und im Kemperhof, beide im Thiergarten, und viel ſpäter noch im Albrechthof, am Schifffahrtscanale, kleine, aber viel verſprechende Anſätze dazu gemacht wurden. Alle dieſe

Plätze sind verschwunden unter der Baustellen-Speculation. Es hat schon guten Grund, daß in Wien die Stadtgemeinde durch die Erschaffung des Stadtparkes und die Erbauung des Cursalons für dieses Bedürfniß gesorgt hat.

Aber es bleibt mir noch übrig, von diesem Cursalon eine rasche Skizze zu geben. Er ward in der Mitte des vorigen Jahrzehnts erbaut, um als Cur-Trinkhalle, als Sommer-Kaffeehaus und jeweilig zur Abhaltung von Concerten zu dienen. Er enthält einen Mittelsaal, 23,5 Meter lang und 13,5 Meter breit, und zwei niedrigere Seitensäle, deren einer als Trinkhalle nebst Wandelbahn dient, während der andere den Zufluchtsort für die Kaffeegäste in schlechtem Wetter bildet. Zwei Treppen führen zu einem halb runden Saale über dem Orchester empor, mit freiem Blicke über den Saal. Vor der Hauptfaçade des Gebäudes, gegen den größeren Theil des Stadtparkes zu, breitet sich eine große Terrasse aus. Auf dieser und noch weit vor dieselbe hinaus stehen die eleganten Tische und Stühle, auf welchen das Publikum an allen schönen Tagen zur Kaffeezeit Platz nimmt. Die Architektur ist in einem sehr reichen Italienischen Renaissancestil gehalten, mit Anwendung auch von Marmor, und hat Baukosten von 387,000 Gulden verursacht.

Es wird sich fast von selbst aufdrängen, daß Kroll's Garten auf dem Königsplatze in Berlin sogar eine noch größere, freilich im Baumaterial nicht so kostspielige, architektonische Schöpfung derselben Art ist. Es ist aber bezeichnend für Berlin, daß die sehr fleißige und verständige Besitzerin dieser Privatunternehmung bis heute nicht recht gewußt hat, was sie daraus machen soll. Ursprünglich sollte es etwas Aehnliches werden, wie dieser Cursalon in Wien. Aber hierfür lag er zu weit aus den bewohnten Theilen der Stadt heraus. Dann ward ein Concertlocal, anfangs für hohes Eintrittsgeld für das gewähltere Publikum bestimmt, daraus. Dieses begann auch sich

einzufinden, aber bald außerdem auch Damen, die eben nicht zum gewählten Publikum gehören. Nun wurde eine kurze Zeit lang die Personalkenntniß der Polizei zu Hülfe genommen, um dergleichen Damen am Eingange zurückzuweisen. Damit ward Oel ins Feuer gegossen. Denn nun kam das wirklich gewählte Publikum erst recht nicht, da ja die Gefahr der Zurückweisung aus Mißverständniß wie ein Damoklesschwert über jedem schönen Lockenhaupte schwebte. Dann sollte ein Sommertheater im Garten helfen, bei dem es auf Säuberung des Publikums ja nicht ankam. Aber Abends wird es kalt in Berlin, mit Ausnahme der wenigen Juli- und Augustnächte, welche jetzt als Italienische Nächte bei uns und zwar gerade bei Kroll eine Rolle spielen. Auch regnet es häufig und stets sind deswegen die zahlreich auftauchenden Sommertheater rasch wieder verschwunden. Das Theater mußte schließlich wieder in den großen Saal wandern, der doch nicht dafür gebaut war. Als zwei andere Hülfsmittel für den Winter erwiesen sich eine harmlose dauernde Weihnachtsausstellung, und Bälle, veranstaltet durch das Corps de Ballet der großen Oper. Das Theater spielt aber auch den ganzen Sommer hindurch. Jetzt hat sich nun bei den Concerten während der Zwischenacte der Vorstellung ein Leben im Garten ausgebildet, welches dem Nachmittagsleben vor dem Wiener Cursalon wenigstens äußerlich etwas ähnlich sieht. Es hat aber durchaus nicht dieselbe Bedeutung für die Stadt. Denn meist sind es nur Fremde aus den kleinen Städten, welche eben Kroll's Garten wenigstens einmal besuchen müssen, und eben die Damen, die man früher nicht haben wollte und von welchen im Wiener Cursalon niemals etwas zu sehen ist, und einige jüngere Officiere.

Der Kinderspielplatz im Stadtpark steht mit dieser Rolle des Cursalons in enger Verbindung. Ist der Cursalon gefüllt, so wimmelt es auch auf dem Spielplatze, und die dortigen Milch- und Backwaarenbuden erfahren großen Zuspruch. Die Kinder

sind stets von Ammen oder Kindermädchen begleitet. Unter den letzteren sehr viele Englische Nurses und Französische Bonnes. Eine ganz polyglotte Unterhaltung läßt sich unter den fröhlichen kleinen Wesen beobachten, und kaum kann man ein halb Stündchen heiterer verbringen, als auf diesem Kinderspielplatze, auf welchem die Toiletten der kleinen Mädchen eben so geschmackvoll sind, wie diejenigen ihrer Mütter beim Cursalon.

Gerade dem Stadtpark gegenüber in der Ringstraße liegen das Gebäude und der Garten der Gartenbau-Gesellschaft. In diese Säle und in diesen Garten sind jetzt, ähnlich wie in den Volksgarten, die öffentlichen Concerte für Eintrittsgeld verlegt, und zwar für Eintrittsgeld von 50 Kreuzer oder einer Mark. Auch dieses Gebäude besteht aus einem Hauptsaale und zwei Nebensälen, den Blumensälen, und ist in Italienischer Renaissance erbaut. An den beiden Querstraßen des Parkringes, welche es rechts und links einfassen, hat man Verkaufsgewölbe angebracht um der besseren Rentabilität des ganzen Unternehmens willen. Es ist auch eine große Bierhalle mit Garten darunter, von demselben Pächter bewirthschaftet, welche dem Publikum Gelegenheit giebt, jenen Concerten auch ohne Eintrittsgeld zuzuhören. Diese Liberalität verschafft eine gute Probe für die Höhe des Eintrittsgeldes. Wie jetzt eingerichtet, thun sich der Garten mit Eintrittsgeld und derjenige ohne solches kaum irgend welchen Abbruch.

Die Gasse hinter dem Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft ist vom Kaiser die Cobdengasse getauft worden. Der Name ist vielleicht eine jener Wiener Ruinen, die aus der ersten Wiener Freihandelsbewegung im Jahre 1865 übrig geblieben sind.

Auf das Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft folgt die einzige Detailmarkthalle, welche bisher von der Stadtgemeinde Wiens errichtet worden ist. Hinter dieser, dem Stadtpark gegenüber, an der Lastenstraße, die ihn von der Vorstadt-Landstraße scheidet, liegt

die Central- oder Großmarkthalle. Die Markthallen-Angelegenheit hat in Berlin einen so seltsamen, man kann geradezu sagen, lächerlichen Verlauf genommen, daß es sich wohl verlohnt, auf diese wichtige Frage einmal einzugehen.

Die einzige Berliner Markthalle, von der Immobilien-Gesellschaft als eine ihrer Unternehmungen zwischen der Karlstraße und dem Schiffbauerdamm mit großer Geräumigkeit und luxuriöser Einrichtung erbaut, hat nämlich, als sie noch wirklich als Markthalle diente, geradezu gar nichts an Standgeldern eintragen wollen. Die Immobilien-Gesellschaft lag dann unablässig der Gemeindeverwaltung und der königlichen Polizeiverwaltung im Ohre mit der Forderung, daß man sämmtliche Wochenmärkte in freier Luft auf öffentlichen Plätzen verbieten möge. Denn anderweitig könne sie, die Immobilien-Gesellschaft, durchaus keine Geschäfte machen. Nur mit solcher Begründung unterstützt drang aber ihre Forderung natürlich nicht durch. Daran aber sollte nun nur der kleinliche Geiz der Marktleute, welche in Berlin kein Standgeld bezahlen wollen, und die Faulheit des kaufenden Publikums, welches nicht nach dem Schiffbauerdamm gehen wolle, die Schuld tragen!

Dann wurde die Markthalle an Dr. Strousberg vermiethet, welcher die Sache besser zu verstehen behauptete, und dies dadurch zu beweisen schien, daß er eben eine hohe Miethe bezahlte.

Als es mit Dr. Strousberg oder besser dem Königsberger Commis Strausberg aus Neidenburg in Ostpreußen zu Ende zu gehen begann und er gar nichts aus der Markthalle gemacht hatte, ward dieselbe an die Gesellschaft für Wettrennen, Pferdezucht und Pferdehandel, Tattersall, vermiethet und eine Reitbahn in ihrem oberen Stockwerk quer über die ganze Markthalle weg mit namhaften Kosten eingerichtet. Und diese Reitbahn ist in einen Kunstreiter-Circus umgewandelt worden, auf welchem jetzt die Kunstreiter-Gesellschaft von Salamonsky, in nächster

Nähe des Circus von Renz, mit ihren Productionen das Publikum unterhält.

Das ist doch ein krauses Schicksal einer Markthalle! Die Cäsaren beschwichtigten das Römische Volk durch panem et circenses; unsere Actien-Unternehmungen haben uns aber keine Markthalle voll gutem Landbrot zu schaffen verstanden, obgleich dies sehr nöthig wäre, sondern haben es eben mit ihrer Markthalle nur zu einem neuen Circus gebracht!

Ist nun hieran schuld, daß unserm Volke mehr an Circusspielen liegt, als an gutem, billigem Brote, oder ist vielleicht das volkswirthschaftliche Verständniß unserer Actien-Gesellschaften und dann des „Dr. Strousberg" daran schuld?

Wenn man für einen Platz Standgeld oder, was dasselbe ist, Miethe bezahlt, in dem man nicht wohnen, sondern nur verkaufen kann, so bezahlt man diese Miethe für den Gewinn von den Käufern, die dort zu erwarten sind. Für irgend einen Platz in der Wildniß, zu welchem Niemand kommt, um dort Einkäufe zu machen, will man auch kein Standgeld bezahlen. Was der Vermiether sich bezahlen läßt, ist also nicht der Platz, sondern die Käufer, die dort hinkommen. Kommen noch keine Käufer dorthin, so ist der Platz auch kein Standgeld werth. Die Gewohnheit der Käufer, zu kommen, muß also erst erzeugt sein, ehe ein Anspruch auf Standgeld vorhanden ist. Nicht die Herstellungskosten allein, also hier die sogar recht beträchtlichen Herstellungskosten einer Markthalle, bedingen den Preis, so lehrt uns einer der unerbittlichen Sätze der volkswirthschaftlichen Wissenschaft, sondern auch der Nutzen, und zwar der schon anerkannte Nutzen gehört dazu. Fehlt eins von Beidem, entweder nothwendige Herstellungskosten oder anerkannter Nutzen, so wird kein Werth erzeugt. Wird also eine Markthalle als Privatunternehmung mit der Absicht der Verzinsung errichtet, so muß ein Strom der Käufer nach derselben erzeugt werden.

Für diesen hat der Wetterschutz zu sorgen, den sie bietet, aber auch ihre vollständige Anfüllung mit Verkaufsständen aller Art. Wie in einer Zeitung, die noch gar keine Leser hat, nichts für Anzeigen genommen werden darf, darf auch in einer Markthalle, so lange bis sie sich ganz mit Verkaufsstellen gefüllt hat, kein Standgeld von den Verkäufern genommen werden. Die Verzinsung vielleicht der ganzen ersten Jahre ist zum Anlagecapital hinzuzurechnen. Wenn sie endlich gefüllt ist und die Käufer sich eingefunden haben, weil genug Verkäufer da sind, dann erst kann der letzte noch übrige freie Platz oder der erste wieder frei werdende Platz Demjenigen im Aufstrich zugeschlagen werden, der das höchste Standgeld bietet, und dann erst kann, nach diesem Maßstabe, auch von den Uebrigen Standgeld verlangt werden und ihre Plätze wiederum im Aufstrich dem Meistbietenden überlassen werden, wenn sie lieber auf dieselben verzichten sollten.

Anders geht es für die Privatunternehmung nicht. Es müßte aber mit Wunderdingen zugehen, wenn auf diese Weise, wenigstens in einer Millionenstadt, nicht bald eine ausreichende Rente herauskommen sollte. Noch mehr empfiehlt sich aber ein viel directerer und großartigerer Weg. Die Gemeindeverwaltung muß den Bau und die Organisation der Markthallen in die Hand nehmen. Gerade dies gehört zu ihrem eigentlichen Berufe. Hauptsächlich als Markt ist eine Großstadt, was sie ist. Rom hat die Welt zu erobern vermocht, hauptsächlich weil es seine Märkte, lauter Markthallen, von Anfang an richtig zu behandeln verstand, und seine Aedilen und Prätoren gaben der Welt ihre Culturgesetze. Eine Gemeindeverwaltung kann auch gleich für dasjenige, und zwar allein, sorgen, welches in einer Millionenstadt für die Organisation von Markthallen unerläßlich ist. Sie kann eine gesunde Vertheilung von Detail-Markthallen über die ganze Stadt einrichten, damit es die Käufer nirgends

weit zur nächsten Markthalle haben und für die Füllung der Detail-Markthallen kann sie dann wieder für den Großhandel in Marktwaare eine Central-Markthalle schaffen.

In Wien ist die Gemeinde-Verwaltung Urheberin der Markthallen. Als es mit dem ersten Versuch, der heutigen Central- oder Großmarkthalle, nicht gehen wollte, ungefähr wie in Berlin, reservirte sie diese lediglich für den Großhandel und schuf versuchsweise diese erste Detail-Markthalle am Stubenthor, am Parkring. Dies war der allein würdige Ausweg. Wir aber, meine Herren in Berlin, die es angeht, wir haben uns lächerlich vor ganz Europa gemacht mit unserm Circus statt des Brotes. Ich sage das mit der Liebe eines Stadtkindes, weil ich das Markthallenwesen aber auch im ganzen übrigen Europa gesehen und überall Glossen über den Circus Salamonsky mit anhören mußte. In Wien hat man wenigstens angebahnt, was durch die Pariser Gemeinde vollendet worden ist und in London gar sich fast von selbst gemacht hat. Aber selbst in kleineren Städten, z. B. in Brüssel und Neapel, kann man jetzt mit Lächeln auf uns weisen. In Petersburg, in Moskau und in Konstantinopel hat aber die Asiatische Form der Culturentwickelung für dieses Bedürfniß noch ganz anders zu sorgen gewußt.

Die Wiener Detail-Markthalle ist als Detail-Markthalle wirklich im Gange, und so ist die Großhandels-Markthalle als solche. Es ist zuzugestehen, daß auch in Wien die für alle Deutsche Cultur neue Form mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber so schnell hat man den Versuch dort nicht aufgegeben. Dabei hat die Großmarkthalle der Gemeinde nicht weniger als 585,200 Gulden gekostet, und die mit Glas gedeckte Detail-Markthalle immer noch 270,000 Gulden.

Der Parkring erhält noch zwei Privathäuser, die des Besuches werth sind. Es sind der Palast des Erzherzogs Wilhelm

und das Haus des Großhändlers Dumba, eines Griechen, aus dem ein patriotischer Oesterreicher und Stadtrath und politischer Vertreter von Wien geworden ist. Der Palast des Erzherzogs Wilhelm ist nach Hansen's Entwurf in Italienischer Renaissance erbaut und enthält die Hauptwohnung, wie viele Häuser Wiens, im zweiten Stockwerke, während das halbhohe erste und halbhohe dritte für den Hofstaat bestimmt sind. Dieser Bau, mit vorzüglich schönem, von Arcaden umgebenen Hofe, ist in allen Einzelheiten ein wahres Muster reinen und edlen Renaissancestiles. So soll man heute Paläste bauen. Das bescheidenere Haus des Griechen Dumba zieht durch andere Reize an. Das Arbeitszimmer des Hausherrn ist von Makart ausgemalt worden mit der ganzen Gluth und dem Schwung der Einbildungskraft und der Farbenzusammenstellung dieses eigenthümlichen Oesterreichischen Meisters. Genau wie in Altrömischen Häusern in Pompeji, sind hier Handel und Ackerbau — Herr Dumba ist Kornhändler — allegorisch verherrlicht. Tritt man in das nächste Zimmer, so überrascht der vollständige Gegensatz; es ist den Griechischen Erinnerungen gewidmet. Altgriechische Bildhauerwerke, echt oder in Nachahmungen, zeigen den naiven und kaltherzigen Ausdruck, mit welchem die Helden Homer's dargestellt zu werden pflegten.

Auf dem nächsten Theile der Ringstraße, dem Stubenring, werden wir die Wiener Kunstindustrie an einer ihrer Hauptquellen, dem Oesterreichischen Gewerbe-Museum, studiren.

XII.

Das öſterreichiſche Muſeum für Kunſt und Induſtrie. Das orientaliſche Muſeum. Die Wiener Börſe.

Der ſüdöſtliche Flügel der Ringſtraße, welchen wir bisher vom Burgthor bis zum ehemaligen Stubenthor verfolgt haben, iſt vom Stubenthor bis zum Donaucanal wieder noch nicht fertig ausgebaut. Auf der äußern Seite des Stubenringes befindet ſich nur noch, gleich anfangs, das Oeſterreichiſche Muſeum für Kunſt und Induſtrie, mit der Gewerbe-Hochſchule.

Dieſe Art von Muſeen iſt überhaupt neu in der Culturwelt und ward, zuerſt durch das ſpäter zu berührende Muſeum der Thermen in Paris und das Kenſington-Muſeum in London angeſtoßen, Lieblingsplan des verſtorbenen Prinzen Albert. Im Deutſchen Reiche haben wir erſt eine einzige Vertretung dieſer Art von Muſeen, in dem prachtvollen und außerordentlich reichhaltigen Bairiſchen National-Muſeum, welches in vieler Beziehung das Londoner Süd-Kenſington-Muſeum und das entſprechende Pariſer Muſeum der Thermen noch übertrifft. In Berlin hat die Tochter des Prinzen Albert, die Deutſche Kronprinzeß Victoria, nicht geruht, bis es ihr gelungen iſt, die Errichtung eines ähnlichen Muſeums, welches das Gewerbe-Muſeum heißen ſoll, in Anregung zu bringen. Es iſt aber bisher nicht weiter, als zu einer vorläufigen Unterbringung und den Vorarbeiten auf dem Bauplatze gekommen, welcher ſich an der Königgrätzer Straße hinter den Gärten des proviſoriſchen Reichstagsgebäudes, früher Garten der königlichen Porzellan-Manufactur,

und des Herrenhauſes befindet, gerade gegenüber der Mündung der Deſſauer Straße. Das Bairiſche Nationalmuſeum in München, ausgezeichnet in jeder Beziehung, wie ſeine Sammlung und Einrichtung iſt, kann in der Stadt, in welcher es ſich befindet, einen ſo großartigen und durchſchlagenden Eindruck auf den Geſchmack der nationalen Induſtrie nimmer ausüben, wie es dem Süd-Kenſington-Muſeum in London und dem Muſeum der Thermen in Paris alsbald gelang. Auch vom künftigen Berliner Gewerbemuſeum iſt dies ſchwerlich zu erwarten, weil Berlin keineswegs eine ſolche Hauptſtadt für Deutſchland iſt, wie London für England und Paris für Frankreich, es vielleicht auch niemals werden wird, da ſich Deutſchland immer noch wider alle Centraliſation, in einem inländiſchen Mittelpunkte wenigſtens, der Mode ſträubt. Aber in Wien gerieth man mit der Gründung eines Muſeums für Kunſt und Induſtrie gerade zur rechten Zeit an den rechten Platz.

Zum Wiener Muſeum für Kunſt und Induſtrie gab das noch ſeiner Vollendung entgegenſtrebende, im Jahre 1858 begonnene Bairiſche Nationalmuſeum den ganz unmittelbaren Anſtoß. Im Jahre 1862 gab Erzherzog Rainer, damals Miniſterpräſident, ſpäter auch Ehrenpräſident der Wiener Weltausſtellung, dem Profeſſor Eitelberger den Auftrag, einen Bericht über Kunſt und Induſtrie Oeſterreichs, im Vergleich mit den entſprechenden Leiſtungen anderer Länder, zu verfaſſen und zugleich Vorſchläge für die Hebung der Geſchmacksrichtung Oeſterreichs zu erſtatten. In Beachtung dieſer Vorſchläge ordnete der Kaiſer Franz Joſef die Gründung des Muſeums an und ſchon im Jahre 1864 konnte es in den Räumen des Ballhauſes der kaiſerlichen Hofburg proviſoriſch eröffnet werden.

Im Jahre 1865 beantragte die Niederöſterreichiſche Handels- und Gewerbekammer, daß der Staat eine Hochſchule für Kunſtgewerbe errichten ſolle. Da gleichzeitig die Größe der Räume

im Ballhause sich immer mehr als ungenügend erwies, ward, zugleich mit dem Beschluß, diesem Antrage zu willfahren, auch der Beschluß gefaßt, auf Staatskosten ein besonderes Gebäude herzustellen, welches das Museum für Kunst und Industrie, und diese Hochschule für alle Kunstgewerbe in sich aufnehmen könne. Entwurf und Ausführung wurden dem Baumeister Ferstel anvertraut und der Bau im Jahre 1867 begonnen.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Wo es an einer kräftigen und gesunden Millionenstadt noch fehlt, welche durch fortlaufendes Eintrittsgeld zur Aufrechterhaltung solcher Anstalten wesentlich beitragen kann, wie dies vor Allem in London der Fall ist, und wo der Staatszuschuß, wenn man überhaupt dies gefährliche Danaergeschenk wünscht, der für einen solchen Sammelpunkt des Geschmacks nur nach der Hauptstadt gehört, noch keine solche Hauptstadt findet, wie in München gewiß der Fall gewesen ist und auch in Berlin wahrscheinlich der Fall sein wird, kann man sich auch auf andere Weise helfen, nämlich durch periodische Kunstindustrie-Ausstellungen in den einzelnen Städten, in welchen nicht blos berücksichtigt wird, was die jüngste Gegenwart geschaffen hat, und was das eigene Land geschaffen hat, sondern auch dasjenige, welches in vergangenen Zeiten componirt worden ist und welches andere Länder geliefert haben, vorausgesetzt nur, daß die Kunstindustrie der Gegenwart daraus lernen kann. Dies ist denn auch im vergangenen Jahre schon geschehen, und zwar zunächst in derjenigen Stadt unseres Vaterlandes, welche in altem Privatreichthum an seiner Spitze steht, nämlich in Frankfurt a. M. Die vorjährige Kunstindustrie-Ausstellung im Palaste des ehemaligen Bundestages in der Eschenheimer Gasse, für Eintrittsgeld, war ein in jeder Beziehung gelungener Versuch. Der Deutsche Kaiser selbst hatte sie beschickt, und die reichen Frankfurter Häuser, so die Rothschild, die Bethmann, die Gontard u. s. w., hatten nicht zurückbleiben wollen

und sehr schöne Schaustücke älterer Kunsttischlerei, älterer Töpferei und Glaserei und älterer Silber- und Waffen-Schmiedekunst ausgestellt. Die allgemeine Wohlhabenheit der Bevölkerung von Frankfurt und der gewaltige Strom der Touristen aus aller Herren Ländern durch diese Stadt hatten aber im Eintrittsgelde dafür gesorgt, daß bei dem zufälligen billigen Obdach dieser Ausstellung dieselbe auch ihre Kosten trug.

Dies war nun freilich bei dem Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie nicht zu erwarten und es wurde daher von vornherein als Erziehungsmittel für die mit ihm verbundene Staats-Hochschule für die Kunstgewerbe betrachtet, dessen Kosten der Staat mit denen jener Staats-Hochschule zu tragen habe. Das Gebäude, von Ferstel entworfen und ausgeführt, hat nicht weniger als 650,000 Gulden gekostet und noch 120,000 Gulden waren für die innere Ausstattung nöthig. Es bedeckte aber auch eine Fläche von 3350 Quadrat-Metern, mit zwei Geschossen über der Erde. Ferstel hat auf Einschränkung der Ausgaben bedacht sein müssen und das Gebäude hauptsächlich im Ziegel-Rohbau aufgeführt, mit nur sparsamer Anwendung von Quadersteinen und fast gänzlicher Vermeidung bildhauerischer Zierathen. Dafür hat er sich mit schraffirter Malerei und eingesetzten Medaillons von Majolica beholfen und hierdurch eine recht geschmackvolle Façade zu Wege gebracht. Im Arcadenhof, im Eingangsflur und im Treppenhause sind Granit-Monolithsäulen und Salzburger Marmor zur Anwendung gekommen und so gut zur Geltung gebracht, daß man trotz der allgemeinen Sparsamkeit des Baues den Eindruck solider Pracht bekommt. Das Gebäude ist kein Kunstwerk, aber selber ein geschmackvolles Kunstindustriewerk.

Der Eintritt zur Sammlung ist am Sonntag unentgeltlich, kostet aber an Wochentagen dreißig Kreuzer oder sechszig Neupfennige. Dann ist aber noch ein Wochentag, jetzt der Montag, zurückbehalten, an welchem ein Eintrittsgeld von einem

Gulden gefordert wird. Dies ist nach dem Muster der Weltausstellungen in London geschehen, nur daß diese, wie alle öffentlichen Orte in England, am Sonntag stets geschlossen waren und dort gar kein unentgeltlicher Eintritt stattfand. In dem zurückbehaltenen Tage für höheres Eintrittsgeld drückt sich, in England wie in Oesterreich, der aristokratische Zug in diesen Ländern aus. Diese Einrichtung drückt in beiden Ländern übrigens keineswegs allein den Wunsch der höheren Stände nach Abgeschlossenheit von der Volksmenge aus. Es ist die Herrschaft des vorzüglich in England so bedeutsamen Normannischen Wahlspruches: Noblesse oblige. Es ist eine Gelegenheit, für gemeinnützige Zwecke freiwillig höhere Beiträge zu liefern. In England werden wir ihn als eine fast durchgängige Regel des ganzen öffentlichen Lebens kennen lernen. Wahrscheinlich ist er nicht blos in Oesterreich, wo die einheimische Aristokratie von irgend welcher Abgeschlossenheit gar nichts weiß, sondern überall anwendbar.

Die Sammlung ist in den neuen Sälen des Erdgeschosses aufgestellt, rings um den Arcadenhof. Ein Saal ist der Goldschmiedkunst gewidmet und enthält neben dem Welfenschatze und dem Schatze des Deutschordens und den Italienischen Arbeiten aus dem 16. und 17. Jahrhundert auch einen Reichthum Türkischer, Arabischer, Persischer, Indischer, Malayischer und Japanischer Arbeiten. Vieles ist von Privatbesitzern ausgestellt, deren Namen stets angegeben sind. Ein zweiter Saal ist der Töpferkunst aller Zeiten und aller Länder gewidmet und dürfte, nach dem, was sich beim South-Kensington-Museum schon herausgestellt hat, für den Unterricht und die Nachahmung der nützlichste von allen sein. Ein dritter enthält Glas und plastische Arbeiten in Elfenbein und Holz. Ein vierter Webereien und Stickereien. Ein fünfter Arbeiten aus Metall, unter welchen die antiken Bronzen alles Andere überstrahlen. Ein sechster Leder- und Buchbinderarbeiten, darunter ganz vortreffliche Japanesische

Lederarbeiten und Prachtdrucke. Hier scheinen sich die Wiener Industriellen besonders viel Belehrung geholt zu haben. Es folgen dann noch zwei Säle mit Gypsabgüssen von Ornamenten und Gefäßen und mit Zeichnungen. Noch bleibt ein Saal von besonderer Wichtigkeit zu erwähnen, der nirgends in einem solchen Museum fehlen dürfte. Er ist für die Ausstellung von Artikeln bestimmt, und zwar Artikeln mit Preisangabe, welche die moderne Kunstindustrie unter der Belehrung oder in Nachahmung der Artikel in der Sammlung geschaffen hat. Jeder Aussteller wird hier zugelassen wie zu einem Verkaufsbazar, nur mit der nöthigen Beschränkung im Raume und der Nummernzahl. Es ist mehr eine Proben-Ausstellung als eine Waaren-Ausstellung.

Erst dieser Saal krönt das Ganze als praktische Institution. Wirkt eben schon die Sammlung selbst anregend, so wirkt es noch viel mehr anregend, zu sehen, wozu Andere ihre Fingerzeige schon benutzt haben. Es ist auch ermuthigend für Producenten wie für Publikum, zu beobachten, welche Neuerungen gegenüber der Mode mit Erfolg gewagt werden konnten; mit Einem Worte, die neue Mode, welche ja theilweise immer auf Aelteres zurückgreift, das schon längst der Mode entrückt war, oder Ferneres heranzieht, sich bilden zu sehen.

Das Museum für Kunst und Industrie in Wien wird stark vom Publikum besucht, auch an denjenigen Tagen, an welchen Eintrittsgeld und auch an denjenigen, an welchen das höchste Eintrittsgeld erhoben wird. Sonntags, am unentgeltlichen Tage, erscheint es eher leerer. Der kaufende Theil des Volkes erscheint also mehr auf Neues begierig als der producirende. Dieser letztere wird ja aber durch die Hochschule für Kunstindustrie vertreten, deren Lehrsäle das obere Geschoß des Gebäudes füllen und für welche die Sammlung im untern Geschoß als Illustration beim Unterricht dient.

Es war ein sehr geistreicher und gebildeter und, wie in

Oesterreich fast die Regel, außerordentlich höflicher Mann aus den höheren Ständen, welcher uns bei einem Aufenthalt im vorigen Frühling durch diese Sammlung führte. Seine Höflichkeit erlaubte ihm kaum, einem Deutschen gegenüber darauf hinzuweisen, wie groß der Einfluß der öffentlichen Einrichtung dieser Art auf die Heranbildung des guten Geschmacks gewesen sei, der jetzt in der gewerblichen Thätigkeit Wiens so sehr zum Durchbruch gekommen ist. Ich aber verschwieg ihm meinen eigenen Eindruck in dieser Beziehung nicht, und konnte dabei vorzüglich die Wiener Lederwaaren rühmend erwähnen, welche jetzt auch in Paris die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen beginnen und die Ungarischen Porzellanfabriken, deren Absatz jetzt schon tief in das sonst in Geschmacksachen so eigensinnige Morgenland eingedrungen ist.

„Also fahren wir nun jetzt nach dem Orientalischen Museum", sagte mein Oesterreichischer Freund geschmeichelt. „Freilich versuchen wir für den Zweck, von welchem Sie zuletzt sprachen, Alles, was wir können. Der Wagen hält draußen und Graf Zichy erwartet uns schon."

Der Rest der Ringstraße bis zur Aspernbrücke über den Donaucanal ist noch unbebaut. Je langsamer der Anbau vor sich geht, desto besser, d. h. desto bunter, mannichfacher und malerischer wird er werden. Denn mit den Jahren kommen immer neue Gedanken. Der Weg zum andern, nordwestlichen Ausläufer der Ringstraße am Donaucanale führt dann längs des Canales hin vorbei an der Ferdinandsbrücke und dem Kettenstege über diesen Canal. Dem großen Hotel Metropole, also schon dem dritten der Wiener Riesengasthöfe, kommt man auf diesem Wege in seiner ganzen Länge vorüber. Dann erreicht man wieder denjenigen stattlichen Neubau, der sich an den nordwestlichen Flügel der Ringstraße anschließt. Hier hat die Privatunternehmung am stärksten an dem Neubau Theil ge-

nommen. Das Orientalische Museum befindet sich zur Zeit noch in einem ältern Hause an der Grenze der Altstadt und des Neubaues. Es ist die Schöpfung einer eigenen Gesellschaft unter demselben Namen und unter der Leitung des Grafen Zichy. Sie hat eine weit verbreitete Mitgliederschaft und die Oesterreichisch-Ungarischen Consuln sind angewiesen, dem Orientalischen Museum Hülfe zu leisten. Der Urstock der Sammlung ist der Weltausstellung entnommen, die hierzu vortreffliche Gelegenheit bot. Rohstoffe wie Fabrikate und Kunsterzeugnisse aus den Muhamedanischen Ländern, aus Vorder- und Hinterindien und aus China und Japan sind ausgestellt. Man hat hier einen der Zwecke festgehalten, für welche die Weltausstellungen bestimmt sind und rechnet wohl mit Grund darauf, daß sich dies wenigstens für die Industrie, hauptsächlich die Industrie Wiens, schon bezahlt machen werde. Zunächst aber ist Morgenländischer Geschmack sehr stark bei den Consumenten in Wien eingedrungen. Die Millionenstadt an der Donau beginnt denn auch ein Anziehungspunkt für Orientalen zu werden; man trifft fast immer dergleichen auf den Wiener Spaziergängen und auf den Bänken der Wiener Parks. Dies wird vielleicht noch sehr stark zunehmen, wenn die Verbindung des Oesterreichischen Eisenbahnnetzes mit dem Türkischen ganz hergestellt sein wird. In der Türkei ist die Strecke zwischen der großen und aufstrebenden Hafenstadt Saloniki und Mitrowatz schon im Betriebe, nur wenige Meilen von der Binnenhandelsstadt Novi-Bazar in Bosnien und von der Serbischen Grenze. Das Ungarische Eisenbahnnetz aber ist beschlossen und veranschlagt bis Semlin, gegenüber Belgrad. Es fehlt also eigentlich nur noch das Stück durch Serbien von noch nicht 30 Meilen. Ob seine Herstellung von Serbien*) bald zu erwarten ist, muß dahin gestellt bleiben. Viel-

*) Geschrieben vor Ausbruch des bosnischen Aufstandes und vor der Kriegserklärung.

leicht sind ja große Europäische Veränderungen nothwendig, ehe diese Verbindung vollendet werden kann. Ueberlassen wir es tiefen politischen Denkern, hierüber zu sprechen. Aber so viel möchte ich doch behaupten, daß man kleinen Slawischen Staaten nicht allzu lange mehr erlauben wird, dem Bankerotte zuzusteuern und die Erfüllung großer Culturaufgaben gleichzeitig unmöglich zu machen. Das Orientalische Museum in Wien bedeutet Oesterreichs Antlitz, dem Südosten zugewendet, was viel klüger ist, als die frühere Wendung nach Nordwesten. Graf Zichy betonte nur, daß dies hauptsächlich industrielle und commerzielle Bedeutung habe und daß für Wien und Pest, als Hauptstädte des Donauthales, deswegen noch eine große Zukunft im Schooße der Zeit ruhe. Die Wellen der Donau flüstern Oesterreich-Ungarn zu, wohin sein natürlicher Zug geht.

Der Neubau am nordwestlichen Flügel der Ringstraße, schon sehr belebt und geschäftig, beginnt jenseits des ehemaligen Schottenthores und das Glacis ist fast voll ausgebaut bis an den Donaucanal. Es befinden sich hier das provisorische Abgeordnetenhaus, das Gebäude der komischen Oper, das provisorische neue Börsengebäude und ihm gegenüber das definitive, welches noch im Entstehen ist. Das provisorische Abgeordnetenhaus am ehemaligen Schottenthore ist ein Holzbau, welcher 1861 in sechs Wochen hergestellt wurde, und an ihm nicht viel zu bemerken. Aber von dem Punkte an, an welchem der Schottenring endet, beginnt längs des Franzenringes, des größten Abschnittes der Ringstraße, der ehemalige Paradeplatz, auf welchem jetzt das Reichstagsgebäude, das Rathhaus und das Universitätsgebäude in Angriff genommen sind. Von diesen Neubauten und denjenigen am benachbarten Burgringe, deren ich schon Erwähnung that, soll noch im Besonderen gesprochen werden, um ein Bild von der vollendeten Ringstraße der Zukunft in ihrer ganzen Pracht zu geben. In Wien ist es Beschluß, mit dem eigent-

lichen Prachtviertel der Stadt weder hinter dem Londoner, noch dem Pariſer, noch dem Berliner oder Petersburger zurückzuſtehen. Der Vergleich zwiſchen allen vieren wird indeß erſt an der Zeit ſein, wenn ſich dieſe Culturbilder ihrem Abſchluß nähern werden.

Das Gebäude der komiſchen Oper, im vorigen Jahre vollendet und für Vorſtellungen geöffnet, findet für ſeine Beſprechung die naturgemäße Stelle bei zuſammenhängender Behandlung des Theaterlebens in Wien.

Die Zeit, in welcher ſich Wien die wilden Hörner im Börſenſpiele ablief und die hoffentlich weder in Wien noch in Berlin bald wiederkehrt, hatte ausſchließlich noch das proviſoriſche Börſengebäude am Schottenring zur Bühne. Das definitive Börſengebäude gegenüber näherte ſich aber raſch der Vollendung, als ich es das letzte Mal ſah. Wenn vollendet, werden ſeine Herſtellungskoſten mehr als vier Millionen Gulden betragen.

Vergleichen wir dieſes neue Wiener Börſengebäude zunächſt mit dem Berliner, deſſen Herſtellungskoſten nur drei Millionen Mark betrugen. Ein Hauptunterſchied iſt, daß das Berliner in eine Ecke hineingebaut iſt und nur zwei freie Seiten nach außen hat. Das Wiener ſteht auf allen vier Seiten frei. Das Berliner iſt 84 Meter lang und 61 Meter tief; die Länge des Wiener beträgt 91 Meter und die Tiefe 99 Meter. Der Börſenſaal im Berliner, durch einen Querſäulengang in Geldbörſe und Kornbörſe getheilt, iſt 68 Meter lang, 26,5 Meter breit und 20 Meter hoch und iſt der größte Saal in Berlin. Der Saal im Wiener Börſengebäude, in Form einer Baſilika, iſt 59 Meter lang, im Mittelſchiff 26 Meter und mit den Seitenſchiffen 40 Meter breit und 22,8 Meter hoch. Der Berliner Saal iſt alſo etwas länger, auch etwas breiter, als das Mittelſchiff des Wiener Saales, aber um mehr als 2 Meter niedriger, als der Wiener Saal im Mittelſchiff. Und unter Hinzurechnung der beiden Seitenſchiffe hat der Wiener Saal auch eine beträchtlich größere Grundfläche.

In Deutschland haben wir in Betreff der Größe zunächst noch ein anderes Börsengebäude heranzuziehen, nämlich das Hamburger. Dies hat Dimensionen von 56 Meter und 78 Meter und enthält im Mittelsaale eine Grundfläche von 1760 Quadrat-Meter. Dieser Mittelsaal ist aber noch von geräumigen Seitenhallen umgeben, welche durch viereckige Pfeiler getragen werden, so daß bis fünftausend Menschen im Hamburger Börsensaale Platz finden können.

Alles in Allem ist also der Wiener Börsensaal der geräumigste unter den dreien, und der Berliner und der Hamburger streiten sich erst um den zweiten Platz.

Beim Wiener wie beim Berliner Börsengebäude ist Italienischer Renaissancestil zur Anwendung gekommen, und zwar beim Wiener mit großer Pracht der Ausstattung und Kostbarkeit des Materials, darunter viel Marmor verschiedener Arten. Das Hamburger Börsengebäude steht in schmuckloser Einfachheit da und erinnert nur im Allgemeinen in den Hauptelementen an den Renaissancegeschmack. Es sei hier erwähnt, daß für Börsen kleineren Umfangs in Deutschland neuerdings auch der gothische Baustyl gewählt worden ist. Dem Baumeister Müller in Bremen gebührt das Lob, dem ausgezeichneten Entwurfe eines Börsengebäudes im streng gothischen Stile und mit den flachsten gothischen Gewölben, welche es giebt, bei seinen Landsleuten Eingang verschafft zu haben und dasselbe, auch trotz ihrer wiederholten nicht vortheilhaften Einmischung so gewinnend im Aeußern und Innern hergestellt zu haben, daß er auch von Königsberg mit der Erbauung eines ähnlichen Börsengebäudes daselbst beauftragt worden ist. Bekanntlich rührt der Entwurf des Berliner Börsengebäudes, über welches jetzt von allen Seiten geklagt wird, von Hitzig her, während Hansen den Entwurf zu dem Wiener machte, welches dann unter der gemeinschaftlichen Leitung von Hansen und Tietz ausgeführt wurde.

Noch immer bewegt sich jetzt das Wiener Geschäft in dem gegenüber liegenden provisorischen Börsengebäude, wohin es in den Jahren der Börsenaufregung von der früheren kleineren Börse in der Altstadt wegen des Andranges verlegt werden mußte. Noch immer sieht es auf der Börse in Wien so trostlos, ja noch trostloser aus, als auf der Berliner. Die beiden Millionenstädte Deutscher Zunge haben einen kurzen Rausch durchgemacht und auch die ganzen Länder angesteckt, auf welche sie Einfluß ausüben, ähnlich jenem Rausche, welchen vor 150 Jahren London zur Zeit des Südsee-Actienschwindels und Paris zur Zeit der Actien- und Papiergeldexperimente des Law durchzumachen hatten, ebenfalls ganz England und ganz Frankreich ansteckend. Es ist eben die Börse, welche diese Gefahren mit sich bringt, die wenigstens einmal im Leben der Völker durchgemacht werden müssen oder doch durchgemacht werden zu müssen scheinen. Man bedenke nur, daß in Oesterreich die Concessionspflichtigkeit der Unternehmung auf Actien nicht aufgehoben war, wie im Deutschen Reiche, daß in Oesterreich keine sinnverwirrend hohe Kriegsentschädigung ins Land geflossen war, wie bei uns, daß dort auch keine Umformung des Geldwesens, verbunden mit neuer Ausmünzung, stattfand, und an der Noten-Emission der Nationalbank und der Zettel-Emission des Staates nichts geändert war, und daß in Wien doch dieselben Symptome eines commerziellen Rausches sich sogar noch früher einstellten, wie später im Deutschen Reiche.

Die Ursache war die im Verlaufe der vorhergehenden Jahrzehnte langsam durchgedrungene Entdeckung durch größere Volksmassen, daß bei den Schwankungen des capitalischen Werthes von Renten und Dividenden, welche in den Coursen auf der Geldbörse zum Ausdruck kommen, häufig schnellere und größere Gewinne sich ergeben, als aus den Preisschwankungen des Waarenhandels herauskommen. Dem Waarenhandel blieb denn

auch der commerzielle Rausch fern. Nicht Getreide, Oel, Spiritus, Kupfer, Zinn oder Sardellen begannen Leute zu kaufen und zu verkaufen, die sonst auf der Börse nichts zu thun hatten, aber Staatspapiere, Prioritätsactien und vor Allem Dividenden-Actien. Am meisten ward diese Lust im Volke befördert durch das weit verstreute Gewerbe, welches sich nun auch in ganz kleinen Städten einzunisten begann, der sogenannte Wechsler oder, wie sie bei uns auch wohl heißen, Bankiers, obgleich sie keinerlei Bankgeschäfte treiben, während in ganz Oesterreich der Name der Wechselstube für ein solches Geschäft gebräuchlich ist. Sind es eigentlich keine Bankiers, so sind sie auch nur in geringem Maße Geldwechsler, sondern hauptsächlich Detailliſten für den Verkauf und für den Kauf anonymer Effecten, welche Zins oder Dividende abwerfen. In ihnen ist der Keim der Krankheit zu suchen und sie sind auch scharf von derselben heimgesucht worden. Es war ihre natürliche Aufgabe, ihre Kundschaft zu vergrößern, und dies vermochten sie hauptsächlich, indem sie damit zugleich die Kundschaft für neue Effecten vergrößerten, die auf der Börse ausgebracht wurden. Jeder Erfolg neuer Unternehmungen, nicht etwa in ihrem Verdienste, sondern an ihrer Stelle auf dem Courszettel, zog alsbald neue Unternehmungen nach sich. Die Krankheit glich einer Blutentzündung oder auch einer Feuersbrunst, welche, einmal ausgebrochen, rasch und unwiderstehlich um sich greift, denn sie trägt ihr Wachsthumsgesetz in sich selber. Furchtbar sind in Oesterreich sogar ganz alterthümlich gesittete Städte, wie z. B. Innsbruck, nach kurzem Bestehen einiger Wechselstuben ausgebeutet worden und bis jetzt liegt die Lähmung, in welche der Rausch verlief, noch schwerer über dem ganzen Lande als bei uns.

Aber hier ist ein Unterschied zu Gunsten dieses großen Fieberanfalles der Wiener Börse gegenüber der Berliner. Die von Wien ausgegangenen neuen Actienunternehmungen haben

wenigstens auf dem Felde der baulichen Thätigkeit viel mehr geschaffen. Es sind Eisenbahnen fertig oder doch beinahe fertig hergestellt, zu welchen es ohne jene Zeit des Rausches niemals gekommen wäre, und wenn sie sich jetzt auch schlecht verzinsen, werden sie doch einst sich gut verzinsen. Noch mehr gilt dies vom Häuserbau auf Actien in Wien, in Pest und anderen Oesterreichischen Städten, von der Herstellung städtischer Verbindungen durch Tramways u. dergl. m. Es findet hier ein neulich von Commerzienrath Oechelhäuser angewandter volkswirthschaftlicher Satz volle Anwendung, nämlich, daß eine Verringerung des Verkaufswerthes noch nicht nothwendig eine Verringerung des Nationalreichthums bedeutet, vorausgesetzt, daß nur keine Verringerung im Nutzen eingetreten ist. Ist in Wien die Unternehmung gelähmt und die Börse jetzt auch furchtsam und kraftlos, so denkt man darum anderwärts noch nicht schlecht von der Zukunft der Unternehmung in Wien. Noch ganz vor Kurzem ist z. B. bekannt geworden, daß für die ziemlich kostspielige Wiener Stadtbahn im Bette des Wienflusses das ganze nothwendige Capital, in Wien jetzt allerdings nicht zu beschaffen, auf der Pariser Börse zusammengebracht worden ist.

XIII.

Die Tramways in Wien. Das Prachtviertel im Bau. Der Wurstlprater. Der Donau-Durchstich. Das Handelsviertel im Bau.

Das Schottenthor der Altstadt Wien ist wieder ein so lebhafter Punkt der Stadt wie das Kärnthner Thor und das Stubenthor. Hier beginnt nämlich der Hauptweg in die nordwestlichen Vorstädte, hauptsächlich die Vorstadt Alsergrund. Ungeheure Bierhallen und Kaffeehäuser nehmen hier das Erdgeschoß der meisten Häuser des Ringstraßenviertels ein. Besteigen wir hier den Wagen der Pferdebahn oder des Tramways, um nach dem Prater und der neuen, im Bau begriffenen oder doch projectirten Handelsstadt am Durchstich der großen Donau zu fahren.

In Wien giebt es geschlossene, wie auch ganz offene Pferdebahnwagen. Die geschlossenen Wagen sind in zwei Abtheilungen getheilt, eine, in welcher das Tabackrauchen erlaubt und eine zweite, in welcher es verboten ist. In den offenen Wagen ist es ausnahmslos verboten wegen der Gefahr der Funken für die Kleider der Damen, mit denen man sich hier in demselben Raume befindet. Die Wiener Tramways sind durchgängig doppelgleisig. Die Grundlage des ganzen Tramwaysystems bildet eine Linie durch die ganze Länge der Ringstraße, welche durch eine Linie längs des Donaucanals zum Kreise vervollständigt ist. Dieser Kreis, welcher also nur um den innersten Kern Wiens herumläuft, hat eine sehr mäßige Ausdehnung. In die Altstadt hinein führt keine Abzweigung, weil hier die Enge und Unregel-

mäßigkeit der Gassen und das lebhafte Menschengewühl Pferdebahnen ganz unmöglich machen. Aber dieser innerste Kreis des zusammenhängenden Tramwaynetzes ist aus sämmtlichen Punkten der Altstadt in wenigen Schritten erreicht, so daß das Tramwaynetz dem Wiener wirklich seine ganze Stadt, wenigstens alle Hauptstraßen der Vorstädte und sämmtliche Bahnhöfe leicht zugänglich macht. Die Wagen fahren täglich von fünf zu fünf Minuten von 6 Uhr Morgens bis $10^1/_2$ Uhr Abends und sind auch bei dieser raschen Aufeinanderfolge noch so gefüllt, daß man häufig zwei bis drei vorüberfahrende Wagen abwarten muß, ehe man einen Platz findet. Der Fahrpreis beträgt innerhalb der Linien Wiens 10 Kreuzer oder 20 Neupfennige, ohne Unterschied der Streckenlänge, während man in Berlin auch halbe Strecken für 10 Neupfennige einführen zu müssen geglaubt hat. Erst bei Fahrten, die über die Linie hinausgehen, treten Fahrpreise von 15 Kreuzern und 20 Kreuzern ein. Innerhalb der Linien berechtigt der Fahrpreis zum Umsteigen in einen andern Wagen (Correspondenz), wenn dieser in der nöthigen Richtung fährt.

Von der Kreisbahn um die Altstadt gehen die verschiedenen Zweigbahnen aus: vom Schottenring über die Nußdorfer Linie bis Döbling; vom Schottenring über Hernals nach Dornbach; vom Burgring über Mariahilf nach Penzing und Schönbrunn; vom Stubenring, über die Aspernbrücke, in die Leopoldstadt bis zum Prater und auch südlich des Donaucanals, durch die südöstlichen Vorstädte nach der Sophienbrücke, die ebenfalls in den Prater führt. Zu diesen ältesten Abzweigungen kamen im Weltausstellungsjahre noch zahlreiche neue hinzu, nämlich vom Praterstern nach der Weltausstellung, vom Praterstern nach dem Nordbahnhaf und Nordwestbahnhof; von der Sophienbrücke nach der Weltausstellung; von dem Tramway in der Vorstadt Alsergrund, die vom Schottenringe herkommt, nach dem Franz-Josef-

Bahnhof; vom Schwarzenbergplatz in der Ringstraße nach dem Südbahnhof und dem Staatsbahnhof. Die Gesammtlänge dieser Tramways beträgt 33,3 Kilometer oder $4^1/_2$ Deutsche Meilen. Die Breite zwischen den Schienen ist dieselbe wie bei Locomotivbahnen. Die Schienen sind aus Bessemer Stahl und kosten 30 Mark das laufende Meter. Die Neupflasterung, welche der Tramway-Gesellschaft obliegt, kostet noch 18 Mark das laufende Meter; zusammen also das Meter 48 Mark. Die Kosten dieser sämmtlichen Schienenwege betragen also 1,600,000 Mark. Dies Capital dürfte nützlicher angewendet sein, als irgend ein ähnliches im Eisenbahnbau.

Ueberhaupt scheinen mir Pferdebahnen oder Tramways in den ganz großen oder Millionenstädten, wenigstens in denjenigen, die noch nicht, wie London, im Stande sind, die großen Verbindungen im Innern der Stadt durch Locomotivbahnen herzustellen, zu den allerdankbarsten und dankenswerthesten Unternehmungen der Neuzeit zu gehören. Der Stand der Actien der älteren Wiener Tramway-Gesellschaft hat sich denn auch im Jahre 1874, als schon alle übrigen Actien in sehr rascher Werthverminderung begriffen waren, auf durchschnittlich 147 pCt. gehalten und stand am Schlusse jenes Jahres auf immer noch mehr als 120 pCt. Weil man von London zu lernen noch nicht im Stande war und auch, weder in Paris, noch in Wien, noch in Berlin, sobald im Stande sein wird, wenigstens nicht durch eine Anwendung des Gelernten in redenswerther Ausdehnung, hat man vorläufig von Neu-York gelernt. Und dies war richtig. Denn im Transportwesen hat, noch mehr als bei anderen Cultureinrichtungen, zuerst die niedere Stufe die Vorbereitung zur höheren zu übernehmen.

In Wien ist man bei diesem einheitlichen und großartigen Pferdebahnnetz in der Stadt nicht stehen geblieben. Es hat sich die neue Wiener Tramway-Gesellschaft gebildet, um auch ent-

ferntere Orte, wie Nußdorf, Ottakring, Hütteldorf u. s. w., mit der Stadt zu verbinden und ihre Linien waren, als ich Wien im vorigen Sommer besuchte, theilweise schon im Betriebe. Dann hat aber auch der Sommeraufenthaltsort Baden schon seine eigene Pferdebahn und wird ebenfalls Pferdebahnverbindung mit Wien bekommen, obgleich die Verbindung durch die Südbahn, die Locomotivbahn, schon besteht, aber auch die lebhafteste Eisenbahnstrecke aufweist, welche in sämmtlichen Deutsch redenden Ländern zu finden ist.

Unser Wagen rollt nun vom Schottenthor durch den früher schon besuchten Theil der Ringstraße zurück zur Aspernbrücke. Zur Rechten liegen der Paradeplatz und weiter hin der Museumsplatz, mit den gewaltigen öffentlichen Neubauten, welche auf diesen Plätzen im Entstehen sind. Das neue Rathhaus auf dem Paradeplatze ist schon am weitesten vorgeschritten. Der Bau hat 1872 begonnen und wird volle 10 Jahre in Anspruch nehmen. Die Grundfläche beträgt 18,700 Meter und das Gebäude ist 154 Meter lang und 124 Meter breit. Die Gemeinde ist dafür auf eine Ausgabe von $8^1/_2$ Millionen Gulden gefaßt, wobei ihr der Bauplatz nichts kostet. Dies ist also fast doppelt so viel als für Berlins Rathhaus, eines seiner geschmackvollsten Gebäude, für welches noch obenein mit dem bewilligten Gelde der Baugrund größtentheils erworben werden mußte, nöthig waren. Man scheint es in Wien förmlich darauf angelegt zu haben, Berlin auszustechen, und bis jetzt ist dies auch in allen Hauptpunkten entschieden gelungen. Das definitive Reichsrathsgebäude auf dem Paradeplatze ist ebenfalls schon im Bau und für dieses führt man den classischen Stil der Hellenischen Blüthezeit im Aeußern und Innern consequent durch. In Berlin streiten wir uns noch um den Platz und eigentlich ist gar kein geeigneter vorhanden, wenn man nicht etwa das Akademiegebäude oder wenigstens die Garde-Artilleriekaserne ihm opfern will.

Nun folgt an der Ringstraße der Museumsplatz, und wir sind wieder in demjenigen Theile der Ringstraße, welchen wir zuerst aufgesucht haben. „Daber scheen wird unsere Wianer Stadt; do koan gar Niemand etwas dogegen soag'n", hallt es im ganzen Wagen wieder. „Dös hoab'n Sie doch net in den Poariser Bulle-voars." Es ist leicht herauszuhören, wie richtig die Oesterreichische Regierung dem Volksgefühle Rechnung trug, als sie sich daran machte, Wien in dieser Weise auszustatten.

Endlich führt uns die Aspernbrücke, eine breite Kettenbrücke, über den Donaucanal in die Leopoldstadt. Die Spannweite dieser Brücke ist 62,5 Meter und ihre Breite nahezu 17 Meter. Sie trägt eine Asphalt-Kiesdecke von 3,3 Meter Dicke, welche auch die Pferdebahn trägt. Jenseit führt die kurze Aspernstraße in die menschengefüllte Praterstraße. Diese wird nach dem Prater zu immer breiter. Auch hier liegen großartige Hotels mit glasbedeckten Höfen. Endlich ist der Praterstern erreicht, ein halbkreisförmiger Platz, nach dem Prater zu von dem eleganten Viaduct der Verbindungsbahn umgeben. Strahlenförmig verbreiten sich von hier aus die großen Wege durch den Prater. Es ist Nachmittag geworden und die Equipagen der vornehmen Welt jagen in der Prater-Haupt-Allee bis zum abschließenden Lusthaus auf- und abwärts. Wir aber wollen aussteigen und jetzt nur dem sogenannten Wurstlprater auf beiden Seiten der zweiten Allee rechts einen Besuch abstatten.

Der Wurstlprater und sein zeitweilig sehr großartiges Volksleben gehören eigentlich noch dem alten Wien an. Man hatte damals verstanden, daß der Volksmasse, vorzüglich an Feiertagen, deren Zahl ja in katholischen Ländern früher sehr groß war, auch in den Volksparks geboten werden müsse, was es eben liebte, und nicht, was die Moralisten und auch viele Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts für dieselbe zurechtzumachen empfahlen. Man gab für den Wurstlprater Bauconces-

ſionen für Vergnügungsanſtalten aller Art aus, nur mit der Bedingung, daß niemals anders als in Holz und Fachwerk gebaut wurde, ſo daß es keine Schwierigkeiten machte, im Falle einer Belagerung abzureißen, was gebaut worden war. Hölzerne Theater wurden conceſſionirt, Kunſtreiterbuden, Schauſtellungen für Rieſen, Zwerge, fette Damen und Taſchenſpieler. Carouſſels wurden conceſſionirt und vorzüglich viele Weinſchänken, Biergärten und Kaffeegärten. Ein großer Platz für öffentliche Feuerwerke, der noch heute eine große Rolle ſpielt, ward hergeſtellt. Den Namen Wurſtlprater bekam dieſer Theil des Praters wohl, weil es urſprünglich an eigentlichen Speiſehäuſern fehlte und für den Hunger zunächſt nur Italiener ſorgten, welche in großen Lederſäcken Italieniſche Schlackwurſt — Veroneſer Salami — nebſt Brot und Parmeſankäſe in den Wein- und Bierſchänken zum Verkauf nach dem Gewicht umhertrugen. Dieſe Italieniſchen Hauſirer ſind noch im Gange und haben nur der Veroneſer Salami die ganz ähnliche Ungariſche Salami hinzugefügt, ohne Knoblauch, mit welcher es in Deutſchland nur die beſte Braunſchweiger Schlackwurſt aufnehmen kann, und dem Parmeſankäſe den Emmenthaler Schweizerkäſe. Schwere Zeiten haben dieſe gebräunten dienſtfertigen Burſchen aus Udine und dem Bergomasker Thale durchzumachen gehabt. Als der Krieg in Oberitalien zwiſchen Oeſterreich einerſeits und Frankreich und Sardinien andererſeits ausgebrochen war, wollte das erregbare Wiener Völkchen, von den Berichten in den Zeitungen aufgeſtachelt, doch auch daran Theil nehmen. Es ward bei ihm die Jagd auf Italieniſche Salami-Männer im Wurſtlprater Mode. Fingen ſie aber einen der armen Kerls, ſo thaten ſie ihm doch weiter nichts, als daß ſie ihn mit ſeinem Lederſacke auf das Holzpferd eines Carouſſels ſetzten und dann einen Italieniſchen Leierkaſtenmann zwangen, den unfreiwilligen Rundritt mit dem Walzer der „ſchönen blauen Donau“ zu begleiten;

„wer hoaben den Garibaldi auf dem Carouſſel", hieß es unter großem Jubel. Sie haben dies mit Italieniſcher Zähigkeit durchzumachen vermocht und ſind heute noch da. Kriege ſind immer populär und hinterlaſſen doch im Volksleben nur ſo geringe Spuren. Es iſt nicht alles Gold, was zeitweilig glänzt.

Vielleicht iſt erſt gerade jetzt der Wurſtl-Prater im Begriff etwas Anderes zu werden, als er bisher geweſen iſt. Dann aber iſt kein Krieg, weder jener ältere, noch der Krieg von 1866 ſchuld daran, ſondern der Zug der Zeit überhaupt, der dieſe Art von Volksbeluſtigungen nicht mehr liebt, und in Wien im Beſonderen die Weltausſtellung, welche ein Nachbar des Wurſtl-Praters war, und die Pferdebahnen, welche an Feiertagen die große Volksmaſſe aus Wien in die Ortſchaften rings umher führen.

Wir nehmen nun den Weg nach dem Donaudurchſtich und der Stadt, einer Großhandelsſtadt, die am ſüdlichen Ufer deſſelben emporzuſpringen beſtimmt iſt.

Es iſt eine ſehr ernſthafte, ſehr bedeutſame Unternehmung der Neuzeit, an welche wir nun herantreten. Die Ringſtraße hat Wien in hohem Grade ſchöner und ſtolzer ausſehen gemacht; der Donaudurchſtich und die Handelsſtadt an demſelben ſind beſtimmt, ihm ſein gebührendes volkswirthſchaftliches Gewicht in Europa zu verſchaffen.

Der Donaudurchſtich, mit deſſen Gedanken man ſich ſchon ſeit einem halben Jahrhundert trug, iſt ſeit dem März 1869 wirklich in Angriff genommen worden. Die einheimiſche Commiſſion für dieſen Zweck war angewieſen worden, ihre verſchiedenen Anſichten berühmten fremden Ingenieuren zur ſchließlichen Entſcheidung vorzulegen. Es waren dies Abernethy aus London, Toſtain aus Paris, Hagen aus Berlin und Sexauer aus Baden. Der Engländer und der Badenſer wählten den kühnſten der Vorſchläge, von dem Oeſterreicher Kink ausgehend,

und die einheimische Commission stimmte ihnen bei. Dies ist ein Durchstich von sehr flachem Bogen, von Nußdorf beginnend und gegenüber Albern auf der Insel Lobau endigend, also ungefähr da beginnend und da endigend, wo es auch der alte, schmale und gekrümmte Donaucanal thut. Die Länge beträgt 13,300 Meter. Die Sohle hat zwei Stufen, eine tiefere, 285 Meter breit, für niedrige und mittlere Wasserstände, und eine höhere, 760 Meter breit, welche auch das Hochwasser aufzunehmen fähig ist und von den Dämmen eingefaßt wird, welche vollständigen Schutz vor Ueberschwemmungen der niederen Stadttheile gewähren sollen. Am obern Ende befindet sich ein Schleusenthor, und, in Verbindung mit diesem, zur Abwehr des Eisandranges, ein eisernes, hohles, sogenanntes Schwimmthor, welches sich beim Eisandrang gegen die steinerne Seitenböschung des Durchstichs anzulehnen und dadurch zu stützen vermag. Durch Einlassung von Wasser in seinen Hohlraum kann man dies Schwimmthor so tief eintauchen machen, wie man will.

Fünf große Brücken, sämmtlich schon fertig, waren bestimmt, über den Durchstich zu führen.

Im vorigen Jahre lag er noch trocken, aber mit dem Erdreich vollständig ausgehoben da. Es war nur der Querwall stehen geblieben, der die Donau abhalten sollte, vorzeitig einzudringen. Aber die schöne blaue Donau ist eine wilde Hummel, die den Ingenieuren schon manchen Strich durch die Rechnung gemacht hat. In einer Nacht im vorigen Jahre, ich weiß wirklich nicht mehr welcher, als von den Alpen herab Hochwasser kam, kam ihr die Lust an, vorzeitig sich in ihrem neuen Bette zu wälzen. Sie konnte eben die Zeit nicht erwarten. Was war ihr der stehen gebliebene Querwall und was kümmerte sie sich um die Festlichkeit bei seiner Durchstechung? Sie guckte über ihn hinüber und riß ihn um. Und am nächsten Morgen lagerte sie ganz sanft in ihrem neuen Bette. Großer Schaden

war nicht dabei, aber verdrießlich für die Freunde von öffentlichen Festen muß es doch gewesen sein.

Der Donaudurchstich hat im Ganzen 30 Millionen Gulden gekostet. Der Staat hat sich verpflichtet, ein Drittel, die Stadt Wien ein zweites Drittel und das Land Nieder-Oesterreich das dritte Drittel der Kosten zu tragen. Den jeweiligen Ueberschwemmungen der niederen Stadttheile Wiens, vorzüglich der Vorstadt Brigittenau, ist ein definitives Ende gemacht. Nicht weniger als 260 Hectaren bisher werthloser Sandbänke und Donauwiesen sind in Baugründe verwandelt worden. Das Wichtigste aber dürfte sein, daß die so wesentlich verbesserte Schiffbarkeit der Donau, um die es gerade bei Wien sehr schlecht stand, der Millionenstadt an diesem Flusse eine handelspolitische Stellung ermöglicht, wie sie nur den wichtigeren Seehafenstädten gegeben ist. Denn von Wien abwärts ist die so wasserreiche Donau mehr als ein gewöhnlicher Strom. Bei der Insel Schütt in Ungarn und im Eisernen Thore an der Osmanischen Grenze schwinden jetzt die Hindernisse für die Schifffahrt rasch unter den unablässigen Meliorationen. Noch im vorigen Jahre konnte ich eine Fahrt von Rustschuk bis Basiasch in einem Riesendampfer schildern, wie sie sonst nur auf dem Hudson, dem Ohio, dem Missouri und dem Mississippi gebräuchlich sind. Dieser Riesendampfer ging glatt über die noch vorhandenen Strudel und Klippen im Eisernen Thore weg, freilich im Frühjahr. Aber die Zeit ist offenbar im Anzuge, wann Wien eine Art von Seehafen an der Ostgrenze der Deutschen Sprache sein wird und zwar derjenige, der zur Verbindung mit den so zukunftsreichen Ländern an der untern Donau und rings um das Schwarze Meer dienen wird.

Hierfür versucht man denn sich auch des Weiteren zu rüsten durch Erbauung eines wesentlich commerziellen Stadtviertels am Donaudurchstich, auf dem neu gewonnenen Boden, welches von

Nußdorf, am Kahlenberge, bis in die Mitte des Praters hineinreichen soll, mit einem Landungsufer an der Donau von 10,000 Meter Länge und zwei großen, mit dem Durchschnitt verbundenen Docks im alten Donaubette jenseit des Durchstichs, welche 11,400 Meter Landungsufer erhalten sollen. Nur in den allergrößten Seehandelsstädten, in London, Liverpool und Marseille, ist Aehnliches zu finden. Der Häuserbau am Donaudurchstich, auf welchen sich die Wiener Baugesellschaften mit großem Eifer warfen, ist durch die gegenwärtige Krankheit des Wiener Geldmarktes zum Stocken gebracht worden. Aber daß er einst wieder aufgenommen werden wird, nun der Durchstich einmal da ist, und zwar mit neuem Eifer, ist gewiß.

Bisher bestand Wien aus einem üppigen Stadtkerne, umkränzt von 36 Vorstädten. Das Ringstraßen-Viertel hat den Kern mit den Vorstädten organisch verbunden. Zusammen war es ein Kreis mit dem flacheren Bogen nach Nord-Osten, jenseit des alten Donaucanales. Steht einmal der neue Stadttheil am Durchstich vollendet da, so wird Wien einem Halbkreise gleichen mit dem geraden Abschnitt längs der Donau, und hier seine größte Ausdehnung haben.

XIV.

Wiener Concerte und Theater.

Man weiß weniger, auf Reiſen, was man mit einem Abend in Wien anfangen ſoll, als man dies in Berlin weiß. Abend-Concerte in freier Luft finden nur im Volksgarten bei der Burg ſtatt, wo die Capelle von Johann Strauß umſchichtig mit einer Militair-Capelle ſpielt; ferner im Garten oder den Sälen der Gartenbau-Geſellſchaft, und endlich im Garten von Schwender, in Rudolphsheim bei Schönbrunn. Dieſe Concerte für Eintrittsgeld beginnen früh und ſchließen früh. Es wird meiſt ſehr leichte Waare geſpielt, unter welcher die Tanzmuſik weitaus die beſte iſt. Eigentliche Symphonie-Concerte finden nur im Winter und in geſchloſſenen Räumen ſtatt und ſind mit den ähnlichen Concerten in Berlin, die theilweiſe auch im Sommer und in Gärten ſtattfinden, weder in der Auswahl der Stücke, noch auch in der Sauberkeit der Ausführung zu vergleichen. Obgleich der größte und höchſte Theil unſerer claſſiſchen Muſik in Wien entſtanden iſt, iſt gerade dieſer claſſiſche Theil der Oeſterreichiſchen Muſik jetzt in Berlin weit mehr beim Volke bekannt und beliebt, als er es in Wien iſt. Bei der Wiener Volksmaſſe herrſcht eben ſeit Lanner's Zeiten die Tanzmuſik und wird auch da faſt ausſchließlich erwartet, wo nicht getanzt wird. Man darf wohl nicht zu raſch damit ſein, dies zu tadeln. Es liegt im Naturell des Volkes. Und es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß die Wiener Tanz-Compoſitionen origineller und erfindungsreicher ſind, als derlei Compo-

ſitionen irgend wo anders. Es ſcheint faſt in der Luft zu liegen, daß die Wiener Tanz-Componiſten — darunter jetzt vorzüglich Johann Strauß, der ſeinen Vater Joſeph Strauß an muſikaliſcher Bildung weit überragt — auf immer neue, originelle und vorzüglich poetiſche Wendungen verfallen. Eben ſo ſcheint es in Wien leicht, ein Muſikcorps für ſcharfe und kecke Ausführung von Tanzmuſik auszubilden. Es mag dies im Zuſammenhang mit der Sitte der Ungariſchen Zigeunermuſik ſtehen, auch großes Zuſammenſpiel ohne Noten und Tactſtock auszuführen. Leſen können eben die Ungariſchen Zigeuner nicht, ſind dafür aber mit Leib und Seele bei denjenigen Muſikſtücken, welche ſie einmal eingeübt haben. Sie haben ſie eben von vornherein nur zuſammen eingeübt wie die Franzöſiſchen Schauſpieler ihre Proverbes und Vaudevilles. Die Wiener ausführenden Muſiker ſind nun freilich keine Ungariſchen Zigeunermuſiker, welche übrigens jeweilig auch nach Wien kommen, aber ſie ſind in einer muſikaliſchen Atmoſphäre aufgewachſen, welche vielleicht ſeit Jahrhunderten von den Tonwellen Ungariſcher Zigeunermuſik durchſchwirrt worden iſt. Und ihre Zuhörer ſind in derſelben Atmoſphäre aufgewachſen. Die Oeſterreichiſche Tanzmuſik iſt ein echtes Landeskind, ein Kind des Oeſterreichiſchen Völkergemiſches; es ſind ihr die ſcharfen und ſtolzen Züge Ungarns, die weichen und poetiſch wollüſtigen Züge Böhmens und die munteren und gemüthlichen Züge des Deutſchen Alpenvolkes anzuhören. Dieſe Tanzmuſik gleicht dem Feuerwerk, welches mit neckiſchen, knatternden Schwärmern beginnt und dann hoch aufſteigende Raketen folgen läßt, welche ſich wieder in Regen von ſtrahlenden Leuchtkugeln oder glühenden, buntfarbigen Blumen auflöſen. Vorzüglich im Volksgarten, während der Muſik der Strauß'ſchen Capelle, iſt ſehr unzweideutig zu beobachten, wie ſie dem geſammten Wiener Publikum aus dem tiefſten Innern kommt. Die Hacken und Fußſpitzen der Damen treten wechſelnd

den Tact auf dem Fußboden und die Finger der Männer trommeln ihn auf den Tischen. Selbst die Köpfe sprechen, hin- und hergewiegt, mit. Diese Tanzmusik hat im Volke gelebt vor jener classischen Zeit der Deutschen Musik am Schlusse des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts und lebt auch nun weiter, wo der letzte Fortschritt der Deutschen Musik in Wagner's Opern den Beifall und das Verständniß in Wien nur noch ziemlich getheilt zu finden vermag.

Außer diesen regelmäßigen Instrumentalconcerten grassirt auch in Wien, im Sommer wie im Winter, die Abendunterhaltung durch den Gesang komischer Volkssänger und Volkssängerinnen für Eintrittsgeld in geschlossenen Räumen. Diese Abendunterhaltung ist aber in Wien ganz etwas Anderes, als diejenige durch die sogenannten Sängerinnen-Capellen in Wirthshäusern im ganzen Deutschen Reiche, in Holland, in den Skandinavischen Ländern und selbst in Rußland, Griechenland und in der Türkei. Man wird nicht fehl greifen, wenn man die Leipziger Messe als den eigentlichen Ausgangspunkt für die weite Verbreitung dieser Sängerinnen-Capellen betrachtet, welche anfangs ausschließlich aus Preßnitz im Böhmischen Erzgebirge stammten, wo sich ein musikalischer Cantor und Schullehrer mit der Ausbildung sämmtlicher jungen Mädchen in einem anspruchslosen Sologesange beschäftigte, um der sehr armen Bevölkerung hierdurch Erwerb zuzuwenden. Später nahm dann vorzüglich Stockholm an der Bildung solcher Sängerinnen-Gesellschaften Antheil und trug zuerst die Lascivität in den Gesang hinein. Dann wurden Kopenhagen, Hamburg und Berlin die ersten Pflanzstätten für diese zweideutigen Abendunterhaltungen nach Stockholmer Zuschnitt. Die Geschichte und der Verlauf dieser Abendunterhaltung in Wien sind ganz andere gewesen. Dorthin gehen aus Böhmen nur junge Mädchen, welche ein Instrument spielen gelernt haben, und sind jetzt meist in der großen soge-

nannten Wiener Damencapelle vereinigt, welche in ganz Europa umherzieht. Außerdem kommen die Tiroler Volkssänger nach Wien, wie zu uns. Es giebt aber schon seit Jahrhunderten einen eigenen Wiener komischen Volksgesang, welcher bis heute dort die Hauptrolle spielt und dem nur in London etwas Aehnliches zur Seite steht und früher auch in den Pariser Chansonniers. Diese Wiener Volkssänger sind kleine Gesellschaften von Männern. Jede hat ihren Namen von demjenigen ihres Führers, zuweilen eines schon verstorbenen Führers, wie die Gesellschaft „Amon" und ähnliche. Sie singen ausschließlich in Wiener Mundart, haben ihre eigenen Dichter, welche nur für sie dichten und verkaufen die neuen Gedichte, mit den Noten, gleich an der Eintrittskasse. Ihre Aufführungen haben fast stets eine dramatische Form und der Gesang wird durch gesprochene Worte unterbrochen. Der Inhalt sind gewöhnlich Satiren auf das locale Leben und es trägt zu dessen Kenntniß bei, ihnen zuzuhören. Schon aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts stammt der Name eines solchen Wiener Volkssängers, welcher bis heute auch bei uns, wenigstens sprüchwörtlich, am Leben geblieben ist, nämlich der Name des armen Augustin — ach Du lieber Augustin, Geld ist hin, Gut ist hin, u. s. w. Der Mann war stets betrunken und hat im Hospital geendigt. Er hatte übrigens etwas Verwandtes mit seinem Stadt- und Zeitgenossen, dem Kapuziner-Prediger Abraham a Santa Clara. Es ist jedenfalls sonderbar, daß sein Ruf bis in die Reichslande gedrungen ist, denn Wien hat er nicht verlassen. Die heutigen Wiener Volkssänger — etwa vier oder fünf Gesellschaften — treten fast täglich auf, aber wechseln in den Vorstädten und in den Sälen, in welchen dies geschieht. Sie singen entweder Soli oder, wie gesagt, dramatisch, sich selbst mit gesprochener Rede unterbrechend, wagen sich aber niemals an den vierstimmigen Gesang und musikalisch stehen ihre Leistungen sehr tief. Das

Spiel ist dabei die Hauptsache und der Gesang nur die Nebensache. Die Begleitung ist auf einen Flügel beschränkt. Uebrigens giebt es auch Sängerinnen, zwei oder drei, welche nur Solo singen. Was sie dem Publikum zu bieten wagen, ist aber nicht blos lasciv, wie in Deutschland, Holland, Dänemark und vorzüglich in Schweden, sondern ganz unverblümt obscön; von wirklichem Witz ist weder bei den Wiener Volkssängern, noch bei diesen sogenannten Volkssängerinnen die Rede, wie ja solcher auch in der angeblich komischen Presse Wiens, „Figaro", „Kikeriki", „Bombe", „Floh" und „Hans Jörgel" vollständig fehlt. Aber das Wiener Publikum, welches die Säle der Volkssänger auch bei oft ziemlich hohem Eintrittsgeld stets gedrängt füllt, ist damit zufrieden, wie ja auch mit jenen Blättern, deren angebliche Komik wir Berliner gar nicht begreifen. Was uns aber noch mehr auffällt, ist, daß das Publikum jener ungeschminkt obscönen Volkssängerinnen ohne allen Witz nicht blos, wie in unseren musikalischen „Salons", oder „Restaurants Chantants", aus Männern, sondern auch aus deren Frauen, nicht selten mit den Kindern, besteht, welche dabei herzlich lachen. Uebrigens scheint es hierbei sich nur um einen ganz bestimmten Theil des Wiener bürgerlichen Publikums zu handeln, bei welchem es auch Sitte sein soll, die Privatgeselligkeit durch Einladung bezahlter Volkssänger und Volkssängerinnen zu würzen, wie dergleichen auch in London vorkommt. Die täglichen öffentlichen musikalischen Abendunterhaltungen dieser Art, sind stets sämmtlich im Wiener „Fremdenblatt", und zwar nur in diesem, angezeigt und man entdeckt bei diesen Anzeigen, daß die verschiedenen Gesellschaften jeden Abend in einer andern Vorstadt und in einem andern Saale auftreten, bis sie die ganze Reihe durchgemacht haben und dann natürlich wieder von vorn anfangen. Sänger wie Publikum dieser Art bilden einen ganz eigenthümlichen, ziemlich abgeschlossenen Kreis, der sich aber über die ganze Stadt verbreitet.

Dieſer Kreis ſcheint ſogar ſeine eigenen langdauernden Traditionen zu haben, denn nicht ſelten ſtellen die Volksſänger pikante Vorgänge aus dem Leben eines früheren, längſt verſtorbenen, aber in ſeiner Art berühmten Volksſängers dar. Die Wiener Säle dieſer Art ſind durchaus ganz etwas anderes, als die Wirthshäuſer mit einer Abendunterhaltung, die aus Vocalmuſik beſteht, in den nördlichen Ländern Europas und zeigen eher eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Wiener Theatern der unteren Klaſſe; nur daß in dieſen Wein und Bier ganz fehlt und auch das Eintrittsgeld ein beträchtlich höheres iſt.

In Wien ſtammen das Theater und das Thaterleben ſchon aus dem 17. Jahrhundert und ſind dort ganz ſelbſtſtändiges Gewächs. Hanswurſtiaden — in Wien Casperl-Spiel genannt — bildeten dort den Vorläufer der Theater, aus welchem dieſelben hervorgingen. Es ward in ihnen geſpielt, theilweiſe bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts. Daneben gab es ſchon früh eine Italieniſche Oper, für welche das nun verſchwundene — vom Gemeinderath erbaute — Theater am Kärnthner Thore beſtimmt war. Die Hanswurſtiaden wurden in temporären hölzernen Buden auf dem Glacis und dem Prater, oder in Höfen von Häuſern aufgeführt. Das alte Theater am Kärnthner Thore war 1708 erbaut worden. Schon 1712 wurden in einem der Hanswurſttheater durch Joſef Stranitzky geſchriebene Stücke zur Aufführung gebracht, welche er ſelbſt verfaßt hatte. Bis dahin war in den Hanswurſttheatern ausſchließlich improviſirt worden, wie heute noch in den Pulcinellatheatern von Neapel. Der Gemeinderath verſtattete nun auch einigen Deutſchen Komödianten in ſeinem Kärnthnerthor-Theater, abwechſelnd mit den Italieniſchen Operſängern, zu ſpielen und von der Mitte des Jahrhunderts an ſpielte in dem Saale der Burg, welcher 1741 in ein Schauſpielhaus verwandelt wurde, eine Franzöſiſche Truppe, während ſchon ein Jahrhundert hindurch Deutſche Ko-

mödien-Aufführungen in diesem Saale stattgefunden hatten. Die Wiener Possenspiele, deren schriftstellerischer Anfang eben von Josef Stranitzky datirt, wurden nun in ganz Deutschland berühmt und auch in anderen Städten aufgeführt. Im Jahre 1761 brannte das Kärnthnerthor-Theater ab und die Deutschen Schauspieler desselben spielten nun abwechselnd mit den Franzosen im Burgtheater, welches Kaiser Josef II. 1776 zum ausschließlich Deutschen Hof- und Nationaltheater erhob und das bald die erste Bühne Deutschlands ward und auch großen Einfluß auf die Geschmacksrichtung in Wien ausübte. In dem neu aufgebauten Kärnthnerthor-Theater brach bald Gluck durch seinen „Orpheus" der Deutschen Oper zuerst die Bahn, und diese beiden Theater wurden nun, nach gänzlicher Aufhebung der Italienischen Oper und des Französischen Schauspieles, im Jahre 1802, unter eine kaiserliche Direction gestellt, mit der Bestimmung, daß im Kärnthnerthor-Theater nur Deutsche Opern und im Burgtheater nur Deutsche Schauspiele oder Hochdeutsche Uebersetzungen ausländischer Schauspiele aufgeführt werden sollten.

Unterdeß war die Wiener Posse, welche aus den Hanswurst- und Casperlspielen hervorgegangen war, keineswegs abgestorben. Es gab in der innern Stadt eine Menge sogenannter Kreuzerkomödien, ähnlich dem, was heute in London „Penny Gaff's" heißt. Sie wurden aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in die Vorstädte verbannt und Hanswurst und Casperl mußten nun ihr Wesen hauptsächlich in der Vorstadt Leopoldstadt und in der Vorstadt Wieden treiben. Im Jahre 1781 hatte der Italiener Marinelli den Muth, in der Leopoldstadt ein stehendes Theater für dergleichen Aufführungen zu errichten, welches von vornherein großen Zulauf fand. Sein Beispiel fand zahlreiche Nachfolge. Es ward 1787 ein stehendes Theater in der Vorstadt Landstraße eröffnet; 1791 ein anderes in der

Vorstadt Rossau und andere in der Vorstadt Josefstadt und in der Vorstadt Laimgrube. Das Wiener Volk auf der einen Seite und der Hof mit den Gebildeten auf der andern gingen durchaus ihre eigenen getrennten Wege. Das Theaterleben in den Vorstädten und in der Stadt war von einander ganz verschieden geworden, aber das Theatermonopol des kaiserlichen und des Gemeindetheaters fand eben nur auf die innere Stadt Anwendung, und dadurch ward in Wien möglich, was in Berlin eben erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts möglich geworden ist. Schon im Jahre 1776 war auch auf der Vorstadt Wieden ein stehendes Privat-Komödienhaus entstanden, dessen Leitung im Jahre 1788 Schikaneder aus Regensburg übernahm, selbst ein Schauspieler und Komödienschreiber. Hier, und nicht auf den privilegirten Theatern in der Stadt, fand die höchste Entwickelung der Deutschen Oper statt, denn hier wagte man sich auch an die Oper, und 1787 ward Mozart's „Entführung aus dem Serail" und 1791 seine „Zauberflöte" zur Aufführung gebracht, für welche Schikaneder den Text schrieb. Es folgte dann 1792 „Don Juan", dessen erste Aufführung, aus Unzufriedenheit Mozart's mit der ziemlich kalten Aufnahme der „Zauberflöte" durch die Wiener, übrigens in Prag stattgefunden hatte, und noch in demselben Jahre, als er nun wieder versöhnt war, die erste Aufführuug der „Hochzeit des Figaro". Nicht höfischer und amtlicher Gunst, sondern der Freiheit, verdanken wir also den gewaltigen Aufschwung der Deutschen Oper, und zugleich auch dem Oesterreichischen Volke, welches sich nicht schulmeistern ließ und welches man auch nicht polizeilich, mit gleicher Strenge, in priviligirte Theater hineinzuzwängen versuchte, wie dies in so vielen Residenzstädten Deutschlands geschehen ist. Wir verdanken es zugleich dem Umstande, daß wir in Wien schon früh eine Deutsche Großstadt besaßen, welche ein Privat-Opernhaus neben dem öffentlichen aufrecht zu erhalten vermochte.

Freilich hat wenigstens der arme, harmlose Mozart schwer daran zu tragen gehabt, daß er eigentlich so ganz ausschließlich auf die Gunst der Volksmasse angewiesen war neben einem sehr unzureichenden Kapellmeistergehalt vom Kaiser. Es ist ihm nicht einmal so gut geworden, wie jenen classischen Deutschen Dichtern, für welche wenigstens ein kleiner Deutscher Hof sorgte, Wieland, Goethe, Herder und Schiller. Kein Grab erinnert uns heute an ihn, denn er ist, aus Mangel der Beerdigungskosten, in die gemeinschaftliche Grube der Armen geworfen worden.

Schikaneder, der ihm jenen wunderlichen Text zur „Zauberflöte" schrieb, und der eine ganze Reihe von Opern und Singspielen dichtete, kann, zusammen mit Mozart, als gewissermaßen Epoche machend in der Geschichte des Wiener Theaters betrachtet werden. In jener Zeit zog zuerst das mit Scherz gepaarte Spiel mit dem Wunderbaren und die Einstreuung besonderer musikalischen Compositionen in das Wiener Volksdrama ein, natürlich durch seine selbstständige Entstehung aus den Hanswurstspielen schon vorbereitet. Es war ein Wiener Schauspieler, zugleich Volksdichter und Volkssänger, der hierin wohl das Namhafteste geleistet hat, nämlich Ferdinand Raimund aus Wien, bis heute bekannt als Verfasser zahlreicher Märchenspiele und tragikomischer Zauberspiele. Er trat 1813 am Josefstädter Theater und 1817 am Leopoldstädter Theater auf, welches er zuletzt leitete. Diese ganz eigenthümliche Figur in der Deutschen Literatur, wohl viel höher stehend, als er zu seiner Zeit geschätzt wurde, darf man vom älteren Wiener Theaterleben nicht trennen und dieses, mit seinem harmlosen poetischen Hauche, nicht von ihm. Als sein unmittelbarer Nachfolger in der ganz eigenthümlichen herrschenden Stellung, welche er zu der Wiener Volksbühne einnahm, kann Nepomuk Nestroy betrachtet werden, nur daß dieser Letztere die Welt der Wunder bei Seite ließ und sich auf den Scherz und derbe Charakteristik beschränkte. Auch

Neſtroy, gleichfalls ein geborener Wiener, ging aus dem Theater an der Wien hervor, wo er urſprünglich den Saraſtro in der „Zauberflöte“ ſpielte und endete als Leiter des Leopoldſtädter Theaters, welches unterdeß ſchon nach dem Unternehmer Karl-Theater getauft worden war.

Aber dieſe ganze eigenthümliche Schule von Wiener dramatiſchen Schriftſtellern, zu welcher auch Aloys Gleich, Bäuerle u. ſ. w. gehörten, ſtarb endlich aus. Populär waren ſie nicht blos in Wien, ſondern, man kann ſagen, beim ganzen Deutſchen Volke geweſen, ſo weit dieſes keine Luſt hat, die Bühne mit kritiſchen Augen zu betrachten.

Offenbar machen das Schauſpiel wie die Oper jetzt in Wien eine Zwiſchenſtufe durch und haben ihre gute Zeit nicht. Es giebt jetzt dreizehn Theater in Wien, alſo etwa zwei Drittel der Zahl in Berlin. Hiervon liegen ſechs in der innern Stadt, nebſt dem Ringſtraßenviertel, und ſieben in den Vorſtädten. Die Eintrittspreiſe ſind, Gleiches mit Gleichem verglichen, theurer als in Berlin, und da außerdem der Volksmaſſe nicht mehr geboten wird, was ſie liebt und was für ſie paßt, werden die Wiener Theater verhältnißmäßig nicht ſo ſtark beſucht, wie die Berliner. Das kaiſerliche Hof-Opernhaus, durch welches neuerdings das Kärnthnerthor-Theater erſetzt worden iſt, faßt dreitauſend Zuſchauer, während das Berliner königliche Opernhaus nur achtzehnhundert faßt. Es gehört alſo zu den größten Theatergebäuden Europas und hat nur die große Pariſer Oper, das neue Moskauer Theater, das Theater Drurylane in London und die Theater S'Carlo in Neapel und della Scala in Mailand neben ſich. Sein Bau nach dem Entwurfe der Architekten van der Nüll und Siccardsburg ward im Jahre 1861 begonnen und im Jahre 1868 beendigt. Der Bau mit den inneren Einrichtungen hat ſechs Millionen Gulden gekoſtet. Seine Lüftung und die Vorkehr für die Sicherheit der Zuſchauer in Feuers-

gefahr sind wahre Mustereinrichtungen. Es giebt zwei Hauptsysteme für die Behandlung des Zuschauerraumes, nämlich, entweder die einzelnen Logen durch hohe Zwischenwände gänzlich von einander zu trennen, oder ihre Abtheilungen so niedrig zu machen, daß sie, wenn gefüllt, als zusammenhängende breite Balcone erscheinen. Das zuerst beschriebene System herrscht ausnahmslos in Italien und in England und ist auch im neuen Wiener Opernhause zur Anwendung gekommen. In Italien und in England hat außerdem jede Loge ihren besonderen Vorhang gegen das Haus, welcher herabgelassen oder zur Seite geschlagen werden kann. Es hängt dies mit der Art der Logenvermiethung und des Logengebrauchs in Italien und, dem nachgeahmt, in England zusammen. Die Logen werden dort nur jede als ein Ganzes vermiethet und einzelne Plätze in derselben sind nicht zu haben, wenn sie nicht Jemand miethet, der dann wieder einzelne Plätze vermiethet. In Italien geschieht dies nie, wohl aber zuweilen in England. In Italien gber empfängt man Bekannte, welche nur das allgemeine Eintrittsgeld für die Platea — das Parterre — bezahlt haben, als vorübergehende Besucher in den Logen. Hiervon weiß man kaum etwas in Wien. Die hohen Abtheilungswände der Logen sind daher eigentlich eine überflüssige Störung des Gesammteindrucks, welchen das innere besetzte Theater macht. Viel schöner ist dann das zuerst in Paris befolgte System, welches in den Berliner Theatern, und in den Deutschen Theatern überhaupt, Anwendung gefunden hat. Besonders im Berliner Opernhause ist der Gesammteindruck des Flors der weiblichen und männlichen Zuschauerschaft wahrhaft prachtvoll. Die offene vergoldete Hofloge, in einen Kranz Korinthischer Säulen gefaßt, trägt wesentlich hierzu bei. Dieser Eindruck fehlt in Wien; dennoch gewährt das prachtvoll geschmückte, mit Gold und glühenden Farben strahlende und sehr hell erleuchtete Innere einen höchst glän-

zenden Eindruck. Vorzüglich in den Nebenräumen, Corridoren und in der Stattlichkeit des geräumigen Treppenhauses übertrifft das Wiener große Opernhaus bei weitem das Berliner.

Das Theater für die komische Oper am Schottenring, von einer Actiengesellschaft geschaffen, war so eben eröffnet worden, als ich Wien das letzte Mal besuchte. Die Unternehmung scheint nicht eingeschlagen, denn nach sehr kurzer Verpachtung hat es aus Mangel eines Pächters wieder geschlossen werden müssen. Die Operetten von Offenbach und Lecocq waren hier ausgeschlossen und dem Karltheater in der Leopoldstadt überlassen. Auber, Boieldieu, Lortzing und andere Componisten komischer Opern herrschten hier ausschließlich. Sie scheinen in Wien keinen Boden mehr zu haben. Auch dieses Theater, dessen Bau fast eine Million Gulden gekostet hat und siebzehnhundert Zuschauer faßt, ist prunk- und geschmackvoll.

Das Hofburgtheater befindet sich noch immer in dem Theatersaale der Burg, welcher schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dafür zurecht gemacht wurde. Die Bühne ist jetzt, vorzüglich in Betreff des ausgezeichneten Zusammenspiels, wieder die leitende Bühne der Deutsch redenden Länder für das classische Schauspiel. Es soll aber ein neues Haus für dieselbe an der Ringstraße erbaut werden, nach dem Entwurfe Semper's. Unterdeß hat das Hofburg-Theater im Wiener Stadttheater an der Seilerstätte einen ernsthaften Nebenbuhler bekommen unter Laube's Leitung und Unternehmung. Dies faßt funfzehnhundert Zuschauer und ist gleichfalls mit Sculptur und Renaissance-Ornamenten in geschmackvollster Weise ausgestattet. Den Vorhang hat kein geringerer Meister als Makart entworfen und dabei den Stoff seiner Compositionen dem „Sommernachtstraum" entlehnt. Es ist das Theater für die gebildete Gesellschaft Wiens, die nicht immer damit zufrieden ist, daß Rücksicht auf den Hof genommen werden muß.

Nun empfiehlt sich noch ein Blick auf die eigentlichen Volkstheater, welche gerade in der Wiener Theatergeschichte seit Alters her eine so bedeutende Rolle gespielt haben. Das Theater an der Wien, im Jahre 1845 modernisirt und umgestaltet, ist jedenfalls zuerst zu nennen. Die Umgestaltung hat sich aber nicht so weit erstreckt, daß es sich wesentlich von den Theatern mit engen dunklen Gängen unterschiede, mit welchen wir in unserer Jugend zufrieden sein mußten. Es ist aber das größte Wiener Theater nach dem Hofopernhause und hat für zweitausend Zuschauer Raum. Es ist die Bühne für die eigentlichen Wiener Local-Lustspiele, die aber keine Aehnlichkeit mit jenen früheren haben, welche noch in Nestroy's Zeit florirten, sondern eher die Berliner Localpossen nachzuahmen versuchen. Eine alte Statue des Papageno schmückt das Haus, welche die Gesichtszüge des Schikaneder trägt. Auf dieses Emblem hat das Theater ja ein gutes Recht. Das Wiener kleinbürgerliche Publikum, sehr verschieden auch vom Publikum des Stadt-Theaters, füllt allabendlich das große Haus mit Weib und Kind.

Es verdient nun nur noch das gänzlich erneuerte, auffallend bequem eingerichtete, Karl-Theater in der Leopoldstadt-Erwähnung, welches dreizehnhundert Zuschauer faßt und sich ungefähr dieselben Aufgaben stellt, wie das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin, mit diesem aber nicht Schritt zu halten vermag. Ein kleines Theater in der Stadt, das Residenztheater, sehr klein, ist hauptsächlich Schultheater für junge Schauspieler und Schauspielerinnen. Die übrigen Theater, das Strampfer-Theater in der Stadt, welches jetzt eine künstliche, d. h. von der Presse gemachte Berühmtheit, nach Norddeutschland verliehen hat; ferner das Josefstädter-Theater, Fürst's Theater im Prater und die Theater in Meidling und Rudolfsheim verdienen keinen Besuch.

XV.

Der Prater. Schönbrunn. Laxenburg. Der Wienerwald. Die Hochquellleitung. Der Kahlenberg.

Wien gehört zu denjenigen Europäiſchen Großſtädten, welche ſich einer landſchaftlich beſonders ſchönen und mannichfaltigen Umgegend rühmen können. Dies gilt ſchon von ſeiner nächſten Nähe; aber in noch viel höherem Grade für ſeine Nachbarſchaft von einigen Meilen Entfernung. Wird dieſe in den Kreis der Vergleichung gezogen, ſo können ſich weder London noch Paris hierin mit Wien meſſen.

Südlich der Donau und nördlich der Donau ſind das Ausſehen und der Charakter des Landes von einander ganz verſchieden. Nördlich der Donau iſt alles Ebene, abwärts bis zum Einfluß der March und dem Bergthor der Donau bei Theben und Preßburg in Ungarn. Der Prater und die Freudenau, welche ſich im Süd-Oſten an ihn anſchließt, gehören noch weſentlich zu dem durch die Donau angeſchwemmten Lande. Was der Prater bis jetzt geweſen iſt, läßt ſich noch am beſten mit den Engliſchen Parks vergleichen, nur daß das Stück bunten Volkslebens nahe ſeinem Eingange hinzukommt. Er zeigt weite Grasflächen, mit vereinzelten Baumgruppen, welche aber durchaus nicht ſo maleriſch behandelt ſind, wie in den cultivirteren Engliſchen Parks. Ob ſein undeutſch klingender Name nicht vielleicht ſchon aus der Römer Zeit herſtammt, aus Pratum, Wieſenfläche, iſt eine Möglichkeit, die nicht allzu leicht von der Hand gewieſen werden muß. Auf dem mittleren der fünf ſchnur-

geraden Kunstwege, welche ihn vom Praterstern aus durchschneiden, findet das tägliche Corsofahren der Wiener statt, welches sich vom Italienischen aber dadurch unterscheidet, daß die Wagen im Prater für solches viel zu rasch fahren. Dabei fällt ein Hauptreiz der Italienischen Corsofahrten fort, nämlich der gesellige Verkehr zwischen einem Wagen und dem andern und auch mit Bekannten, die zu Fuß gehen. Das Ziel dieser Corsofahrten ist das Lusthaus am Ende des eigentlichen Praters, in welchem sich auch eine kleine Wirthschaft befindet. An diesem Hauptwege liegen übrigens mehrere Wirthshausgärten, in welchem Nachmittags Concerte während der Corsofahrt stattfinden.

Was aus dem Prater jetzt werden wird, ist abzuwarten. Das gewaltige Stück der Weltausstellungsgebäude, welches bis jetzt stehen geblieben ist, mit der runden, mit Zink gedeckten Riesenhalle in der Mitte, welche Scott Russell aus London gebaut hat, und die beiden Pavillons des Hofes und der ehemaligen Ausstellungsjury, sowie mehrere andere, von der Zeit der Ausstellung her stehen gebliebene, man möchte sagen ethnographische Bauten, vorzüglich das Maurische Haus des Aegyptischen Khedive, später dem Oesterreichischen Kronprinzen geschenkt, geben dem Prater ein ganz neues Aussehen. So thöricht wie in Paris, nämlich die Weltausstellungsgebäude schließlich ganz abzureißen, wird man in Wien wohl nicht sein. In Paris hieß es, das Champ de Mars gehöre der Französischen Armee und müsse derselben unverändert als Central-Uebungsfeld zurückgegeben werden. Der Nährstand ward also ohne Weiteres dem Wehrstande geopfert. Nun, viel genützt hat es der Armee augenscheinlich gerade nicht. In London rettete man wenigstens den Krystallpalast selbst, mußte ihn aber doch aus dem Hydepark wegschaffen, wozu sich die Regierung schon verpflichtet hatte. Was von den Wiener Weltausstellungsgebäuden noch steht, läßt sich aber kaum wegschaffen, weil in ihnen das Mauerwerk eine

zu große Rolle spielt, und nicht ausschließlich Eisen und Glas, wie in London. Wenn ich vornhin von ethnographischen Bauten sprach, liegt vielleicht in diesem Worte die Hindeutung auf eine Zukunft, welche, so lange diese Gebäude stehen, noch nicht unmöglich geworden ist. So gut wie jetzt überall um der Volksbildung willen zoologische Gärten und Aquarien emporgesprungen sind, kann es auch noch zu ethnographischen Gärten kommen. Waren die wandernden Menagerien der Vergangenheit die Vorbereitung zu den zoologischen Gärten der Gegenwart, so können sich schließlich auch die wandernden und vergänglichen Weltausstellungen als bloße Vorbereitung zu dauernden ethnographischen Gärten entpuppen. Es könnte noch der ganze Prater oder wenigstens derjenige Theil desselben, welcher für die Weltausstellung abgezweigt war, zu solch' einem ethnographischen Garten verwendet werden. Wien wäre ein vortrefflicher Platz dafür, denn ganz Oesterreich mit der bunten Mannichfaltigkeit seiner Nationalitäten ist ja eigentlich selbst eine Art von ethnographischem Garten und Wien sein Mittelpunkt. Während der Weltausstellung war der Ansatz zu einer solchen Einrichtung im Garten ringsum dieselbe schon geschaffen, wie einst auch auf dem Marsfelde in Paris. Es gab sogar ein Japanesisches Theehaus mit Japanesischen Schenkmädchen, ein Türkisches Kaffeehaus und einen Türkischen Bazar, einen Russischen Tractir ꝛc., ja ein Indianisches Wigwam. Es könnte einmal noch zu vollständigerer Vertretung aller Menschenracen und Völker, aller ihrer Gebräuche, ihrer Trachten und Waffen und ihrer Lebensweise kommen. Die in der Nachbarschaft emporsteigende Oesterreichische-Centralhandelsstadt würde ja zugleich für das Publikum sorgen. Im Orientalischen Museum, von welchem ich schon sprach, hat man etwas in solcher Richtung schon angestrebt. Nicht blos die Kenntniß des Thierreichs aus der lebendigen Anschauung, für welche jetzt die zoologischen Gärten

sorgen, gehört zur Volksbildung, sondern auch eine solche Kenntniß aus lebendiger Anschauung von der Bevölkerung der ganzen Erde in ihrer Mannichfaltigkeit. Wien hat übrigens jetzt keinen zoologischen Garten für Eintrittsgeld. Es gab früher einen solchen am Schüttel in der Leopoldstadt, einer Uferstraße, mit welcher die Leopoldstadt bis in den Prater hineinreicht. Aber er konnte sich der Thiersammlung des Kaisers gegenüber nicht halten, welche im Schloßgarten zu Schönbrunn dem Publikum unentgeltlich offen steht und welche sehr großartig ist. Diese letztere könnte mit dem ethnographischen Garten verbunden werden, um seine Anziehungskraft zu erhöhen, und das Eintrittsgeld würde dann, wie in den anderen Großstädten, für die Erhaltung und die Fütterung der Sammlung zu sorgen haben, welche jetzt dem Kaiser allein obliegt.

Der Garten von Schönbrunn soll nun das Ziel unseres nächsten Ausfluges sein. Die Hauptstraße der Vorstadt Mariahilf, welche vom Burgthore nach der Linie führt, ist der gebräuchlichste Weg. Jenseit der Linie folgen hier noch große und dichtbevölkerte Vororte, aus gedrängten Häusermassen bestehend. Vor Schönbrunn erreicht man den Wienfluß wieder. Die letzte Ortschaft ist Hietzing und hier wie längs der ganzen Schönbrunner Hauptstraße wimmelt es von großartigen Tanzsälen und Vergnügungsgärten, unter welchen die beiden von Schwender die bekanntesten sind. In Hietzing sorgt Dommeyer's Casino mit Garten auch für die bemittelteren Volksklassen. Ein Mittagessen bei Dommeyer, für drei Gulden die Person, kann dem Reisenden einen guten Begriff von der Vortrefflichkeit der Wiener Küche beibringen. Ein gutes Militair-Mittags-Concert hat man noch zur Begleitung. Der Schönbrunner Garten, auf hügeligem Boden decorativ angelegt, d. h. so, daß die Baumgruppen und hohen Hecken Theaterdecorationen gleichen, also im Geschmack le Nôtre's, der nun ganz veraltet ist, ist jedenfalls

eins der besseren Beispiele der Französischen Gartenkunst. Die Thier-Sammlung befindet sich in freier Luft, in einer Anzahl sternförmig zusammenlaufender Gänge. Daß sie nicht hierher gehört und schließlich nicht hier bleiben kann, scheint mir gewiß. Es würde dem Genusse des Gartens zugute kommen, wenn sie fortgeschafft wird, und für dies letzte Erbstück des für das Volk patriarchalisch sorgenden Absolutismus in Oesterreich ist ja längst der Ersatz dadurch gefunden, daß man in der ganzen übrigen Welt die zoologischen Gärten auf das Eintrittsgeld allein zu gründen und daraus zu erhalten vermocht hat. Im Garten des Schönbrunner Schlosses besitzt Wien ein Denkmal der Französischen Gartenkunst und im Park des Laxenburger Schlosses ein Beispiel der jetzt beliebteren Englischen Park-Behandlungsart mit namhafter Wasserfläche und von ziemlich großer Ausdehnung. Dieser Park kann von Schönbrunn aus erreicht werden, aber es führt auch eine eigene Zweigbahn der Südbahn zu demselben. Uns soll die Südbahn dagegen dienen, einem der Hauptreize der Nachbarschaft Wiens, dem Wiener Walde, noch einen Besuch abzustatten.

Die Südbahn führt von der Belvedere-Linie stets längs des Häusermeeres von Wien und des östlichen Abhanges des Wiener Waldes, mit zahlreichen und belebten Ortschaften am Fußende der Thäler, die vom Wiener Walde herab steigen, zunächst bis nach der großen Steige, welche zum Sömmering-Paß auf dem Kamme der Alpen hinaufführt. Die Ortschaften am Fuße des Wiener Waldes, Liesing, Engersdorf, Mödling, Gumpoldskirchen und vorzüglich Baden, sind sämmtlich Sommeraufenthaltsorte der Wiener mit zahlreichen Landhäusern. Man kann aber auch unmittelbar aus den Vorstädten Wiens, mit Hülfe von Tramways und Omnibus, in das Innere des Wiener Waldes vordringen, so von dem Vororte Hernals das Thal des Alserbachs hinauf, nach Dornbach und Neu-Waldegg, oder

von Hietzing das Thal des Wienflusses hinauf nach St. Veit, Hütteldorf u. s. w. Der Ostabhang des Wiener Waldes nach der Donau und der Südbahn zu ist überall stark mit Wein bepflanzt und der Wald so weit gefällt. Der Wiener Wald, ein Sandsteingebirge, welches den nordöstlichen Ausläufer der Alpen bildet und sich in seinen Gipfeln bis zu höher als 660 Meter (2000 Fuß) erhebt, mag etwa 800 Quadratkilometer (16 Deutsche Quadratmeilen) umfassen. Es ist alles Wald, durchbrochen durch Wiesenthäler, in welchen kleine Ortschaften ziemlich dünn verstreut liegen. So viel Wald und Wiesengrün ganz nahe einer Millionenstadt ist wohl nirgend wo anders zu finden — höchstens bei Neu-York. Um fesselnde Fußwanderungen, welche in der Stadt beginnen und wieder in dieselbe zurückkehren, ohne Nachtlager außerhalb des eigenen Hauses, braucht man in Wien nicht verlegen zu sein. Man kann lange Zeit hindurch mit den Wiener-Wald-Touren wechseln. Die schönsten Punkte, mit weiten Aussichten über die vorliegende Ebene, bis zum Höhenzuge an der Leitha, der Grenze Ungarns, befinden sich aber längs des Ostrandes und der Südbahn. Die Thäler, welche nach Mödling und nach Baden herabsteigen und die vorspringenden Höhenpunkte, welche auf diese Ortschaften herabschauen, sind besonders anziehend. Das Mödlinger Thal ist bekannt unter dem Namen „die Brühl". Es liegen hier, wie auch in den Thälern des Alserbachs und des Wienflusses, manche höchst anheimelnde Gartenwirthschaften in einsamer Waldlage, meist Hütten genannt. Baden, dessen Heilquellen schon den Römern bekannt waren, ist eine volkreiche Ortschaft mit allen Cultureinrichtungen eines Modebades und zahlreichen Landhäusern längs des eigenen Tramways, der hier weit in das Thal hinaufsteigt. Gumpoldskirchen vor und Vöslau hinter Baden gelegen sind die Erzeugungsorte der beiden beliebtesten Niederösterreichischen Weine. Liesing dagegen ist Sitz einer der großen Brauereien, welche jetzt das

Wiener Bier über ganz Europa und das Morgenland versenden. Man hat hier also Alles zusammen, Landhäuser, Bäder, Wein und Bier, und auch das Beste fehlt nicht. Das Beste aber ist gutes Trinkwasser — ἄριστόν μεν υδωρ, sagt Pindar. Ueber das Thal von Baden hinweg, wie über diejenigen von Mödling und Liesing, führen die Bogengänge der neuen Wasserleitung, welche jetzt Wien so ziemlich mit dem besten Trinkwasser der Welt versorgt. Es ist dies eine Hochquellen-Wasserleitung, welche die Wasserfülle des Kaiserbrunnens und der Quellen von Nixenstein auf dem Abhange des Schneeberges, volle dreizehn und eine drittel Meile weit, bis Wien fortführt. Der Schneeberg und die benachbarte Raxalp sind die nächsten Hochalpengipfel bei Wien. Der Kaiserbrunnen, der Hauptquell dieser Hochquellen-Wasserleitung, bricht 363 Meter höher als der Donauspiegel aus dem Felsen hervor. Auch die Nixensteinquelle kommt aus einer Höhe von 305 Meter. Die Temperatur des Kaiserbrunnen übersteigt auch im Hochsommer nicht fünf Grad Reaumur. Nur sieben Hunderttausendstel sind diesem Wasser an erdigen Bestandtheilen beigemischt. Die Wasserleitung liefert täglich 70,000 Kubikmeter Wasser, etwa 70 Liter auf jeden Kopf der Bevölkerung — also, nach der heute gebräuchlichen Annahme, vollständig ausreichend. Die Aquäducte, die kein ganz geringes Stück der Gesammtlänge ausmachen, sind bis 20 Meter hoch.

Bisher war die Croton-Wasserleitung nach Neu-York die großartigste der neuen Zeit. Sowohl in der Gesammtlänge, wie in der Höhe der höchsten Bogen, wie in der Wasserfülle, vorzüglich aber in der Kälte und Vortrefflichkeit des Wassers nimmt es diese Wiener Hochquellen-Wasserleitung jetzt vollständig mit ihr auf. Die drei Reservoirs bei der Stadt, zusammen mit ungefähr 17,000 Kubikmeter Fassungsraum, sind alle drei noch mehr als 80 Meter hoch über dem Donauspiegel. Es

kann also Wasser mit großer Springkraft über die ganze Stadt vertheilt werden. Seit den Zeiten der alten Römer ist in Europa keine so großartige und wirksame Wasserleitung geschaffen worden. Sie bringt Wien in dieser Beziehung an die Spitze der vier Europäischen Millionenstädte. Dies Werk war im Jahre 1870 begonnen und im vorigen Jahre beendigt. Schon vorher besaß Wien außer seinen Schöpfbrunnen nicht weniger als fünf kaiserliche und neun communale Quellenleitungen, aber sämmtlich aus Quellen, die noch dem Donauthale angehören und theilweise in der Stadt selbst entspringen, und die 1835 angelegte Kaiser Ferdinand's-Wasserleitung, für welche das Wasser aus dem oberen Theile des Donaucanals aufgesaugt wird. Aber all' dieses Wasser hat den Wienern nicht gut genug geschmeckt und die Wiener Gemeinde hat auch ganz Recht daran gethan, da die Hochalpen so nahe an die Stadt herantreten, der Bevölkerung Hochalpenwasser zu verschaffen. Auch die ziemlich zahlreichen ornamentalen öffentlichen Brunnen Wiens speien jetzt dieses Alpenwasser. Welchen Einfluß dasselbe auf die durchschnittliche Lebensdauer in der Stadt haben wird, kann freilich erst die Reihe der nachfolgenden Jahre zeigen. Mit diesem Culturgeschenk, eben aus dem Schoße der Natur selbst, läßt sich natürlich anderwärts nicht wetteifern, wo man keine Hochalpen in ausreichender Nähe hat.

Es bleibt mir noch übrig, den Leser auf den nordöstlichen Rand des Wiener Waldes zu führen und auf seine malerische Ecke, welche an die Donau stößt, den Kahlenberg, nebst dem Leopoldsberg. Dieser Punkt, beiläufig 270 Meter über der Donau und berühmt durch seine weite Aussicht über das Häusermeer von Wien und das Marchfeld bis zu den Ausläufern der Karpathen an der Grenze von Mähren und Ungarn und auf die Steyrischen Alpen, hat den Wiener Eisenbahnunternehmern Gelegenheit gegeben, es mit kleinen Nachahmungen der Rigi-

bahn in der Schweiz zu versuchen. Es sind aber gleich beide Systeme für steil aufsteigende Bahnen in Anwendung gekommen und sowohl eine Seilbahn, als auch, mit dieser concurrirend, eine Zahnradbahn hergestellt worden. Es ist doch wirklich Schwung in diesem doppelten Versuche. Die Seilbahn hat eine Steigung von 1 zu 3 und braucht hierbei nur 700 Meter lang zu sein, um auf eine Höhe von 235 Meter zu gelangeu. Hier haben sowohl die Wagen, als die Perrons in treppenförmigen Abstufungen construirt werden müssen. Die Zahnradbahn, welche schon in Nußdorf beginnt, ist 5,2 Kilometer, also etwa zweidrittel Deutsche Meilen lang und ihre Steigung wechselt zwischen eins zu zehn und eins zu zwanzig. Beide Bahnen führen der grünen Hochebene, vorzüglich an jedem Sonntage, Zug nach Zug große Menschenmassen zu. Sie sind um die frische, mit Waldgerüchen gewürzte Luft zu beneiden, welche man hier einathmet.

Einen langen Blick werfend hinab auf Wien, mit dem eleganten gothischen Spitzthurm in seiner Mitte, der seinem Gesichte so zu sagen erst die Nase giebt, mit den zahlreichen Dampfschiffen, welche auf der Donau zu ihm und von ihm schwärmen, mit den Eisenbahnzügen, welche ihre langen weißen Dampfpaniere rings um die Stadt her flattern lassen, mit fröhlichem Völkchen rings um uns her und beim Klange kecker und doch poetischer Wiener Volksmusik, welche im Garten der Wirthschaft vor uns erschallt und rings im Walde wiederhallt, wollen wir Abschied nehmen von dieser zweiten unter den vier Europäischen Millionenstädten, die wir zu besuchen gedenken.

Unsere nächste Reise ist weit, aber voll fesselnder Bilder schon auf dem Wege, denn sie soll von Wien nun nach Paris gehen.

XVI.

Von Wien nach Paris.

Die Fahrt von Wien nach Paris, für welche längst ein besonderer Courierzug ohne Wagenwechsel und auch mit Schlafwagen versehen, eingerichtet ist, gehört zu den unterhaltendsten derjenigen, welche zwischen zwei Europäischen Millionenstädten stattfinden. Der Courierzug geht über Kehl und Straßburg, und die Preise auf demselben sind 177 Frcs. 45 Cts. für die erste und 129 Frcs. 85 Cts. für die zweite Klasse. Gerade wegen des mannichfaltigen Sehenswürdigen auf dem Wege empfiehlt sich der Courierzug aber nur für Diejenigen, welche es eilig haben, oder der Meinung sind, daß es auf dem Wege nichts mehr für sie zu sehen giebt. Für solche Reisenden, welche den größten Nutzen und Genuß aus Reisen zu schöpfen pflegen, giebt es aber überall und immer noch etwas Beobachtungswürdiges zu beobachten.

Für solche aber wird es sich stets empfehlen, so weit es Verbindung durch Eisenbahn oder durch Flußdampfschifffahrt giebt, stets die letztere zu benutzen. Und die Dampfschifffahrt einen Strom aufwärts, eben weil sie langsamer vordringt, ist dann noch besonders wünschenswerth, außerdem, daß sie gewöhnlich auch billiger ist.

Jedenfalls ist auf der Donau die Dampfschifffahrt von Wien bis Linz zu empfehlen. Die Donauufer können sich hier freilich in landschaftlicher Schönheit weder mit denen des Rheines, von Bingen bis Bonn, noch selbst mit denen der Elbe, von

Leitmeritz bis Dresden, messen. Auch fehlt es an dem gleichen Reichthum an Culturdenkmälern aller Art, wie sie an jenem Stücke des Rheines zu finden sind. Aber das wandelnde Panorama — Moving-Panorama — der Stromufer ist auch hier fesselnd, zeigt besonders stattliche Klöster, jeweilich auch Burgtrümmer und nähere oder fernere Bergzüge nun auf der einen, nun auf der andern Seite.

Das Dampfschiff verläßt Wien auf dem alten Donaucanale am Franz Josef's-Quai. Bei Nußdorf wird der Hauptarm der Donau erreicht, hier wohl eine Viertelstunde breit, und waldreiche Inseln umfließend. Der Kahlenberg zur Linken mit seinen Seil- und Zahnradbahnen winkt den Abschiedsgruß der millionenstädtischen Culturstätte an der Donau herüber. Dann folgt, noch an seinem Fuße, Klosterneuburg, ein Städtchen mit einem Augustinerkloster, welches das reichste und älteste in ganz Oesterreich ist, das reichste, hauptsächlich aus Baustellen, welche es in den Wiener Vororten verkaufen konnte. Seine Capelle birgt den Altar von Verdun, der den Kunstgeschichtsforschern schon so bedeutende Räthsel aufgegeben hat. Er besteht nämlich aus 50 Kupferplatten, auf welche Zeichnungen eingeätzt sind in der Art wie auf den Russischen Silberarbeiten in Tula (Nillo), und obgleich er aus dem 12. Jahrhundert stammt und die Kupferstechkunst erst im 15. Jahrhundert in Italien erfunden wurde, sind diese eingeätzten Bilder kaum anders erklärbar, als daß sie ursprünglich zur Herstellung von Abdrücken gedient hätten. Denn auf diesen Zeichnungen wird mit dem linken Arme gethan, wozu sonst nur der rechte gebraucht wird. Dann folgt auf der andern Seite Kornneuburg auf flachem Ufer mit vielen Weinbergen. Das Dampfboot schwenkt um die äußerste Nordecke des Wiener Waldes herum, welche die Burg Greifenstein trägt. Dann folgen flache Ufer auf beiden Seiten. Bei Tulln ist die Franz-Josefbahn über die Donau hinweg nach Norden geführt. An

dieſes Städtchen heften ſich uralte und bedeutende, zum Theil noch unaufgeklärte, Erinnerungen. In der Römerzeit hieß es Comageni und war ein Stationsort der Römiſchen Donauflotte zum Schutze gegen die Markomannen und Quaden. Später war hier einer der großen Ringwälle oder Läger der Avaren, deren Druck ſchwer auf den damals Slawiſchen Bewohnern des Donauthales lag, denen die Avaren z. B. alle hübſchen Mädchen wegnahmen und mit dieſen, der Ueberlieferung nach, die Kroaten erzeugten. In der Zwiſchenzeit ſpielt, nach dem Nibelungenliede, der Empfang Chrimhild's durch die Hunnen in Tulln. Die genaue Schilderung der Donau von Paſſau bis Wien im Nibelungenliede dürfte einer der Beweiſe für den Oeſterreichiſchen Urſprung dieſes gewaltigſten Epos aus unſerm Mittelalter ſein. Eine Holzbrücke führt bei Tulln über die Donau. Bei Krems beginnen auf beiden Seiten der Donau die Bergzüge wieder. Von nun an drängen ſich die Klöſter auf den Bergabhängen. Das einem großen Schloſſe gleichende Benedictinerkloſter zu Mölk ſchmückt ungemein die Donaulandſchaft. An die einzelnen Ortſchaften knüpfen ſich viele Geſchichtserinnerungen, ſei es an die Kriege des Marcus Aurelius gegen die Markomannen, ſei es an den Entſatz des von den Türken belagerten Wien durch das heranziehende Deutſche Heer, ſei es an den Krieg Napoleon's gegen Oeſterreich im Jahre 1809.

Von Linz aus, einer hübſchen und ſtillen, übrigens noch echt Oeſterreichiſchen Stadt, kann man nun den Weg auf der Donau noch bis Paſſau fortſetzen — und er iſt keineswegs ohne landſchaftlichen Reiz — oder man hat auch zwei Wege zur Eiſenbahn nach München, einen näheren über Mühldorf, und einen etwas gebogeneren über Salzburg. Da dieſer letztere die ſchönſten Landſchaftsbilder zeigt, welche in Deutſch redendem Lande überhaupt aus den Fenſtern eines Eiſenbahnwagens zu erblicken ſind, wird man ihn gern wählen. Die beiden Eiſen-

bahnen trennen sich bei Wels, und bald darauf erreicht man Lambach, von wo eine Zweigbahn nach Gmunden an den Traunsee führt und vom andern Ende dieses malerischen Sees, von Ebensee, wiederum eine kleine Bahn nach dem am meisten modischen Badeort Oesterreichs, nach Ischl. Die Hauptbahn aber berührt eben Salzburg, diesen Mittelpunkt des schönsten und mannichfaltigsten Stückes der Deutschen und Oesterreichischen Alpenwelt. In Baiern schwingt sich die Bahn südlich um den Chiemsee herum und erreicht dann über Rosenhain, diesem Haupt-Eisenbahnkreuzungspunkte am nördlichen Fuße der Alpen, München.

München ist als Stadt und Culturpunkt in Süddeutschland ungefähr was Dresden in Norddeutschland ist, aber doch nicht ganz. Dresden hat jetzt über 190,000, München noch nicht ganz 180,000 Einwohner, also ist doch München etwas geringer. Die Münchener Kunstsammlungen stehen zwar darin höher, als die Dresdener, daß in Dresden eine Sculpturssammlung, wie die Glyptothek, und ein Museum für Kunstindustrie, wie das Bairische National-Museum, ganz fehlt, auch von einer Sammlung moderner Gemälde, ähnlich der neuen Pinakothek und der Sammlungen des Herrn v. Schack, in Dresden nicht die Rede ist, und am allerwenigsten Dresden mit München in heutiger Kunstleistung sich messen kann; aber man merkt in München zu sehr, daß hier nur ein einzelner, besonders kunstsinniger, König zu schaffen versucht hat, was in Dresden im Laufe zweier Jahrhunderte langsam, aber dafür dauerhaft emporwuchs.

Eine Gallerie so köstlicher, Niederländischer und auch Italienischer Gemälde, wie die Dresdener, ließ sich eben in diesem Jahrhundert allein gar nicht schaffen. Hauptsächlich indeß steht München hinter Dresden in großstädtischen Cultureinrichtungen zurück und seine so sehr wenig günstige Lage an der nicht schiff-

baren Isar, statt an der gewaltigen Elbe, dazu der gänzliche Mangel landschaftlichen Reizes in seiner nächsten Umgebung machen es hier schon viel fraglicher, ob es der millionenstädtischen Absorption einen gleich dauernden Widerstand wird zu leisten vermögen, wie ihn Berlin von Seiten der größeren Norddeutschen Mittelstädte erfahren hat.

Nur ist zu berücksichtigen, daß es München in dieser Beziehung eigentlich weniger mit Berlin, als immer noch mit Wien zu thun hat, in dessen Culturbereich es geblieben ist, während es in den politischen Bereich von Berlin getreten ist. Das ganze Donauthal und die ganzen Alpen stehen Deutschösterreich in Betreff der Cultur nun einmal durchaus näher, als dem Norden und Westen Deutschlands. Die Gedanken der Menschen dort sind überhaupt nicht unsere Gedanken und ihre Wege sind nicht unsere Wege. Es wird sich dies vielleicht noch fühlbarer machen, als wir wünschen dürfen und hat sich schon fühlbar gemacht, so groß auch die traditionelle Volksabneigung zwischen den Baiern und den von ihnen abstammenden Deutschösterreichern ist und so hart die Zusammenstöße zwischen der Schwerfälligkeit des Bairischen Landvolks und dem leichten Sinne der Wiener auch waren und so lebhaft das erstere auch das Andenken des Sendlinger Aufstandes noch pflegt.

Wie Dresden war auch München zeitweilig ein Hauptanziehungspunkt für die Europäische Touristenwelt und zwar vorzüglich für Englische Familien, welche in der Nähe der Alpen zu leben wünschten. Eine gewandte Englische Schriftstellerin, mit dem Baron Tautphoeus in München verheirathet, hat das Ihrige dazu beigetragen, ihr Englisches Publikum mit Bairischer Lebensweise vertraut zu machen und ihm Geschmack dafür beizubringen. Aber jetzt hat der Strom der Engländer nach München beträchtlich abgenommen und geht statt dessen nach Genf oder Wien. Dafür wimmelt es im Sommer in München von Nord-

deutſchen Touriſten und vorzüglich die Berliner haben Reichenhall, Berchtesgaden, Partenkirchen, Kreuth u. ſ. w., Alles über München zu erreichen, zu ihren modiſchen Sommerfriſchen erhoben. Dieſe Gäſte bilden aber keinen irgend wie dauernden Beſtandtheil der Münchener Einwohnerſchaft.

Streben wir weiter. In München iſt jetzt allerdings wenig zu beobachten, mit dem nicht alle Welt ſich längſt raſch vertraut machen könnte. Es geht nun durch die altberühmten freien Reichsſtädte, die Schwabenſtädte Augsburg und Ulm, welche einſt ihre große commerzielle Bedeutung einbüßten, hauptſächlich weil ein anderer Seeweg nach Indien entdeckt worden war und außerdem auch Amerika großentheils an die Stelle Indiens trat. Amſterdam und ſpäter London nahmen ihnen die Bedeutung weg. Wohl aber mögen wir daran denken, daß die Durchſtechung der Landenge von Suez und die Eröffnung von ganz Oſtaſien für den Handel jetzt wieder Vorboten und ſchon wirkſame Urſachen für eine ganz neue Zeichnung der Wege des Welthandels ſind. Trieſt und Marſeille, Venedig und Genua, und ſchließlich Brindiſi, ſind nun zu Ausgangspunkten eines transoceaniſchen Handels geworden, deſſen wirthſchaftlicher Einfluß ſich von dieſen Südeuropäiſchen Hafenſtädten ſchließlich auch auf die Binnenſtädte ausdehnen wird, deren Antlitz dieſen Seeſtädten zugewendet iſt. Aber Augsburg und Ulm werden ſchwerlich mehr großen Vortheil daraus ziehen; es iſt zu ſpät für ſie und ſie werden damit zufrieden ſein müſſen, wenigſtens noch ſo ſtattliche bauliche Denkmäler ihrer einſtigen Größe aufweiſen zu können, wie z. B. den Ulmer Dom, deſſen Ausbau vielleicht mit nationaler Kraft in Angriff genommen werden wird, wenn derjenige des Kölner Domes und des Straßburger Münſters ganz vollendet ſein wird. Der Plan dazu iſt ja ſchon gefaßt.

Hinter Ulm erreichen wir Stuttgart. Burgtrümmer, Buchen-

waldungen und Weinberge schmücken die Schwäbische Alp und das Neckarthal auf dem Wege. Die zweite größere Stadt Süddeutschlands, Stuttgart, mit jetzt 100,000 Einwohnern, hat sich nicht blos als Hauptstadt von Würtemberg vor dem Stillstand zu retten gewußt. Sie wächst und wächst kräftig, auch weil sie ein Sitz für den Verlagsbuchhandel und für Kunstindustrie, die Billiges zu schaffen versteht, zu werden verstand. Wenn München gewissermaßen das Süddeutsche Dresden, ist Stuttgart das Süddeutsche Leipzig. Selbst die Bevölkerungszahlen stimmen in beiden Fällen fast dazu. Stuttgarts Lage, vom Neckar immer noch fast eine Meile entfernt, am winzigen Neesebach, setzt aber seinem Wachsthum wohl ein übersteigliches Ziel, und der Neckar selbst will ja nicht viel bedeuten. Auch den Mangel an schiffbarem Wasser hat es mit Leipzig gemein, strebt doch aber, wenigstens in seinen Vororten, den Bädern Berg und Kannstadt, dem Neckar zu, wie ja auch Doctor Heine in Leipzig sich sogar ganz auf eigene Faust an die Riesenaufgabe gemacht hat, Leipzig durch Verbindung mit der Saale für Schifffahrt erreichbar zu machen. Beide Städte können sich übrigens mit dem Beispiele von Birmingham trösten, welches es, ohne alles natürlich schiffbare Wasser, im Jahre 1870 schon auf 370,000 Einwohner gebracht hatte, weil es ihm gelungen war, sich zum ausschließlichen Lieferanten vieler Arten von Producten für die ganze Welt zu machen. Schiffbares Wasser ist schon gut, aber Fleiß und Unternehmung sind doch noch besser. Wenn Leipzig und Stuttgart es hieran nicht fehlen lassen, können sie es also beide auch noch auf eine Größe bringen, welche ihnen, wie es bei Birmingham der Fall, die Absorption durch die Millionenstädte gleichgültig machen kann.

Von Stuttgart aus erreichen wir Karlsruhe und dann, über die Rheinbrücke von Maxau, den südlichen Theil der Rheinpfalz. Nach Napoleon's Angabe war es der Plan der Franzosen

hier über den Rhein zu setzen und dann schnell bis Heidelberg vorzudringen, das Neckarthal als Schutzwehr behandelnd. Man kann hieraus ersehen, wie gefährlich für die Sicherheit Deutschlands der Badische Aufstand im Jahre 1849 war, und wie gut, daß wir damals eine friedliche Republik und kein kriegerisches Kaiserreich zum Nachbar hatten. Wir dringen nun in das Elsaß auf demselben Wege ein, wie 1870 der vom Kronprinzen geführte Deutsche Heerestheil, an den Schlachtfeldern von Weißenburg und Wörth vorbei, und erreichen so Straßburg.

Das ist eine Deutsche Stadt, die einst zu den gewaltigsten Städten Deutschlands gehörte und vielleicht wieder den gleichen Rang einnehmen wird. Während der Belagerung wartete ich den Fall der Festung theilweise mit unseren Truppen in Schiltigheim, theilweise wegen der Erholung von dem Kriegslärm, schrägüber dem Rhein, in Baden-Baden ab. Baden-Baden war ganz leer; der einsame Curgast hatte unbeschränkte Auswahl unter seinen Gasthöfen und Miethswagen und entbehrte nicht einmal der Nachmittagsconcerte im Curgarten, welche der Großherzog durchspielen ließ. Zuweilen kamen politische Männer aus Deutschland durch, vorzüglich aus Stuttgart, um die Belagerung zu sehen, und es gab manchen bedeutsamen Gedankenaustausch. Aber es kam auch wenigstens ein Straßburger, der Besitzer der rothen Apotheke daselbst, der durch die Cernirung der Stadt ausgeschlossen worden war. Es kam mir fast so vor, als ob er es selber so eingerichtet hatte, daß ihm dies „Unglück“ passirte. Ich pflegte mit ihm zusammen zu essen, und seine Unterhaltung, welche durch die Erregung der Zeit gehoben war, gab mir Gelegenheit, in einen Straßburger der gebildeteren Klasse tiefer als es sonst möglich gewesen wäre, hineinzublicken. Mit einer gewissen Verwunderung entdeckte ich, daß schon damals ein Straßburger sich zwar mehr als Franzosen wie als Deutschen betrachtete, auch wenn Deutsch seine Sprache ist, daß er aber

vor allem Andern Straßburger ist. Ganz neu aber war mir bei ihm die stolze Ueberzeugung, daß Straßburg, ob es nun Französisch bleibe, oder Deutsch werde, zuletzt noch ganz gewiß die größte und reichste Stadt von Europa werde. Ich starrte den Mann an, fast wie einen Besessenen, als dies heraus war. „Ja wohl", wiederholte er, „wir sind die Centralburg der großen Straßen von Europa. Wir haben Canäle nach der Seine und nach dem Rhône und haben den Rhein vor der Thür. Bei uns theilen sich die Wege von Paris nach Berlin und Petersburg, nach Wien und Konstantinopel. Bei uns ist wirklich die gemäßigte Zone und der allerfruchtbarste Boden des Rhein-Alluviums. Unerschöpfliche Steinkohlenläger haben wir in der Nähe. Daß wir seit den Zeiten Ariovist's fast unablässig ein Zankapfel zwischen dem Westen und dem Osten waren, wofür wir selbst nichts können, hat uns zurückgehalten, wird aber nicht ewig dauern. Und selbst die Kriege und die vermaledeiten Festungswerke, von denen ich wünschte, daß sie ganz entzweigeschossen und niemals wieder aufgebaut werden möchten, haben die Ueppigkeit unseres Ortes nicht ganz zu unterdrücken vermocht. Straßburg ist sehr üppig, mein Herr!"

Ueppig war der Mann selbst, aber so sehr närrisch klang das Alles gerade doch nicht. Als die weiße Flagge auf dem Münster aufgesteckt wurde und die Thore sich öffneten, war ich von Schiltigheim in die Stadt hineingegangen, noch ehe die Capitulation vollständig abgeschlossen war. Außer mir ging dies nur noch einem Preußischen Major so, der sich gefallen lassen mußte, vorläufig durch eine Wache geschützt zu werden. Ich aber, in Civil, ward nicht bemerkt und konnte frei umhergehen. Was ich damals, unter der furchtbaren Erregung des Volks, vorzüglich der Frauen, zu beobachten vermochte, spricht durchaus gegen die alt hergebrachte Praxis des Versuchs, eine dicht bevölkerte Stadt durch Bombardement zur Uebergabe zu

zwingen. Das Volk macht gewiß keinen Aufſtand gegen den Commandanten und die Garniſon, und von Menſchlichkeitsrückſichten bei dieſen kann in einer Feſtung keine Rede ſein. Das Volk ſpeichert blos Rachegefühl gegen den bombardirenden Feind auf, und dieſe dürften nicht wenig mit der zähen Abneigung gegen die Deutſche Herrſchaft in Straßburg zu ſchaffen haben, während auf dem flachen Lande die Stimmung ſich ſchon entſchieden beſſert.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags verläßt der Eilzug Straßburg nach Paris, welches er nach 12 Stunden erreicht. Sobald man den Boden des Reichslandes verlaſſen hat, iſt man auch in das Dunkel der Nacht hineingekommen.

XVII.

In Paris. Jugendvorſtellung. Erſter Beſuch 1851. Unerwarteter Eindruck. Oſtbahnhof. Die Bahnhöfe von Paris. Vorzug tiefen Eindringens der Bahnen in die Großſtädte. Gegenwärtiger franzöſiſcher Bauſtil. Der Platz der großen Oper am Boulevard des Capucines. Das Grand Hotel. Hotels in Paris. Auf der Geburtsſtätte der Mode.

Es iſt im Jahre 1851, daß ich Paris zum erſten Mal geſehen habe. Der Eindruck auf mich war damals ein ganz anderer, als ich mir wohl im Knabenalter vorgeſtellt hatte, daß er ſein würde. Im Knabenalter der Generation, zu welcher ich gehöre, wurden die jungen Deutſchen Köpfe durch die damalige Zeitungspreſſe faſt ausſchließlich mit Scenen und Bildern aus Paris gefüllt, welche ihnen den Eindruck des ungeheuer Großen, ſtets Bewegten, an jedem Tage ganz Neuen, mit ungewiſſen und unabſehlichen Zukunftsperſpectiven, machten. Ich hatte eine große Stadt vor der Einbildungskraft, mit gewaltig belebten Straßen, mit himmelhohen Häuſern, welche dabei mit rieſigen Plakaten von unten bis oben beklebt waren, in welcher beſtändige Revolutionsverſuche und Attentate auf den König Ludwig Philipp Jahr aus und Jahr ein die Aufregung nährten, und zugleich ganz neue Gedanken, nämlich diejenigen der Socialiſten und Communiſten, in der Volksmaſſe geboren wurden, welche in raſcher Reihenfolge, dem Blicke von außen in faſt kaleidoſkopiſchem Wechſel vorüberzogen. Schon vor dem Deutſchen Revolutionsjahre 1848 war dieſe Vorſtellung bei mir verblaßt, und zuletzt, als es bei uns ſelber ſo auszuſehen begann, wie

ich mir das Bild von Paris vorgestellt hatte, mit fast lächelnder Geringschätzung von mir ganz in den Hintergrund verwiesen worden. Aber im Jahre 1851, als ich nun wirklich selbst zuerst nach Paris kam, hatte ich die Französische Millionenstadt noch durch eine ganz andere Brille anzusehen gelernt. Ich kam nämlich von London. Ich kam von Boulogne, in einem ungeheuren Eisenbahnzuge mit fast tausend Engländern und ungefähr eben so viel Englischen Frauen und Mädchen. Wir waren sämmtlich Eingeladene der damals noch bestehenden zweiten Französischen Republik von 1848. In Boulogne hatte uns die Französische Republik, welche die ganze Jury der ersten Weltausstellung in London mit Weib und Kind eingeladen hatte, mit Gänseleber-Pastete, mit Champagner, Ermitage und Chateau Lafitte sehr glänzend bewirthet. In Amiens waren Ansprachen an uns gehalten worden. Als wir in dem Bahnhof der Nordbahn in Paris ausgestiegen waren und uns in der Stadt zerstreut hatten, um Unterkunft für etwa eine Woche zu suchen, welche ich damals im Hotel Violet, Passage Violet, Rue du Faubourg Poissonnière, fand, hatte ich zuletzt voll Erstaunen zu mir gesagt: „Wie, dieser altmodische Marktflecken in Paris?“

Das war schnell geurtheilt, war mit noch zu junger Erfahrung geurtheilt. Wäre ich damals nach irgend einer andern größeren Stadt an dem Festlande gekommen, so hätte ich wahrscheinlich ganz dasselbe empfunden. Ich war schon lange genug ein Einwohner von London gewesen, um diese, so sehr viel größere, großartigere und modernere Stadt, in welcher der festländische Besucher erst durchaus verstehen lernen muß, was denn das ist, was er sieht, weil durchaus Alles vom gesammten Festlande verschieden ist, eben wirklich etwas verstehen gelernt zu haben, und der Maßstab war mir damals noch ganz abhanden gekommen, für die Vergleichung festländischer, großer Culturplätze miteinander. Die Ueberraschung einzelner Engländer,

welche noch niemals auf dem Festlande gewesen waren, diese zufriedene Ueberraschung wahrscheinlich aber auch ausgedrückt hätten, wohin sie immer zuerst gekommen wären, hätte mich allerdings hindern sollen, so voreilig zu urtheilen. Seitdem bin ich wiederholt in Paris gewesen, einmal auch während der Weltausstellung von 1867 einen ganzen Sommer hindurch, und habe es gerechter beurtheilen gelernt. Freilich hat auch Paris sich seitdem sehr geändert und ist es vorzüglich merkbar geworden, daß sehr vielfach das Beispiel der Millionenstadt auf der andern Seite des Canals auf Paris nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Die Bahn vom Elsaß und von Lothringen, die Ostbahn, ist ziemlich tief in Paris hineingeführt, und ihr Bahnhof liegt innerhalb der äußeren Boulevards, den alten inneren Boulevards nicht fern. Ich brauche hier den Ausdruck Boulevard, der aus dem Deutschen Bollwerk stammt, noch ganz in der älteren Bedeutung einer Ringstraße, welche an Stelle einer Umwallung entstanden ist. Später hat es freilich eine viel allgemeinere Bedeutung erhalten, indem es nun eine neuere, breitere, längs der Fußwege mit kleinen Bäumen besetzte, meist gerade Straße bezeichnet, wie sie unter Haußmann's Stadtregiment in großer Zahl entstanden sind.

Der Bahnhof der Ostbahn ist einer von fünfen, welche auf der Nordseite der Seine liegen und zu welchen noch vier auf der Südseite kommen. Paris hat also jetzt neun Hauptbahnhöfe oder Kopfstationen, nämlich gerade eben so viel wie Berlin, und anderthalb Mal so viel als Wien. Von Hauptbahnhöfen ist hier schon im Besonderen zu sprechen, da es in Paris auch eine Stadtbahn mit zahlreichen Stationen innerhalb der Stadt giebt und auch mehrere der Bahnen, die nach außen führen, außer dem Hauptbahnhof noch Stationen innerhalb der Stadt haben. Weder in Berlin noch in Wien kommt jetzt schon dergleichen vor, so wichtig es auch für millionenstädtische Ent-

wickelung ist und so riesenhaft die Ausdehnung, welche es vorzüglich in London schon seit geraumer Zeit erlangt hat. In Paris hat sich daher, ebenso wie schon früher in London der Name Terminus, ein besonderer Name für Haupt- und Kopfstationen, ausbilden müssen, nämlich Embarcadère, also etwa Abreisestation, während das Englische Terminus, wie zwischen England und dem Festlande gewöhnlich umgekehrt, End-, also Ankunftsstation bedeutet.

Die neuen Pariser Embarcadères sind zwar sämmtlich, da jede für mehrere Bahnen und eine ziemlich große Zahl von Zügen bestimmt ist, geräumig, können aber auf architektonischen Kunstwerth keinerlei Anspruch machen, obgleich dies doch beabsichtigt zu sein scheint. Mit ihrer heutigen Architektur können die Franzosen überhaupt wenig Ehre einlegen. An Fiacres fehlt es in der Nähe der Bahnhöfe, welche alle neun ziemlich tief in der Stadt liegen, niemals und man kann hier einen Hauptgewinn muthvollen Eindringens der Eisenbahnen in innere Lagen ganz großer Städte erkennen. Bei einem Berliner Bahnhofe, etwa mit Ausnahme desjenigen der Berlin-Magdeburger Bahn, hat das Straßenfuhrwerk wenig Aussicht, von irgend Jemand Anderem benutzt zu werden, als der eben mit einem Eisenbahnzuge ankommt. Aehnliches ist in Wien der Fall, obgleich dort die Bahnhöfe schon so sehr viel weniger einsam liegen. Der besondere Preisaufschlag, welcher in diesen beiden Städten das Straßenfuhrwerk nach den Bahnhöfen zu locken bestimmt ist, und den Kutscher für das Warten vergütet, ist dort also nothwendig. In Paris ist er schon wenigstens nicht nöthig, denn wenn dort den Fiacre kein Zureisender nimmt, bleibt demselben immer noch das allgemeine Publikum, dessen Nähe er nicht zu verlassen braucht. Nur wenn er alsbald belegt wird und dann für das Gepäck zu warten hat, kann er hierfür 25 Cts. berechnen.

Unſer Weg ſoll uns diesmal nicht durch den gerade vor uns liegenden, mit billigen Gewölben der unteren Klaſſe beſetzten Boulevard de Straßbourg führen, ſondern rechts ab durch die Rue de Chabrol in die höchſt ſtattlich, lange und ſchnurgerade Rue Lafayette, welche bis zum neuen Prachtbau der großen Oper und dem gewaltigen Dreieck des Grand Hotel am alten Boulevard des Capucines führt. Vom glasbedeckten Hofe dieſes vornehmſten der Pariſer Hotels aus ſollen unſere Ausflüchte in die Zweimillionenſtadt an der Seine ſtattfinden. Zwei Millionen Einwohner hat ſie, nach der letzten Zählung innerhalb der Befeſtigung, immer noch nicht ganz, wird ſie aber in allerkürzeſter Zeit haben; denn ihre Bevölkerung, durch die Belagerung zeitweilig zum Stillſtand gebracht, wächst wieder ſchwungvoll. Zählt man die zahlreichen Ortſchaften hinzu, welche ſich vor den Barrièren faſt unmittelbar an die Befeſtigung anſchließen, ſo hat ſie die Zahl von zwei Millionen Einwohnern ſchon jetzt überſchritten. Das ganze Departement der Seine, 8,64 Quadratmeilen bedeckend, welches außer Paris noch die Städte und Flecken St. Denis, Sceaux, Vincennes, Charenton, Neuilly und Boulogne umſchließt, hatte vor der Belagerung 2,150,916 Einwohner und erſchöpft noch nicht einmal die eigentlich zu Paris gehörende Einwohnerſchaft, zu welcher auch Theile der Departements Seine et Marne und Seine et Oiſe zu rechnen ſind.

Das Grand Hotel, welches ſich in ſeinen Anzeigen beſtändig gegen den Verdacht zu wehren verſucht, ſo ſehr theuer zu ſein, und es in der That auch nicht iſt, wenigſtens verglichen mit den theuereren Touriſten-Gaſthöfen in Europa oder mit den Gaſthöfen in Petersburg, Moskau, Konſtantinopel und Kairo, hat in Paris nur noch ein etwa ebenbürtiges Hotel zur Seite, das Hotel du Louvre in der Rue de Rivoli. Dieſe beiden Gaſthöfe, von dem bekannten portugieſiſchen Juden, dem Bankier J. Pereire gegründet, ſtehen unter Deutſcher Oberleitung, welche

aber jetzt etwas verhüllt wird. Man merkt ihnen indeß ziemlich leicht an, daß sie nicht ganz auf National-Französischer Grundlage erwachsen sind. Die großen tables d'hôtes, zu 8 Frcs. mit Einschluß des Tischweines, sind, trotz des Französischen Namens dieser Einrichtung, eine Importation aus Deutschland. Die eigentlich Französische table d'hôte, der Tisch des Wirthes, war und ist noch eine Mahlzeit im Gasthof für Diejenigen, welchen die Preise bei den besseren Restaurants zu hoch sind und welche doch die billigen Restaurants, die über die ganze Stadt in ungeheurer Anzahl verbreitet sind, nicht besuchen mögen. Diese Alt-Französische table d'hôte, welche schon aus ältester Zeit stammt, als es noch keine Eisenbahnen gab und wenig gereist wurde, ist durchaus anspruchslos, wenigstens in Paris, wo es eben gute Restaurants giebt, und die Gesellschaft an derselben, welche sich stets untereinander kennt, ganz klein. In jenen beiden Hauptgasthöfen wird der Deutsche Reisende alsbald entdecken, daß die Zahl der Gänge zwar groß genug, die einzelnen Gänge aber außerordentlich sparsam zugemessen werden, welches in Paris als selbstverständlich für das Bedürfniß leckerer Leute gilt. Es ist aber auch wirklich zu berücksichtigen, daß stets nur der ausgewählteste Stoff und die kostbare Zuthat zur Verwendung kommt.

Eigentliche Gasthöfe giebt es übrigens in Paris viel weniger, als man, mit Deutschem Maße gemessen, nach der Größe und Bedeutung der Stadt erwarten sollte. Dafür ist die Zahl der bloßen Maisons Meublées ungeheuer, in welchen Zimmer und Frühstück tagweise zu haben sind. In diesen ist das Leben keineswegs kostspielig, wenn man eben in Paris Bescheid weiß. Noch vor einem Menschenalter gehörte Paris geradezu zu den billigsten Großstädten Europas. Noch jetzt ist dieser Vorzug nicht ganz verschwunden, an welchem ein Hauptverdienst der Fähigkeit der Franzosen zuzuschreiben ist, überlegte und ver-

ständige Einrichtungen für alle möglichen Zwecke zu treffen und scharf durchzuführen. Wir werden dieser Fähigkeit wiederholt begegnen.

Da, wo die neue große Oper und das Grand Hotel auf der Nordwestseite des Boulevard des Capucines liegen, dieses Mittelstücks des westlichen Flügels der alten Boulevards, zwischen dem Boulevard des Italiens weiter oben und dem Boulevard de la Madeleine weiter unten, und wo zugleich gegenüber die Rue de la Paix nach dem Vendôme-Platze und dem Tuilerien-garten führt, befinden wir uns an dem gegenwärtigen Hauptsitz jener seltsamen launenhaften Göttin, der Mode. Von hier aus rollen ihre Befehle über Europa und Amerika. Die modischen Gewölbe für Kleiderstoffe und die modischen Werkstätten für ihre Verarbeitung sind alle in dieser Nähe. Die Kleidermode spielt eine so große praktische Rolle in der Welt, es hängen die ganzen Einnahmen und große Ausgaben so vieler Menschen von ihr ab und zu gleicher Zeit erscheinen ihre Wege dabei so eigensinnig und geheimnißvoll, daß es sich wohl verlohnt, ihr etwas näher auf den Leib zu rücken und sie festzuhalten, bis sie Einiges von ihren Geheimnissen ausplaudert. Leicht dürfte das bei einer solchen Proteus-Natur freilich nicht sein. Ein Haupt-räthsel hat sie uns ja wieder so eben erst aufgegeben. Gab es keine Pariser Mode in dem halben Jahre, während dessen Paris belagert war? Nun starb sie aber, wie wir uns Alle erinnern können, keineswegs und pausirte nicht einmal während dieser Zeit. Es gab also eine Pariser Mode auch ohne Paris! Uns Deutschen kam sie jedenfalls von außen; sie kam von Brüssel, von Wien, von London. Sie konnte sich nicht Pariser Mode taufen, weil sie doch nicht zur Beglückung Frankreichs und der Welt im Luftballon über die Deutschen Linien hinweggeflogen sein konnte, wie Gambetta. Aber Brüsseler Mode, oder Wiener Mode, auch Londoner Mode, so weit es sich wenigstens um

Frauenmode handelt, durfte sie sich nicht taufen. Sonst wäre sie eben keine Mode gewesen. Mode aber gab es doch mit dem Wechsel der Jahreszeit, trotzdem Paris belagert war. Was ging denn hier vor sich? Victor Hugo versuchte, uns dies in seinem Bombast zu Gemüthe zu führen, kurz nachdem Paris eingeschlossen war. „Paris wollt Ihr zerstören?“ rief er von Jersey aus. Es ist ja nicht blos unser, es ist ja auch euer Paris.“ Wir zerstörten es nun nicht; nur das eigene Gesindel zerstörte hernach ein Stückchen davon. Es zerstörte aber unter Anderem auch gerade den Tuilerienpalast, von welchem angenommen wurde, daß nur in seinen Sälen zur endgültigen Entscheidung gebracht werden konnte, was von nun an die Frauenmode sei. Erst hatte die schöne Eugenie dem kleinen Frauenhut zum Siege verholfen, vielleicht um ihr elegantes Profil besser zeigen zu können. Dann hatte sie die Crinoline angelegt, ich weiß nicht, um zu verbergen oder anzudeuten — nehmen wir an das Erstere — daß das zweite Kaiserreich die Stütze eines gesetzlichen Erben bekommen werde. Dann — hiervon war ich selbst Zeuge — hatte die Aufregung der Französinnen über das beneidenswerth volle Haar der zweimal massenweis herüber gekommenen Besucherinnen aus England, welches auf den Bällen in den Tuilerien und im Stadthause alle Blicke auf sich zog, die Mode durchgesetzt, auf den Tuilerienbällen das eigene zu karge Haar durch künstliche Locken zu bereichern, welche zuerst die Schottischen Hirtenmädchen für Geld hergaben und worunter die Welt noch seufzt. Immer war die Losung von den Tuilerien ausgegangen. Nun lagen sie endlich in Trümmern, mit Gartendecorationen geschmückt, wie ein Römischer Cäsarenpalast auf dem Palatin. Es gab keine schöne Kaiserin Eugenie mehr in Paris; es gab nur noch Madame Thiers. Madame Thiers ging in Versailles selbst mit ihrer Köchin in die Markthalle, und kann dabei keine Mode gemacht haben, wozu sie auch im Uebrigen keinerlei Neigung

empfand. Und doch war, bald nachdem der letzte Preuße, ein brummender Brandenburger, wie uns die Englischen Kriegscorrespondenten erzählten, das noch Französische Gebiet in der Nähe von Metz verlassen hatte, eine wirkliche Pariser Mode wieder da und hielt ihren Siegeslauf ab bis San Francisco und Melbourne. Sie trat sogar mit noch größerem Luxus auf, als vor dem Kriege. Besonders entdeckten unsere Damen, daß immer mehr Meter Stoff für einen neuen Anzug nöthig wurden, immer mehr Spitze, immer mehr Posamentierarbeit, und zuletzt tauchten gar wieder, wie im vorigen Jahrhundert, Brocate auf. Es hieß, die alten Französischen Adelsgeschlechter suchten ihre Brocate aus dem vorigen Jahrhundert wieder heraus, weil es ihnen hierin doch Niemand würde gleich thun können. Aber in Lyon ward diese Hoffnung bald getäuscht, denn bald machte man dort auch wieder Brocate. Eigentlich ist alles Dies doch eine sonderbare Erfahrung. Freilich ließ sich auch erkennen, daß die einst so unerbittlich strenge Mode etwas unsicher geworden zu sein schien. Die Zahl der Formen, welche neben einander möglich sind, war immer größer geworden. Eben so ward der Wechsel immer schneller. In den anderen Millionenstädten wollte man sich der Pariser Mode doch nicht mehr so ganz willig fügen. London hatte schon seit geraumer Zeit in der Herrenmode viel mehr Einfluß ausgeübt auf Paris, als umgekehrt. Jetzt beherrscht es die Herrenmode ganz; nur Hut und Handschuhe gehen verschiedene Wege in London und Paris. Wien erlaubte sich immer mehr, die Pariser Mode, sogar für beide Geschlechter, nach dem eigenen Geschmacke zu verändern, und begann hiermit weit nach Norden und nach Süden Einfluß auszuüben. Diese Räthsel fordern jedenfalls zu dem Versuche heraus, etwas zu ihrer Lösung beizutragen.

XVIII.

Die großen Boulevards. Vor den Kaffeehäusern. Die Bäume, die Vespasiennes und die Zeitungs-Kiosk's. Un Bock. Entstehung der Ausdrücke und Formen der Mode. Die erste Angströhre. Peplon und Tunique. Die Dresdener Bekleidungsakademie und die Promenade de Longchamps. Eigensinniger Widerstand der Mode gegen Absichtlichkeit. Der Anfang des Endes der Pariser Mode-Alleinherrschaft.

Die alten Pariser Boulevards, die großen Boulevards, wie sie jetzt zur besonderen Unterscheidung heißen, haben durch die Concurrenz der zahlreichen Boulevards, welche jetzt die Stadt auf beiden Seiten der Seine in allen Richtungen kreuzen, nicht das Geringste von ihrem eigenthümlichen Reize eingebüßt. Noch immer sind sie, und sie allein, die Alles absorbirende Hauptader der Stadt, auf welcher sich das große Leben bewegt. Es ist besonders das Stück von der Magdalenen-Kirche bis zum Château d'Eau, welches den täglichen Besuch jedes Fremden gebieterisch fordert, welcher Paris auskosten und in Paris eben Pariserisch leben will. Es ist dies eine Strecke von etwa 50 Minuten, sanft gebogen und nirgends weniger als 30 Meter breit. Es folgen sich, von der Magdalenen-Kirche aus, der Boulevard des Capucines, der Boulevard des Italiens, der Boulevard Montmartre, der Boulevard Poissonnière, der Boulevard Bonne Nouvelle, der Boulevard St. Denis und schließlich der Boulevard St. Martin, welcher auf dem weiten Platze des Château d'Eau anlangt, der, als Sammelplatz der östlichen Vorstädte, in allen Straßenaufständen eine so große Rolle gespielt hat. Auf den Boulevards du Temple, der Filles du

Calvaires, und Beaumarchais, welche dann noch bis zur Juli-Säule folgen, findet eine sehr merkliche Abnahme des Stromes der bloßen Boulevardsspaziergänger und des Glanzes der Geschäftslocale statt. Schon früh am Morgen beginnt die Bewegung auf dieser ganzen Linie und nimmt unablässig zu, bis zur strahlenden Abenderleuchtung. Am Nachmittage ist das Rollen der Wagen auf dem breiten macadamisirten Fahrwege am lebhaftesten. Die Kaffeehäuser stellen Stühle und kleine Tische längs der Hauswand auf, und den ganzen Tag über sitzen hier Leute und schlürfen Kaffee, Orgeade, Bavaroise, oder jetzt auch Deutsches Bier, zu welchem das Straßburger Bier ja nun ebenfalls gerechnet werden muß, und lesen Zeitungen. Aber in viel höherem Maße als dieses irgendwo bei uns oder auch in Oesterreich der Brauch, suchen sie ihre Unterhaltung in Beobachtung des vorüberbrausenden Menschen- und Wagenstromes. Nur noch in Italien und Spanien gehört die tägliche Beobachtung des Menschengewühles so lange als möglich von Sitzen in freier Luft aus zum täglichen Bedürfniß des Volkes und mag dort noch aus der Zeit der antiken Foren stammen.

Die Bäume auf den Boulevards sind sämmtlich junge Dinger, weil gewöhnlich, sobald sie älter werden, irgend ein Straßenaufstand dazwischen kommt, bei welchem die Bäume dem Barrikadenbau zum Opfer fallen. Aber die Gemeindeverwaltung läßt sich die Pflege dieser Bäumchen sehr angelegen sein. Sobald ein Baum auch nur die leisesten Anzeichen von Erkrankung verräth, wird er herausgenommen und über Nacht ein anderer von gleicher Größe eingesetzt, in welcher Kunst man es ja jetzt so sehr weit gebracht hat. Jeder derselben steht in einer Art von riesigem unterirdischen Blumentopfe, und ein beträchtlicher Kreis um seinen Stamm herum wird von der Asphaltbelegung, welche durch den Luftabschluß den Pflanzen so schädlich ist, freigehalten, und ist statt dessen mit gußeisernem Gitter-

werk bedeckt, welches vom Erdreich die Tritte der Vorübergehenden abhält und doch der Luft erlaubt, in dasselbe einzudringen. Mit den Bäumchen, die im Frühling im herrlichen Grün prangen, wechseln die Bedürfnißsäulen oder Vespasiennes und die Zeitungskiosk's ab. Diese Vespasiennes wurden ursprünglich als Bedürfnißsäulen errichtet und dann erst, sowohl innen als außen, als Anschlagssäulen benutzt, wobei aber die Anzeigen, nicht wie bei unseren Litfaß-Säulen, darauf geklebt, sondern auf Feldern von verschiedenen Farben gemalt sind, also nur aus solchen Anzeigen bestehen, welche länger stehen bleiben können. Für Bedürfnißsäulen genügen sie freilich weder unserer größeren Rücksicht auf den Anstand, noch gar der Englischen. Als man sie in Berlin nachzuahmen versuchte, konnte dies von vornherein schon deswegen gar nicht aufrichtig gemeint sein, und nicht etwa blos, weil uns die Canalisation noch ganz fehlte. Bei uns entstanden die Litfaß-Säulen, die nun in Deutschland so zahlreiche Nachahmung gefunden haben, von vornherein nur als Anschlagssäulen, durch welche die Häuser und Bäume von aufgeklebten Anschlagszetteln entbürdet werden sollten, und wurden alsbald zu einem ganz ungerechtfertigten Monopol für einen Zetteldrucker. Man ahmte eben nur die Schale, aber nicht den Kern nach. Wir leiden unter vielen derartigen Nachahmungen. In Paris wurden diese Säulen Vespasiennes genannt, in Erinnerung an jene schwer zu bezeichnende Steuer, welche der finanzielle Scharfsinn des für solchen berühmten Kaiser Vespasianus herausfand und über welche sein Sohn Titus ihm entrüstete Vorwürfe machte, die er aber durch ein Goldstück zu beschwichtigen wußte, welches er ihm vorhielt. Diese Pariser Vespasiennes bringen aber keine Steuer ein; obgleich es doch sehr fraglich ist, ob der Gedanke des Vespasian wirklich so ganz von der Hand zu weisen ist. Eine großstädtische Canalisation kostet sehr viel Geld; jedenfalls that es diejenige des antiken

Rom, und Gemeindesteuern, welche von Denjenigen erhoben werden, denen zugute kommt, was aus dem Ertrage der Steuern bestritten wird, sitzen stets am leichtesten auf den Schultern des Volkes. Es sind eben keine wirklichen Steuern, sondern Jeder zahlt nur für was er gebraucht und was ihm nützt, wie z. B. beim Briefporto.

Während auf den Vespasiennes nur für dauernde Anzeigen Platz ist, befindet sich solcher für die täglichen Anzeigen auf den Zeitungs-Kiosk's, welche mit den Vespasiennes auf allen Boulevards fast umschichtig abwechseln. In diesen Kiosk's, welche Miethe abwerfen, werden die Zeitungen des Tages verkauft. Auch in Paris wie in Wien und in Petersburg hat der Einzelverkauf der Zeitungsnummern, der in England ausschließlich stattfindet, eine besonders große Bedeutung, welche für die ganze Zeitungspresse eine geschäftliche Wichtigkeit hat, die wir noch immer nicht ausreichend würdigen, wenn man auch damit jetzt nicht mehr blos auf Bahnhöfen, sondern auf den Straßen von Berlin selbst begonnen hat. Diese kleinen Kiosk's haben Glasscheiben nach drei Seiten, und sind nur auf der vierten, nach dem Fußwege zu, wo sich das Verkaufsbrett befindet, ganz offen. Hier werden die öffentlichen Anzeigen auf ganz dünnes Papier von verschiedenen Farben gedruckt und dann ringsum auf die Scheiben geklebt. Bei Tage sind sie von weit her eben so lesbar, wie die Anschlagszettel auf unseren Litfaß-Säulen; sie bleiben es aber auch, wenn der Abend hereingebrochen ist. Denn nun werden sie im durchscheinenden Gaslicht aus dem Inneren des Kiosk lesbar. Der ganze Boulevard bekommt aber hierdurch ein ganz wunderbares, ungemein heiteres und festliches Aussehen. Er gleicht dann mit den von seiner ganzen Lichtfülle bestrahlten Bäumchen fast einem Garten mit Chinesischer Illumination.

Aber nun wird es Zeit, seinem bunten und strahlenden

Bilde, in welchem die Verkaufsgewölbe und Kaffeehäuser natürlich eine Hauptrolle spielen, auch den Glanz der modischen Frauentoiletten hinzuzufügen, welche am meisten im offenen Wagen, theilweise aber auch zu Fuß, besonders der Einkäufe wegen, sich kaleidoskopisch vor dem Blicke bewegen.

Das Erdgeschoß des Grand Hotel wird zu einem namhaften Theile von einem großen Kaffeehause eingenommen, dem Café de la Paix, welches überaus günstig für derartige Beobachtungen gelegen ist. Auf einem Tischchen vor der Thür steht vor uns ein kleines Glas Wiener Bier, in Paris allgemein „un Boc“ genannt, weil von Deutschen Bieren zuerst das Münchener Bockbier des Löwenbräu in Paris Mode geworden ist. Ob nun das kleine Glas oder das Bier Boc heißt, wollen wir hier unerörtert lassen, denn die Pariser wissen es eigentlich selber nicht. Da wir schon auf Wirthshausschildern gelesen haben, „les grandes Bières de l'Allemagne“, etwa nach dem Zuschnitt der Weinhaus-Anzeigen: „les grands Vins de Bourgogne“, oder „les grands Vins de la Gironde“, Bier also immer doch noch Bier genannt wird, bleibt nichts übrig, als Boc für den gegenwärtigen Französischen Namen des Seidels (richtiger Seitels von lateinisch situla, das Gefäß) zu nehmen, nämlich des sehr kleinen Französischen Seidels. Um etwas, das einst ganz neu war, zu benennen, brauchte die Mode eben ein neues Wort, und da kam ihr der Münchener „Bock“ gerade zur rechten Zeit in den Wurf. So macht es die Mode aber fast immer. Ihre neuen Erfindungen bedürfen doch stets eines Namens, und den Namen zu finden, der rasch verstanden wird, ist gewöhnlich noch schwerer, als die Sache zu erfinden. Denn eigentlich erfinden läßt er sich fast gar nicht, sondern höchstens zusammensetzen, was aber immer mißlich ist, weil jede neue Wortzusammensetzung, vorzüglich im Französischen, unbedingt eine Zeit lang als gemacht-lächerlich klingt und es auch gar nicht zu erreichen ist,

sie wirklich selbstverständlich zu machen. Im Betreff der wissenschaftlichen Terminologien wissen wir hiervon ein Lied zu singen. Die Mode aber zieht deswegen aller Zusammensetzung stets irgend ein wenig bekanntes Fremdwort, oder den Namen irgend eines Ortes oder einer Landschaft vor, welche ein glücklicher Zufall mit dem neuen Dinge zusammengebracht hat. Für die Verständlichkeit der Namen wird am sichersten dadurch gesorgt, daß die Dinge und ihre Namen mit einander emporwachsen, wie uns schon Herakleitos gelehrt hat. Hat ein Frauenüberwurf von einer Form, welche früher noch gar nicht vorkam, Gefallen gefunden und sind gleichzeitig bei der Malerei Darstellungen aus dem alten Rom beliebt geworden, auf welchen Tuniquen vorkommen, oder sind Griechische Dramen aufgeführt worden, in welchen das Peplon eine Rolle spielt, so daß von der Tunica und dem Peplon gesprochen wird, und zwar, wohlverstanden, ohne daß die große Mehrzahl des Publikums, darunter natürlich die Damen, begriffen haben, was es genau bedeutet, so ist der Augenblick gekommen, wo es möglich geworden ist, irgend einen neuen Frauenüberwurf, der nur ganz oberflächlich, wie beim Peplon, oder auch gar nicht, wie bei der Tunica, an jene antiken Kleidungsstücke erinnert, Tunique und Peplon zu nennen. Es kann das erste Mal sogar aus bloßem Irrthum geschehen; nur kommt es darauf an, wer diesen Irrthum begeht und wo er geschieht. Der muß ihn begehen, dem Andere, aus Achtung, Neigung haben, nachzusprechen, und da muß es geschehen, wo es die meisten Leute giebt, welche nachsprechen können, was ihnen vorgesprochen wird, also in einer großen Stadt, welche ihre Schatten weit hinaus wirft, und dort müssen Diejenigen den Anfang machen, welche dafür bekannt sind, daß sie sich gewählt zu kleiden lieben, ohne Rücksicht auf die Kosten und die Häufigkeit des Wechsels.

Die Entstehung des neuen Namens ist schwer, aber auch

die neue Sache, der er angeheftet wird, kann nur durch ein außerordentliches Zusammentreffen von Zufälligkeiten ins Leben gerufen werden. Auch die sachliche Mode selbst bedarf für ihre Geburt eines ganz großen Mittelpunktes von alter geschichtlicher Bedeutsamkeit. Es muß ein Punkt sein, zu welchem von allen Seiten die Menschen in großer Zahl häufig hinströmen und von wo aus sie sich verbreiten, so daß von dort aus auch häufig Menschen überall hinkommen. Es muß zugleich ein Hauptsitz politischer Bewegung sein, welche ja sehr häufig einen Hauptanstoß zu einer ganz einschneidenden Veränderung der herrschenden Kleidermode wie der herrschenden Mode in Mobiliar und Architektur wird. Gellert's Fabel vom breitkrämpigen Hute, von welchem zuerst eine, dann zwei, dann drei Krämpen in die Höhe geschlagen wurden, bis der dreieckige Hut des vorigen Jahrhunderts fertig war, spielt lange vor der großen Französischen Revolution. Kurz vor dieser Revolution kam bekanntlich Franklin als Gesandter der jungen Vereinigten Staaten nach Paris und hatte einen hohen, fast geradlinigen Hut mit schmaler Krämpe auf dem Kopfe, welcher lackirt war. Er ging damit auch, um die Pariser Mode unbekümmert, wie es in seiner Natur lag, zu Hofe. Der Hut war in den Englischen Siedelungen in Nord-Amerika aufgekommen, als Merkmal der colonialen Revolutionaire, die ihn den Holländischen Seefahrern als etwas Republikanisches entlehnt hatten, welche die ursprünglich Holländische Siedelung am Hudson — einst Neu-Amsterdam, jetzt Neu-York — so häufig besucht hatten. In Paris gab es damals schon viele Revolutionaire oder solche, die es doch gern werden wollten. Einen andern Hut statt den dreikrämpigen aufzusetzen und so auf der Straße zu erscheinen, war damals in der That ein ungeheures Wagniß. Aber der Gesandte der befreundeten transatlantischen Republik hatte das Eis dadurch gebrochen, daß er mit dem, was wir heute einen Cylinder nennen oder eine Angst-

röhre, bei Hofe erschienen war. Damals ward in Paris ein solcher lackirter Cylinder seinem Ursprunge ganz angemessen „ein Matelôt“ getauft, und im Garten des Palais Royal erschienen bald ein solcher Matelôt nach dem andern. Er war zum Symbol der Freiheit geworden, die auch schon darin ihren Ausdruck fand, daß man die Mode nicht mehr dem Könige, sondern dem Amerikanischen Gesandten nachmachte. Dies war z. B. ein ausschließlich politischer Umschwung in der Mode. Zu diesem ungeheuren Schritt, der zuletzt auch den Zopf und den Haarpuder wegschwemmte, war aber eben eine so gewaltige und tief eingreifende Revolution, wie die erste Französische nothwendig.

Vergleicht man mit solchen Erfahrungen auf dem Gebiete der Modengeschichte die neue, aus Schneidern bestehende Kleiderakademie in Dresden, welche dem Modewechsel seinen Weg vorschreiben will und unseren Frauen und Männern die Art angeben, wie sie sich kleiden sollen, so kann man nur ähnlich die Achseln zucken, wie vernünftige Leute dies über Universalmedicinen zu thun pflegen. Wenn Mode gemacht wird, wird sie auch vom Einzelnen, der es thut, und wäre dies eine Kaiserin, stets ohne bestimmte Absicht dazu gemacht; wenigstens kann er niemals wissen, ob es ihm gelingen wird. Die Kaiserin Eugenie, welcher es ein paar Mal widerfuhr, daß alle Welt ihr nachmachte, gerade was sie ganz arglos that, wie den kleinen Hut und die Crinoline, hat dies wiederholt erleben müssen. Es war ein Schlagwort am Hofe Louis Napoleon's geworden, daß man bei der Pariser Mode hauptsächlich auf die specifisch Französische Industrie Bedacht nehmen müsse, und ihr gegenüber dem Stoße des Handelsvertrages im Jahre 1860 unter die Arme greifen. Alle Versuche in dieser Richtung halfen aber nichts, es kamen gerade immer mehr Englische Stoffe auf. Die Entscheidung, was die Frauenmode und auch die Herrenmode des Frühlings

und Sommers sein soll, macht sich in Paris während der Osterwoche auf der Corsofahrt im Boulogner Gehölz, welche schon im vorigen Jahrhundert als Promenade de Longchamp diese Rolle spielte und durch Napoleon I. und die Restauration wieder ins Leben gerufen ward. Die Varianten, welche die Fabrikanten, Schneider und Modisten versucht haben, kommen dann für diese eine Woche sämmtlich zum Vorschein; man mustert sich gegenseitig und schwatzt, und dann kommt bei weitem der größte Theil dieser Formen niemals wieder. Nur wenige Formen bleiben übrig und gewöhnlich sind die siegreichen sogar schon vorher zu erkennen, weil es alsbald fühlbar wird, daß sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben, welches sich sogar schon in der Bezeichnung verräth. Es steht um das Wachsthum des Modeflors genau wie um das Wachsthum der organischen Welt, nach Darwin's Lehre, oder wie um das Wachsthum des Sprachschatzes. Vieles wird versucht, aber nur Weniges erweist sich als lebensfähig. Eine echte Millionenstadt, wie es Paris ist, kann dabei allein entscheiden. Und auch Paris sieht sich jetzt die Modeherrschaft entschlüpfen, wenn auch nur sehr langsam und sehr leise. Die bedeutsamste Erscheinung in dieser Beziehung ist vielleicht die der vornehmen Englischen und Amerikanischen Geschäfte, in Paris selbst etablirt, und sämmtlich in der Nähe des Grand Hotel und der großen Oper befindlich, welche die Entstehung der Pariser Moden zwar geduldig abwarten, aber dieselben dann für ihre Englischen und Amerikanischen Kunden, die deswegen besonders regelmäßig nach Paris kommen, derartig zurecht machen, daß modische Engländerinnen und Amerikanerinnen doch durchaus nicht wie Französinnen aussehen. Denn es geht Vieles nicht mehr in der angelsächsischen Welt, welches auf dem Europäischen Festlande noch sklavisch nachgeahmt wird. Ich will in dieser Beziehung nur das Modewaarengeschäft des Mr. Borth, nahe der großen Oper, nennen,

bei welchem jetzt nicht mehr blos die modischen Londoner und Neu-Yorker, sondern auch Französische Damen, gerade der allerhöchsten Gesellschaftsschicht, sich Raths erholen und ihre Bestellungen machen, trotz oder vielleicht gerade wegen der sehr hohen Preise. Es giebt jetzt aber eine ganze Anzahl solcher, man kann wohl sagen, internationaler Geschäfte, welche zwischen der oceanischen und continentalen Culturwelt die Mode vermitteln.

Die Pariser Mode ist nicht mit dem Kaiserreich zu Grunde gegangen und auch keineswegs weniger luxuriös geworden, sondern gerade das Gegentheil. So hat z. B. die lebhaftere Berührung mit dem Morgenlande viel mehr Gold in die Verzierung gebracht. Noch immer aber herrschen die gedämpften blasseren Farben, welche der eigentlich Französische Geschmack sind. An diesem schönen Nachmittage ist der Flor der Toiletten mehr als gewöhnlich reich. Die Pracht gipfelt aber, als die Stunde der Eröffnung der großen Oper herannaht und auf dem Vestibül dieses kostspieligsten aller Europäischen Theatergebäude die Operntoiletten aus der Umhüllung sich entpuppen. Das Innere dieses Prachtbaues besuchen wir im Nächsten.

XIX.

Das Gebäude der großen Oper.

Bei dem Wetteifer der Millionenstädte spielen in unseren Tagen, wie einst im Alterthum, die Theatergebäude eine Hauptrolle. In Beziehung der großen Opernhäuser hat sich das Paris des zweiten Kaiserreiches den ersten Platz in der Welt nicht nehmen lassen zu dürfen geglaubt. Das Kaiserreich verschwand, ehe dieser Prachtbau vollendet war, aber die Republik hat sich ohne Zaudern als Erbin der Pflicht angesehen, ihn zu vollenden. Im Ganzen hat der Bau dreizehn Jahre in Anspruch genommen, von 1861 bis 1874. Gleichzeitig mit dem Baue des Wiener großen Opernhauses begonnen, nahm er volle sechs Jahre mehr in Anspruch. Ein Kriegsjahr ist ja in beiden Fällen abzurechnen. In Paris waren ungeheure Schwierigkeiten zu bekämpfen, mehr als vierhundert hohe und werthvolle Pariser Häuser mußten niedergerissen werden, um den nöthigen Platz zu gewinnen. Desto mehr fühlte sich Haußmann durch diese Unternehmung gereizt, denn desto mehr konnte er Freunde vorher unterrichten, welche Häuser sie zu kaufen hätten, wenn sie Geld verdienen wollten. Als der Ankauf geschehen und mit der Grundlegung der Anfang gemacht war, entdeckte man mit einiger Ueberraschung, daß der Grund derartig mit Wasser getränkt sei, daß ein so gewaltiger Bau in Gefahr gewesen wäre, wenn es nicht gelänge, dieses Wasser, das von einer alten Canalverbindung herrührte, fortzuschaffen. Acht ungeheure Dampfpumpen mußten aufgestellt werden, welche fast drei viertel Jahre

hindurch Tag und Nacht hieran arbeiteten und die Austrocknung wirklich durchsetzten. Der Architekt Charles Garnier, welcher Sieger in der Concurrenz für den Entwurf geblieben war, bekam nun den Auftrag des Louis Napoleon, sich an die aufgestellte Kostenberechnung seines Entwurfs nicht zu halten, sondern stets das allerkostspieligste Material zu verwenden, möchten die Gesammtkosten sich stellen wie sie wollten. Es war ein ähnlicher Auftrag, wie ihn Sultan Abdul Aziz, der nun im Mahomedanischen Paradiese schwelgt, dem Baumeister seines neuen Palastes Tscheragan in Beschik-Tasch ertheilte, in welchem er nun seine eigene Atropos geworden ist. Für die Prachtfenster war ihm die Rechnung zu billig gewesen; er verlangte durchaus, daß jedes mindestens tausend Türkische Pfund, oder 18,000 Mark kosten solle! Napoleon's Auftrag war eigentlich kaum besser und der eine wie der andere Fürst der Neuzeit erinnern damit an den Erbauer des goldenen Hauses in Rom, Nero Claudius. War schon der Bauplatz in Folge des Abbruchs so vieler Häuser und der nothwendigen Entfernung des Grundwassers auf zehn Millionen Francs zu stehen gekommen, so flogen die Millionen jetzt noch ganz anders, bis die Gesammtbaurechnung unter der Republik mit 35,600,000 Frcs. abschloß. Das ist mehr als doppelt so viel, als das doch auch schon sehr kostspielige Wiener große Opernhaus gekostet hat. Der Körper des Gebäudes bedeckt aber auch in Paris 11,237 Q.-Meter, während in Wien nur 8000 Q.-Meter wirklich überbaut sind. Dieser räumliche Luxus in Paris erscheint aber um so mehr verblüffend, als es sich hier um ein Theater mit nur 2156 Plätzen handelt, gegen volle 3000 in Wien und noch größere Zahlen in den beiden Riesen-Theatern in Italien aus dem vorigen Jahrhundert, S. Carlo in Neapel und della Scala in Mailand.

Neben der gewaltigen räumlichen Ausdehnung des Ganzen, wie all' seiner einzelnen Theile, sind es die Kostbarkeit des aus

ganz Europa zusammengeschleppten Baumaterials und die Fülle der plastischen Ausschmückung, sowie die fast übermäßig angebrachte Vergoldung und die große Zahl gewaltiger Spiegeltafeln, welche die Höhe der Baukosten erklären. Das Treppenhaus und der große Foyer sind wohl das Prächtigste in ihrer Art, welches unser Jahrhundert geleistet hat, und selbst die höfische Ueppigkeit des 18. Jahrhunderts hat nichts geschaffen, welches ihnen darin zur Seite gestellt werden kann. Man muß schon bis zu den päpstlichen Prachtbauten im 16. Jahrhundert, also zum Petersdom zurückgreifen, um sich zu erinnern, daß solche architektonische Ueppigkeit denn doch nicht etwas ganz Neues ist. Durch vergoldete Gitterthüren tritt man in die Vorhalle mit ihren sieben hohen Bogen, zwischen denen sich vier Gruppen erheben von allegorischer Bedeutung und eben so Statuen auf der inneren Seite der Bogen. Es sind Musik, Lyrik, Idyll, Vortrag, Gesang, Drama, Oper und Tanz; in der Darstellung des letzteren hat der Bildhauer Carpeaux das Aeußerste in eleganter Französischer Sinnlichkeit geleistet, hierin das badende Mädchen unseres Begas noch weit übertreffend. Es ist aber selbst den Parisern zu stark gewesen und sie verlangen, daß dies Bildwerk durch ein anderes ersetzt werde, trotz der hohen technischen Vollendung der Arbeit. Es hat schon eine Agitation dafür in der Presse gegeben, wie bei uns gegen die Gruppen auf der Schloßbrücke. Wenn also dem Reinen Alles rein sein soll, bezeugen die Französischen Journalisten eben, daß sie selber nicht rein sind. Ist man in die Vorhalle eingetreten, so hat man die Haupttreppe vor sich. Sie ist fast zehn Meter breit und ihre Stufen sind aus weißem Italienischen Marmor. Die Treppenpfosten sind aus Rosso antico und das Geländer aus Onyx, aus welchem damals nur in Klein-Asien gefundenem Achate je nach der Farbe und dem Fundorte Sardonyx (aus Sardes) und Chalcedonix (aus Chalcedon, gegen-

über Byzanz) die Griechen nur ihre Cameen und Intaglios zu schneiden wagten, weil er für architektonische Zwecke zu theuer war. Jetzt aber haben die Franzosen, wie wir unsere ähnlichen Achate bei Oberstein an der Nahe, auch in Algier Onyx gefunden, und zwar in solcher Masse und in so großen Stücken, daß sich selbst Treppengeländer daraus herstellen lassen. Bis jetzt aber ist dies das einzige Beispiel eines solchen in der Welt. In den verschiedenen Stockwerken des Treppenhauses befinden sich Logen, durch doppelte Säulen aus buntem Marmor getrennt, von welchem aus sich die Menschenmenge, wenn sie die Treppe hinauf- oder herabströmt, gut beobachten läßt. Nun denke man sich die von Jahr zu Jahr prachtvoller und auch wirklich geschmackvoller werdenden Toiletten der Damen, welche die obere Hülle schon im Wagen zurückgelassen haben, die sich auf der breiten Treppe, immer eine Reihe über der anderen, malerisch darstellen. Man hat da nicht todte Modebilder, man hat den Strom der lebendigen, eben geborenen Mode vor sich, welche man sich in Paris selber, wo sie eben geboren wird, viel mannichfaltiger vorstellen muß, als sie in dem Abglanz erscheint, welchen sie nach allen Richtungen über die Welt hinaussendet und bei welchem stets nur einige Formen wiederholt werden. Die Decke des Treppenhauses ist bemalt in vier Feldern, welche die Erbauung der Oper, die Versammlung der Götter auf dem Olymp, den Triumph der Harmonie und endlich Apoll auf seinem Sonnenwagen darstellen, an die Italienischen Deckengemälde des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, an Rafael und Guido Reni erinnernd, bei welchen die Französischen Maler mit Recht immer noch in die Schule gehen.

Im ersten Stock befindet sich der große Foyer, zu welchem den Zugang ein Vor-Foyer bildet, dessen Gewölbe mit Mosaiken bedeckt sind, welche antike Mythen oder Fabeln, darunter auch Psyche und Merkur, Rafael nachahmend, zum Gegenstande

haben. Der Haupt-Foyer selbst ist 54 Meter lang, 13 Meter breit und 18 Meter hoch und wird durch gewaltige, vergoldete Kronleuchter und Candelaber erleuchtet. Seine Karyatiden sind aus buntem Marmor und die Decoration durch stark vergoldetes Ornament und riesige Wandspiegel, welche ihn und seine Erleuchtung ins Unendliche zu verlängern scheinen, lassen ihn wie die Burg des Apoll erscheinen, mit deren glühender Schilderung die Metamorphosen des Ovid beginnen.

Regia Solis erat sublimibus alta columnis
Clara micante auro flammasque imitante pyropo.

Wiederum hat ein sehr phantasiereicher und compositionskräftiger Französischer Maler, Baudry, die Medaillons über den Thüren und Spiegeln in diesem Foyer die halbgewölbten Felder über dem Gesims, die Zwickel dazwischen und endlich die zwei großen Wölbungen an den Enden des Foyer mit Wandgemälden geschmückt aus der antiken und theilweise auch aus der alttestamentarischen Mythologie, und so auch endlich die Decke. Die Wandgemälde in den Wölbungen an den Enden des Foyer, Parnaß mit Apoll, den Musen und Grazien und Homer in der Mitte der Dichter des Alterthums verdienen es wohl vorzüglich, ungefähr wie Schinkel's und Kaulbach's ähnliche Compositionen, der Nachwelt erhalten zu bleiben, wie wir es ja auch sehr bedauern würden, wenn uns Rafael's und Guido Reni's Phantasie-Schöpfungen dieser Art verloren gegangen wären. Aber unsere Zeit kennt einen schlimmeren Feind der Wandgemälde, wenigstens im Innern der Gebäude, besonders der Theatergebäude, als das Sonnenlicht, welches man im Alterthum und im Mittelalter allein zu fürchten hatte, nämlich das Gaslicht, oder vielmehr den unsichtbaren, aber nichts desto weniger vorhandenen Kohlenrauch, der jede Gasflamme begleitet. Gerade bei diesen Gemälden Baudry's im Foyer der großen Oper von Paris hat man schon die unangenehme Wahrnehmung machen

müssen, daß Wandgemälde und Gasbeleuchtung durchaus nicht zusammengehören. Der Beschluß ist denn auch schon gefaßt worden — da es ja, wie gesagt, auf Kosten diesmal durchaus nicht ankommen soll — diese Wandgemälde durch ihre Reproduction in Mosaik zu ersetzen. Gerade wie es im Petersdom keine Gemälde mehr, sondern nur noch ihre Copien in Mosaik giebt. Und Kirchenlampen sind ja im Punkte des Rauches noch lange keine Theater-Gaskronen.

Wir sind nun durch die sehr breiten, aber niedrigen Gänge, welche außen um die verschiedenen Stockwerke des Zuschauerraums herumlaufen, durch ein kleines Vorzimmer in eine Loge gelangt. Es wird wohl jeder Nichtfranzose, der zum ersten Mal in diesen Zuschauerraum tritt, ausrufen: „Zu viel Gold!" Die funkelnde Pracht der Vergoldung, der viel zu viel Raum gewährt ist, drückt in der Abendbeleuchtung alles andere Ornament todt. Das große Deckengemälde um den Kronleuchter herum, der einer Krone aus weißen Perlen gleicht, schon vorsichtig ganz auf gekrümmte Kupferplatten gemalt, verschwindet fast vollständig neben der Lichtfülle des Kronleuchters. Werden seine Flammen herabgeschraubt, so ist es natürlich erst recht nicht sichtbar. Ich habe mich wenigstens vergeblich bemüht, herauszubekommen, was es vorstellen soll. Die Logen sind diesmal entgegen dem Altfranzösischen, jetzt auch in Deutschland herrschenden Gebrauche, nach Italienischer und Englischer Weise durch Zwischenwände getrennt, haben aber wenigstens offene Balcone vor sich. Sie sind gleich groß durch alle Stockwerke. Die Bühne ist sehr breit, tief und hoch und hierin allen Bühnen überlegen, welche ich bisher gesehen habe. Sie ist 55 Meter breit und 25 Meter tief und die Decorationen wohl am täuschendsten gemalt von allen, die es giebt. Hinter der Bühne befindet sich noch der Tanzsaal, wiederum mit Wandgemälden und Medaillons geschmückt, welche entweder die verschiedenen Arten des Tanzes darstellen,

oder auch die Bildnisse aller berühmteren Tänzerinnen der großen Pariser Oper geben, mit der Zeit Ludwig's XIV., mit Mad. de la Fontaine, beginnend. In diesem Tanzsaale befindet sich die größte Spiegelscheibe, deren Herstellung bis jetzt der Gesellschaft von St. Gobain im Departement Aines gelungen ist, der stets vorausschreitenden Unternehmung auf dem Gebiete der Spiegelglas-Manufactur, die ja auch bei uns in Deutschland Zweiganstalten gegründet hat, in Stolberg und Mannheim. Im Jahre 1867 war die größte Spiegelglasscheibe aus dieser Fabrik auf der Pariser Weltausstellung erst 21,50 Q.-Meter groß und 20 Q.-Meter galt damals überhaupt für die erreichbare und allein erforderliche Größe. Diese größte Spiegelscheibe im Tanzsaale der neuen Pariser Oper aber ist 70 Q.-Meter groß, also ungefähr der Façade eines schmalen dreistöckigen Wohnhauses gleich; 7 Meter bei 10 Quadrat! Jene 20 Q.-Meter.-Scheiben von 1867 kosteten etwa 2830 Frcs. und würden noch im Jahre 1845, nach den damaligen Preisen, 24,000 Frcs. gekostet haben. Wie viel nun diese größte Scheibe der Gegenwart gekostet hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; die bloße Möglichkeit ihrer Erzeugung aber läßt darauf schließen, daß der Herabgang der Preise für große Spiegelscheiben, der sich schon seit mehr als 25 Jahren vollzieht, sich noch immer fortsetzen muß. Seit der Erbauung des Krystallpalastes in London gilt durchaus die Losung: Dieses Zeitalter ist dasjenige des Eisens und des Glases.

Es ist für mich jetzt noch nicht der Augenblick, von den besonderen Formen zu sprechen, welche sich in den Pariser Theatern, und damit auch in der Großen Oper, Bahn gebrochen haben. Es handelte sich für mich zunächst nur darum, an der beispiellosen Pracht des Gebäudes der großen Oper und an dem Kosten-Aufwande, den sie nöthig gemacht hat, zu veranschaulichen, welche Anstrengungen unserer Zeit eigenthümlich

sind und die einen immer schärferen Wetteifer der Millionenstädte zur Folge haben. Daß die höchsten Leistungen auf dem Gebiete der Kleidermode, wie auf demjenigen der Pracht der Theater in Paris zu finden sein würden, war durch das bisherige Verhältniß der Großstädte schon gegeben. Es ist aber in Paris auch noch, schon der größeren Vollständigkeit des Vergleiches wegen, auf manches Andere zu achten, welches darum nicht weniger Beachtung verdient, weil es sich immerhin weniger von vornherein aufdrängt.

XX.

Pariſer Theaterleben.

Da wir im Vorigen alsbald in die neue Pariſer große Oper, wenigſtens in die gleichenloſe architektoniſche Pracht dieſes weitaus koſtſpieligſten aller Tempel des Dramas ſeit den Zeiten der antiken Römer gerathen ſind, wollen wir auch gleich beim Pariſer Theaterleben bleiben und uns unter dem üppigen und bunten Wuchſe verſchiedenartiger Schaubühnen in der Weltſtadt an der Seine ein wenig mehr umſehen. Für das Theaterleben bildet ja Paris noch immer eben ſo ſehr den Weltmittelpunkt wie für die Kleidermode. Zwar ſind die Franzöſiſchen Bühnen in den Haupt- und Reſidenzſtädten anderer Völker, von welchen das vorige Jahrhundert und auch die ganze erſte Hälfte des gegenwärtigen ſtrotzte, großen Theils verſchwunden. Nach Berlin, wo es früher ein ſtehendes königliches Franzöſiſches Theater gab, welches ſeine eigene regelmäßige Saiſon im Schauſpielhauſe hatte, kommt nur noch dann und wann und ſehr vorübergehend eine Franzöſiſche Schauſpielertruppe. Aus dem Hofburg-Theater in Wien iſt das Franzöſiſche Schauſpiel längſt ganz und gar verſchwunden. In beiden Deutſchen Großſtädten hat aber auch das Verſtändniß der Franzöſiſchen Sprache beim Volke, ſelbſt noch mit einer ganz nahen Vergangenheit verglichen, gewaltig abgenommen, obgleich ſie noch zu den regelmäßigen Theilen unſeres öffentlichen Schulunterrichts gehört. In den übrigen Städten Deutſcher Sprache war der Kreis Derjenigen, welche Franzöſiſch verſtehen, ſtets zu klein, um ein Franzöſiſches Theater auch nur vorübergehend

am Leben halten zu können, wenn er auch verhältnißmäßig in Frankfurt am Main vielleicht stets größer war, als in irgend einer andern Deutschen Stadt. Diese Stadt war aber eben selbst dazu zu klein. Von den Französischen Bühnen im Auslande sind nur noch wenige übrig, wenigstens in Europa; hier und in Rußland und der Türkei und ganz unbedeutend und zeitweilig in Italien und Spanien.

Aber worin die Herrschaft von Paris über das Theater aller Nationen fast noch gar nicht abgenommen hat, dies ist in Betreff der Stücke, von welchen im Auslande nur nicht mehr die Französischen Originale, aber desto mehr Uebersetzungen oder wenigstens Nachbildungen dargestellt werden. Besonders für Erfindung neuer Sensationsstücke, sowie neuer Conversationsstücke — übersetzen wir dies mit Stücken für Spannung und Stücken für flüchtige Unterhaltung — scheinen die Pariser dramatischen Schriftsteller den allgemeinen Markt nun einmal ausschließlich gepachtet zu haben. In England zwar stand ihnen stets die eigene, so sehr kräftige, Englische dramatische Literatur gegenüber und erlaubte ihnen nur einen beschränkten Zutritt, aber in Deutschland haben erst in diesem Jahrhundert zuerst Wien und ihm in der Art nachtretend München und später Berlin, und ihm wieder in seiner Art nachtretend, Hamburg schwungvollere Anstrengungen gemacht, sich von der Nothwendigkeit zu befreien, Französische Schauspiele zu übersetzen, und haben es noch immer lange nicht erreicht, daß von unseren Theaterzetteln der fast zur Regel gewordene Zusatz verschwindet: Aus dem Französischen, oder nach dem Französischen.

Den Grund sehe ich hauptsächlich darin, daß es in Paris schon während der Dauer dieses ganzen Jahrhunderts eine viel größere Anzahl von Bühnen gegeben hat, als in irgend einer andern Stadt. Es ist der große Wetteifer dieser Bühnen untereinander, welche der leichten dramatischen Literatur der Franzosen

zugute gekommen ist. Die große Zahl dieser Bühnen — jetzt sind es Alles in Allem fünfunddreißig, gegen einundzwanzig in Berlin, und vierzehn in Wien — ist keineswegs lediglich Frucht der in Frankreich noch ganz jungen Theaterfreiheit oder Theater-Gewerbefreiheit, wie dies in Berlin der Fall ist. Denn schon seit 30 Jahren, lange vor der Französischen Theater-Gewerbefreiheit, war die Zahl der Pariser Theater ganz nahe derjenigen, welche jetzt erreicht ist; und die Zunahme entspricht nicht einmal derjenigen der Bevölkerung der Stadt. Auch in der Zeit der Concessionen herrschte wenigstens in Paris aber in so fern thatsächlich Theater-Gewerbefreiheit, als die Concessionen niemals aus gewerblichen Concurrenzgründen verweigert wurden. Man hatte es eben in Paris frühzeitig begriffen, daß es sich für eine Millionenstadt darum handle, eine große Fülle von Anziehungspunkten für Fremdenbesuch aus dem Auslande, wie aus den Provinzen, zu umschließen. Die frühzeitige scharfe Concurrenz der Pariser Theater untereinander hatte zur unvermeidlichen Folge, daß die Theater hauptsächlich durch Ausbringung neuer Stücke die Aufmerksamkeit jedes auf sich im Besonderen zu lenken versuchten.

Für die Pflege der Kunst der Darstellung, sei es durch Mimik, sei es durch Gesang und Spiel, ward in den vom Staate unterstützten Theatern, dem Theater Français und dem Odeon, sowie der großen Oper und der komischen Oper, in einer Weise gesorgt, durch Heranziehung der berühmt gewordenen Talente, daß die übrigen Theater dem gegenüber auf keinen Erfolg im Wettkampf rechnen konnten. Aber die unterstützten Theater, nur für die classische Dramatik bestimmt, mußten sich naturgemäß viel spröder gegen neue Stücke, besonders von neuen Federn, verhalten, als die Privattheater. Auf diesem Gebiete konnten es die letzteren doch jeweilig zu einem glücklichen Schlage, einem Treffer, bringen. Sie zogen also mit Eifer junge

dramatiſche Schriftſteller heran, dadurch, daß ſie ſie gut honorirten und, zuerſt in Europa, ſich zur Tantième für dramatiſche Schriftſteller bequemten. Die großen unterſtützten Theater honoriren den Schriftſteller und Componiſten zwar nach der Anzahl der Vorſtellungen, welche ihr Werk erlebt, aber nicht etwa nach der größeren und geringeren Fülle des Hauſes und dem Ertrage der einzelnen Vorſtellung. So bezahlt die große Oper für jede der erſten 40 Vorſtellungen eines neuen Werkes den Verfaſſern 500 Frcs. und für jede der ſpäteren 200 Frcs. Die dramatiſchen Schriftſteller, welche für die Privattheater arbeiteten, mußten nun Alles darauf anlegen, Stücke zu ſchaffen, welche gleich nach der erſten Aufführung von ſich reden machten. In der dramatiſchen Compoſition, beim Trauerſpiel und Schauſpiel ſowohl wie beim Luſtſpiel, giebt es zwei Hauptaufgaben, welche bekanntlich ſelten derſelbe Schriftſteller zu löſen verſteht. Es iſt die Aufgabe, die Vorgänge geſchickt zu verflechten, im Franzöſiſchen Intrigue, im Engliſchen Plot genannt, und die Aufgabe, die Charaktere der einzelnen Perſonen markirt und doch zugleich mit wahrer und feiner Nuancirung zu zeichnen. Das Franzöſiſche Drama begann mit dem Verſuche, zunächſt dieſer letzteren Aufgabe zu genügen, und Molière kann wohl hierin als ſeine Hauptſtütze betrachtet werden. Aber es ſtellte ſich, vorzüglich beim Vergleiche mit der dramatiſchen Literatur Englands, immer mehr heraus, daß gerade hierin die ſchwache Seite der dramatiſchen Compoſition Frankreichs geſehen werden müſſe. Die Charaktere auf der Franzöſiſchen Bühne werden meiſt zu bloßen Typen ohne individuelles Leben, und man kann faſt immer vorher wiſſen, wie ſie ſich benehmen werden, wenn die Umſtände dieſe oder jene Geſtalt annehmen. Das Charakterſtück trat denn auch immer mehr zurück und in Folge deſſen immer vereinzelter auf. Nur noch anſpruchsloſe Verſuche in dieſer Richtung hat die Gegenwart gebracht; nur wenn es gelang, irgend eine neue und beſondere

Gestalt, welche besondere Umstände erzeugt haben, zum Vorwurf der Charakterzeichnung zu bekommen, wie im „Erwachen des Löwen", „le réveil du Lion", das doppeldeutig zugleich die Wiederaufraffung eines alternden Modemannes bezeichnet, und des durch die Wuth verjüngten Alten, welcher der naseweisen Jugend plötzlich handgreifliche Lectionen giebt, oder wie der sehr junge Vater einer erwachsenen Tochter und flott lebende Wittwer, der durch ein „Feuer in der Mädchenschule" plötzlich in Verlegenheit und schließlich in Ordnung gebracht wird. Aber auch in solchen Stücken fließt die dramatische Wirkung doch schon hauptsächlich aus der geschickten Verflechtung der Umstände. In dieser aber haben die Franzosen hauptsächlich deswegen so viel und so Bedeutendes geleistet und förmlich das Monopol der dramatischen Initiative erobert, weil sie streng an dem altgriechischen Bühnengesetz der Einheit der Zeit und des Ortes festgehalten haben. Sie haben sich selber einen Zwang auferlegt und sich darin geübt, unter diesem Zwange doch Brauchbares zu schaffen. Wer im engen Raume den Tanz doch wirklich erlernt, lernt besser tanzen, und die Römischen Legionssoldaten, welche das Marschiren auf bleiernen Sohlen erlernten, wurden dadurch nur um so marschkräftiger. Die dramatischen Schriftsteller Frankreichs wurden auf diese Weise daran gewöhnt, und sind es nun schon seit langer Zeit, ihren Witz anzustrengen, um neue Verflechtungen von Vorgängen herauszufinden, so concentrirt verflochten, daß alle einzelnen Vorgänge an demselben Orte, unmittelbar hinter einander stattfinden konnten. So wie man Uebung erlangen kann in der Erfindung wie in der Lösung von Schach-Endspielen, die auch nur aus ein paar Figuren und Zügen bestehen dürfen, wenn sie schön sein sollen, kann man auch in solcher Art der dramatischen Verflechtung geübt werden. Aber sehr selten kann Derjenige, der es durchsetzt, hierin Meister zu sein, zugleich auch die Charaktere mit gebührender Genauigkeit

und Lebendigkeit zeichnen, sowie häufig auch die Erfinder guter Schachaufgaben keineswegs eben so gut Schach spielen können. In Paris, wo so Viele durchaus nur um des Geldgewinnes willen für die Theater arbeiten, überwand man deswegen frühzeitig die falsche Scham, gestand es sich unter einander ein, daß Einer auf den Anderen hierin angewiesen sei, und so breitete sich die Gewohnheit aus, daß Mehrere zusammen, Zwei oder sogar Drei, an demselben Stücke arbeiteten. Die ersten Verabredungen dieser Art dürften in den Kaffeehäusern der Boulevards, im Café Madrid auf dem Boulevard de Montmartre und noch mehr in den Cafés auf dem Boulevard St. Martin, wo die meisten kleinen Theater liegen, stattgefunden haben. Einer entwarf die Verflechtung, sie lange in seinem Kopf umher wälzend, ohne noch die Feder anzurühren, während er vielleicht sinnend dabei einem Paar Schachspielern zusah. Wenn seine Skizze fertig, unterhandelte er über ihre Ausarbeitung mit einem Anderen, der sich darauf gelegt, die nöthigen Charaktere sprechen lassen zu können; wenn auch vielleicht nur ganz typisch, denn es bleibt die Verflechtung, welche das Stück zu tragen hat. Zuweilen aber war noch die dritte Hand eines solchen nothwendig, welcher technisch auf der Bühne besonders gut Bescheid weiß und sich auf den Proben geübt hat, zu beurtheilen, wie sich das machen würde, was der Schriftsteller den Schauspielern vorgeschrieben hat, also etwa die Hand eines Regisseurs. Die Abfassung neuer Theaterstücke ist in Paris zu einer Art Industrie geworden, einem Zweige seiner Kunstindustrie, mit Theilung der Arbeit, wie alle anderen. Dasselbe kann man aber gar nicht nachmachen, wo noch Jeder für sich stümpert, gleichviel, ob er eins der auf diesem Gebiete ja so selten berufenen Genies ist, welche Alles zusammen leisten können oder nicht.

Ein neues Stück sei nun auf diese Weise fertig geworden und für die erste Aufführung im gymnase dramatique be-

stimmt, dem kleinen modischen Theater auf dem Boulevard Bonne Nouvelle, nahe der Porte S. Denis, für welches Sardou, Augier, Feuillet und der jüngere Dumas jetzt hauptsächlich schreiben, und für welches einst Scribe die meisten seiner Stücke geschrieben hat. Man kann dies Theater, in welchem vortrefflich gespielt wird, als das Versuchstheater betrachten, durch welches hindurch dramatische Schriftsteller in das Theater Français einzudringen sich bestreben. Die Franzosen verstehen sich durchaus nicht darauf, in ähnlicher Weise durch öffentliche Anzeigen Staub aufzuwirbeln, wie die Engländer und Amerikaner, aber Fortschritt in dieser Kunst machen sie doch. Wochenlang ist uns vorher eine über ganz Paris verbreitete, auf allen Eisenbahnen stets wiederkehrende Anzeige eines sinnlosen Namens wie Frou-Frou auf einem sonst leeren weißen Zettel aufgefallen, welche um so mehr Neugier erregt und um so schärfer sich einprägt, als sonst gar nichts auf dem Zettel zu finden ist, nicht einmal die Bezeichnung der Druckerei. Was ist das für ein Geheimniß? hat sich Jeder gefragt und hat wenigstens den Namen, der überall zu sehen ist, im Kopfe behalten. Er hat auch wohl Andere danach gefragt, die auch nichts darüber wußten und nun ihrerseits neugierig wurden. Dies war aber nur die Voranzeige. Nach einiger Zeit war plötzlich eine zweite da mit dem Namen der Verfasser hinzugefügt und gymnase dramatique über dem Ganzen. Der neue Theaterzettel, von welchem man hofft, daß er nun eine Zeit lang am Leben bleiben soll, soll, so zu sagen, vor den neugierigen Blicken des Publikums allmählich entstehen, damit er sich desto mehr einprägt und desto mehr davon gesprochen wird. Endlich erscheint ein vollständiger und regelmäßiger Theaterzettel in den Kiosk's, mit der Ueberschrift in großen Buchstaben: Première. Dies soll bedeuten eine erste Vorstellung des Stückes. Für eine solche gehen jedesmal die Preise, wenigstens der Logen, gewaltig in

die Höhe. Der Zettel giebt auch an: la pièce chez Tresse — dies ist nämlich eine bekannte Buchhandlung für Theaterstücke im Palais Royal. An der Kasse sind stets nur noch Plätze im Parterre und in den oberen billigen Rängen zu kaufen. Dafür sorgt schon entweder die Theaterverwaltung selbst, oder, bei dem Auftreten von Sternen, der Impresario, oder die gewerbsmäßigen Aufkäufer, welche wir in Berlin sonderbarer Weise selbst dann vor manchen Theatern finden, wenn das Stück durchaus keine Zugkraft mehr hat, so daß es sich hier wahrscheinlich um Freibillets, welche verwerthet werden, handelt. Da, wo eine Première in Paris stattfindet, ist immer großer Lärm vor dem Theater; stets steht wartend eine Queue da, gemacht, wenn sie durchaus nicht von selbst kommen will, und sie wird umschwärmt von zahlreichen Zettelverkäufern, die unablässig jenen seltsamen Namen den Vorübergehenden ins Ohr schreien, welchen zuerst die geheimnißvollen Zettel brachten und dazu rufen: le Progamme 25 Centimes! Endlich sind wir in einem Fauteuil d'Orchestre, dem vorderen Parquet, welcher im Gymnase an der Abendkasse, wenn er dort noch zu haben ist, 7 Frcs. kostet. (Prix de Bureau). Wenn er aber vorher in den Theaterbilletläden gekauft war, 9 Frcs. (Prix de Location). Und bei einer ersten Vorstellung, als eine Art von dramatischem avant la lettre, noch viel mehr, häufig das Doppelte und Dreifache (Prix de Première). Im Theater wünschen wir uns fast die Ohren zuhalten zu können. Von allen Seiten schallt es: „la pièce, la nouvelle pièce, deux francs"; die fliegenden Buchhändler drängen sich überall zwischen den Sitzen hindurch und dringen in die Logen ein. Man sehnt sich förmlich danach, daß die Musik dem wüsten Lärm ein Ende mache, so viel auch diese Musik zu wünschen läßt, da, wo keine Opern aufgeführt werden. Behaglich ist es in der Mehrzahl der Pariser Theater durchaus nicht. Eine Première aber ist doch schon inter-

essant genug. Es ist immer ein urtheilsfähiges Publikum zugegen und mit Blitzesschnelle bildet sich die öffentliche Meinung. Das Claquen-Unwesen ist arg in Paris, aber die Claqueurs mit ihrem Dirigenten in der Mitte, welche stets die Ersten im Hause sind und unwandelbar in der Mitte des Parterres unter dem Kronleuchter Platz nehmen, kennt Jedermann genau, und wenn man eben nicht klatschen will, läßt man sie darin allein, und Jedermann weiß dann schon, was es bedeutet. Dann stellt der Dirigent der Claque, der Entrepreneur des Succès, nichts Besonderes dafür in Rechnung, und 1 bis 5 Francs eben nur, wenn auch Andere mitklatschen. Gelingt es ihm aber, einen Hervorruf durchzusetzen, so belastet er den glücklichen Schauspieler je nach den Umständen dafür bis zu 20 Francs, und wird gar bei einer Première ein noch unbekannter Schriftsteller gerufen, welches aber in Paris äußerst selten geschieht, so macht jener Entrepreneur des Succès und seine Leute, meist einfache junge Arbeiter, selbstverständlich ein sehr gutes Geschäft dabei, denn dem Schriftsteller fließt ja nun mit Sicherheit Tantième zu, aus welcher er bezahlen kann.

Hinter den Coulissen sieht es eben auch in Paris durchaus nicht bestechend aus, aber Alles dies hat jedenfalls nicht gehindert, sondern im Gegentheil dazu beigetragen, daß in Paris noch immer vorzüglich die leichte dramatische Literatur in einer Fülle und Mannichfaltigkeit emporwächst und ein so bestechendes Gewand anzulegen weiß, daß bis jetzt alle Europäischen Völker, theilweise sogar die stolzen Landsleute Shakespeare's, es für nöthig halten, hier in die dramatische Schule zu gehen.

Und das Aergste ist doch, worauf wir in der Zukunft wiederholt zurückzukommen haben werden, daß Alles, was uns die Franzosen auf ihrer Bühne über sich selbst erzählen, durchaus nicht aus ihren wirklichen Erfahrungen hergenommen, sondern in der That einfach nicht wahr ist.

XXI.

Die Unwahrheit der Französischen Ehebruchs-Komödien und Demimonde-Tragödien.

Im Vorigen habe ich unter den Pariser Theatern das Gymnase Dramatique herausgegriffen, weil es, nach dem Theater Français und dem Odeon, die beide vorzugsweise dem classischen Schauspiel, auch dem älteren, gewidmet sind, als weitaus die einflußreichste Bühne in Paris betrachtet werden muß, und auf welcher eben diejenigen neueren Stücke zuerst aufgeführt werden, welche dann als Darstellungen des Pariser Lebens die Rundreise durch Uebersetzungen in alle Sprachen und durch die Welt zu machen pflegen. Am Schlusse habe ich dann bemerkt, daß die meisten dieser Stücke keineswegs aus dem wirklichen Französischen Leben gegriffen sind, sondern zur Darstellung bringen, was doch fast niemals in Paris geschieht. Feuillet, Augier und Sardou sind noch alle drei am meisten von diesem Vorwurfe frei. Aber der jüngere Dumas z. B. ist es am allerwenigsten. Einst, und noch bis vor wenig Jahren, drehten sich die Französischen Conversationsstücke fast ausschließlich um wirkliche Verletzungen des sechsten Gebotes oder doch um den entstandenen Verdacht einer solchen. Dergleichen Themata sind natürlich besonders gut geeignet für die Anbringung einer überraschungsvollen Verflechtung der verschiedenen Vorgänge. Nun, in Wirklichkeit wird in Frankreich, und vor Allem in Paris, gegen das sechste Gebot wahrscheinlich weniger gesündigt, als irgend wo sonst in der Welt. Und zwar gilt dies von allen Ständen.

Es fehlt dazu, im Pariser Leben, schon gänzlich an Gelegenheit. Die Französischen Männer trennen sich durchaus nicht derartig von ihren Frauen, wie es die Unsrigen im Wein- und Bierhause, und die Englischen im Club thun. In den Miethskasernen von Paris sind die sehr eng zugeschnittenen Wohnungen durchaus nicht so zugeschnitten, daß in ihnen unbemerkt gesündigt werden kann, und da sich in jeder dieser Miethskasernen ein Concierge befindet, der auf alle, die in das Haus treten, zu achten hat, sind heimliche Besuche, sei es von Damen, sei es von Herren, fast ganz unmöglich. In den großen Gasthöfen, vor deren Thüren es von spionirenden Commissionairen wimmelt, wäre dergleichen viel zu gefährlich für alle Theile. Es bleiben also nur die Maisons Meublées und die besonderen Zimmer einiger Restaurants hierfür übrig. In den Maisons Meublées des Pays Latin auf der Südseite der Seine wimmelt es denn auch von jenen wilden Ehen auf Zeit, für welche die Pariser Studenten von Alters her bekannt sind. Aber mit einer Versündigung gegen das sechste Gebot hat diese im Ganzen harmlose Unsitte nichts zu schaffen. Denn die Studenten-Frauen auf Zeit sind noch immer, wie schon seit langen Jahren, aus dem in Paris in ungeheurer Anzahl vertretenen Stande der Nähterinnen, Floristinnen, Modistinnen u. s. w., mit einem Worte unverheirathete Mädchen, welche in den Ateliers für die Frauen Toilette arbeiten, wenn sie jetzt auch nicht mehr Grisetten, sondern, mit etwas anrüchigerem Klang des Wortes, Cocotten heißen. Durch diese wilden Ehen, welche, so lange sie dauern, eher dazu beitragen, die jungen Leute in Ordnung zu halten und sparsam zu machen, wird jedenfalls nicht der Ehebruch gefördert, denn während sie dauern, verpönen der Anstand und die Sitte geradezu selbst eine solche Ehe zu brechen, wie als wäre sie eine wirkliche. Sie sind eine Art jugendlicher Vor-Ehen aus wirklicher, gegenseitiger Neigung, welche in

Frankreich deswegen entstanden sind, weil dort die wirklichen Ehen, die ihnen bei den jungen Männern später folgen, fast als Regel aus einer Familien-Abmachung hervorgehen, bei welcher nach einer Neigung nicht mehr gefragt wird. Dieser letztere Umstand ist es, welcher in der Französischen Literatur die Hypothese erzeugt hat, die ganz unbegründete Hypothese, daß das Band der Ehe gewöhnlich von beiden Theilen nicht beachtet werde. Fast als selbstverständlich annehmend, was doch kaum jemals thatsächlich vor Gericht bewiesen wurde, sind die Franzosen dazu gekommen, sich auf der Bühne vollständig anders, und viel schlechter darzustellen als sie sind. Als ein derartiges Stück seine erste Aufführung in Deutscher Sprache im Stadt-Theater in Wien erlebte, sagte ein bekannter Wiener Feuilletonist, welcher Paris eben so gut kennt wie Wien, mit tiefem Hohne: „So etwas sagt man doch nicht, sondern thut es höchstens und dann eben sagt man es nicht. Wo man von dergleichen so leichtfertig spricht, wird man es wohl gerade nicht thun.“ Damit traf er wirklich den Nagel auf den Kopf. Seit nun Frankreich die Carnevals-Maske des frivolen Kaiserthums abwarf und eben ernster geworden ist, haben die Pariser Bürger wiederholt gezeigt, daß sie es müde geworden sind, sich auf der Bühne sämmtlich mit Hörnern auf dem Kopfe darstellen zu lassen. Sie haben angefangen, neue Ehebruchs-Comödien — welche ungeheuerliche Wortzusammenstellung man hierfür gebrauchen muß! — fast in sämmtlichen kleinen Theatern auszupochen. Die kleinen dramatischen Schriftsteller in den Cafés des Boulevard St. Martin, die so etwas nun nicht mehr componiren sollten, fanden sich ziemlich plötzlich auf den Sand gesetzt, denn auf viel mehr anderes waren sie ja mit ihrer Ausgrübelung von neuen Verflechtungen, oder ihrer typischen Personen-Zeichnung nicht eingeübt. Offen blieb ihnen vorläufig nur, wenn durchaus zwar äußerlich der Anstand gewahrt, aber doch dicht an

dasjenige gestreift werden sollte, was nicht mehr anständig ist, die neue Bahn, welche der jüngere Dumas durch seine Dame mit den Camelien eröffnet hatte. Für diese Art der dramatischen Schriftstellerei war noch gerade zur rechten Zeit, als der „Monde“ für die Zweideutigkeit unzugänglich geworden war, der Demi-Monde erfunden worden.

Wiederum ist es nöthig, auch gegen den Verdacht der Wirklichkeit eines Demi-Monde, wie dieser jetzt in den Französischen Stücken eine Rolle spielt, Verwahrung einzulegen. Auch in dieser Beziehung malen die Franzosen ihre eigenen Zustände, wie sie nicht sind. Es giebt keine solche Frauen mit einigem Anspruch auf Bildung und für das gesellige Leben befähigt, welche sich für verheirathet ausgeben, deren Ehemänner aber niemals auftauchen wollen, und bei welcher nun die unverheiratheten Männer verkehren und gewöhnlich spielen. Dies ist eine leere Erfindung des jüngeren Dumas, hergenommen von der Thatsache, daß es allerdings im vorigen Jahrhundert, in Verbindung mit der Maitressenwirthschaft der Könige, Familien gab, welche eine Speculation daraus machten, ihre Töchter den Prinzen als Maitressen zu verhandeln und nun einen regelmäßigen Gesellschaftsabend eröffneten, in welchem Stände, die sonst nicht zusammenkamen, zusammenkommen konnten. Genau dasselbe fand im vorigen Jahrhundert fast in allen Europäischen Hauptstädten statt, und nicht am wenigsten in unseren Deutschen. Es wurden unverheirathete Frauen auf diesem Wege verhandelt und häufig auch verheirathete, mit Zustimmung ihrer Männer. Von vorgespiegelten Verheirathungen war dabei nicht die Rede; Alles ging ganz offen und ohne Scheu vor sich, weil, nach der Auffassung des vorigen Jahrhunderts, ein Mädchen oder auch eine Frau, welche die öffentliche und anerkannte Maitresse eines Fürsten ward, sich dadurch keineswegs aus der guten Gesellschaft ausschloß, sondern sich im Gegentheil oft erst eine Stelle in

derselben eroberte. Diese Art von gemischten Gesellschaften starben nicht ganz aus, als die große Französische Revolution alle „Herrlichkeiten" des vorigen Jahrhunderts mit dem blutigen Schwamm von der Geschichtstafel abzuwischen versuchte. Es kam nun zu zweideutigen Gesellschaftskreisen, welche für die Gewalthaber der Revolution, z. B. für Danton und Barras, genau dasselbe waren, wie die Gesellschaften für die Zucht fürstlicher Maitressen im vorigen Jahrhundert. In Revolutionen erschallt stets der Ruf: „ôte toi de là que je m'y mette!" und spielt in ihnen eine Hauptrolle. In der Revolution wurden diese Gesellschaften bald zu den Brennpunkten der zahlreichen Verschwörungen, wie sie in der Operette der Tochter der Madame Angôt, einem kerngesunden Erzeugniß der dramatischen Muse Frankreichs, in so drolliger Form auf die Bühne gebracht worden sind. Sie dauerten auch fort unter dem ersten Kaiserreiche. Napoleon's Mutter selbst, Madame Lätitia, soll, als ihr noch junger Sohn sie und die Familie, der Sicherheit wegen, von Ajaccio nach Marseille gebracht hatte, um sich eine Einnahme-Quelle zu schaffen und Verbindungen anzuknüpfen, in ihrer Wohnung einen solchen Spielabend eröffnet haben. Auch unter der Restauration blieben immer noch Spuren dieser epigonischen Einrichtung aus dem vorigen Jahrhundert übrig. Aber sie hatten keine Aehnlichkeit mit demjenigen, was uns in der Camelien-Dame vorgeführt wird. Die Juli-Revolution machte diesen Cirkeln ein Ende. Das siegreiche Bürgerthum fand keinen Geschmack an Gesellschaften, in welchen Hazard gespielt und Pläne geschmiedet wurden, um durch weibliche Fürsprache von der Regierung Stellen oder andere Vortheile zu erlangen. Nach dem Sturze der zweiten Republik durch den Staatsstreich sollen Versuche gemacht worden sein, die fast vergessene Sitte aus dem vorigen Jahrhundert von neuem zu beleben, und selbst die Gräfin Montijo, die Mutter der Kaiserin Eugenie, sich daran betheiligt haben. Sie gingen

aber sämmtlich von wirklichen Damen aus und nicht von Camelien-Damen. Diese Damen waren hauptsächlich Fremde, Engländerinnen, Spanierinnen und Portugiesinnen, Russinnen und Oesterreicherinnen und es drehte sich dabei wohl mehr um internationale Politik, als um Liebschaften zu und von Camelien-Damen.

Diese giebt es freilich in Paris so gut wie in allen großen Städten Europas, aber jedenfalls verhältnißmäßig in geringerer Zahl, als in London, Wien und Berlin, und sie gehören eher einer niedrigeren Gesellschaftsschicht an, als in den anderen Hauptstädten. Bei Tage ist das Restaurant von Brebant, früher Vachette, auf dem Boulevard Poissonnière, im Erdgeschoß, ein gutes Speisehaus nach der Karte, von älteren Herren besucht, welche meist dem besseren Theile des Handelsstandes angehören. Aber es ist auch Nachts geöffnet und dann versammeln sich die wirklichen Pariser Camelien-Damen, deren gewählte und gewöhnlich geschmackvolle Toilette durchaus keinen Anstoß giebt und nicht vermuthen läßt, was dahinter steckt, in den Zimmern des oberen Geschosses, auch wenn sie keine männliche Begleitung dort hingeführt hat. Wer Lust hat, dergleichen Dinge gewissenhafter zu untersuchen, als aus ihrer Darstellung auf der Bühne möglich ist, möge hier der Unterhaltung dieser Damen untereinander auch nur ganz vorübergehend zuhören. Da sie durchaus kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegen und als Regel sehr laut sprechen, wird er selten verfehlen zu hören, was ihm auf einmal Klarheit hierüber verschafft. Erstens hört er ein gräuliches Pariser Französisch, wie es von den Lippen keiner Dame fließen wird. Dann bekommt er vielleicht wehmüthige Reminiscenzen aus der „schönen“ Zeit zu hören, als es am Rheine noch Spielbäder gab, wohin man im Sommer das Geschäft verlegen konnte, wenn es in Paris nicht mehr gehen wollte, weil die Fremden von Paris weg seien. In den Deutschen Spielbädern sei es so gut eingerichtet gewesen, daß des Sonntags

immer Sonntagsſpieler aus den Nachbarſtädten gekommen ſeien, denen, wenn ſie etwas gewonnen, eine „Franzöſiſche Dame“ Einſatz und Gewinn habe fortraffen können, da ſie gewöhnlich zu ſchüchtern dazu geweſen wären, gegen eine Dame, die in der Sprache der Spielbank ſprach, energiſchen Widerſtand zu verſuchen. Alſo die Spielbäder wurden von dieſen Camelien-Damen heimgeſucht, vielleicht weniger, um dort einträgliche Verhältniſſe anzuknüpfen, als um blöden Deutſchen Handwerksburſchen ihre paar geſetzten und gewonnenen Gulden mit Gewalt wegzunehmen. Es kommen aber noch unerhörtere Dinge zum Vorſchein. Es wird viel von einer Madame Octavie geſprochen und einem Modeblatte, welches ſie redigire, betitelt „Le Cosmopolitain“. Es ſeien wieder Stellen darin angezeigt, in Petersburg und in Kairo. Die Stellen in Kairo ſeien ganz gut und das Klima wäre dort wunderſchön, aber in den Harems ſei es doch gar zu langweilig und bei ſolchen Abmachungen auf begrenzte Zeit komme immer ein mißliches Verhältniß zu den einheimiſchen Frauen und der Dienerſchaft heraus. In Petersburg dagegen ſei es ganz wie in Paris, nur vornehmer. Dort werde auch getanzt, und die vornehmſten Leute kämen hin, wenigſtens um zuzuſehen, und die Einnahme ſei eher noch größer. Es iſt bald zu ſehen, daß Petersburg mit ſeinen Spiel- und Tanz-Localen bei dieſer Art Damen einen großen Vorſprung vor Kairo und ſeinen Harems hat. Die älteſte und dickſte, die das große Wort führt, hat ringsum das letzte Glas Champagner eingeſchenkt und das übliche Eau de Seltz aus dem Syphon dazu geſpritzt und erhebt ſich nun mit dem Glaſe, um mit den Anderen anzuſtoßen: „Allons, mes dames, trinquons! Vivent les Russes à bas les Turcs. Faut savoir ce qu'on fait! Les affaires avant tout!“

Und lärmend bricht, um noch einmal den Jardin de Mabille zu beſuchen, die ganze Geſellſchaft auf.

So nehmen sich die Pariser Camelien-Damen aus, wenn man aus nächster Nähe ansieht, was dort wirklich hiervon zu finden ist. Die Franzosen haben sich theilweise in ihren, oft mit so viel Witz componirten, Theaterstücken, theilweise aber auch in ihren Romanen, die eben nicht alle von Balzacs und George Sands geschrieben sind, in eine ganze Reihe künstlicher, falscher Vorstellungen von sich selbst hineingearbeitet, schon seit lange, und können nun, da sie ernster und bescheidener geworden sind, aus dem Irrgarten, in welchen sie geriethen, so leicht nicht wieder heraus. Unwahrheiten, welche einer dem andern nachspricht, bekommen dadurch zuletzt die gebieterische Gewalt eines vermeintlichen Evangeliums. Es wird zur Ketzerei, daran zu zweifeln, wie an der Existenz der neuen Kleider, welche die beiden „Schalke“ in Hans Anderson's Märchen für den deutschen Kaiser gewoben haben wollten, die aber gar nicht existirten, so daß der Kaiser, welcher an ihre Existenz Glauben gefaßt hatte, weil alle Welt sie einer dem andern nachsprach, nun nackt unter seinem Baldachin zur Krönung schritt, und sich auch dann nicht aus der Fassung bringen ließ, als ein ganz kleines Kind plötzlich rief: aber er ist ja nackt! und der Kaiser und alle Uebrigen endlich dieser Kinderstimme glaubten, es aber für besser hielten, nichts weiter darüber zu sagen.

zurückstehen. In Mailand bei 200,000 Einwohnern giebt es nicht weniger als elf Theater, darunter das Theater della Scala mit Plätzen für 3600 Zuschauer. In Florenz bei nur ungefähr 150,000 Einwohnern giebt es gar vierzehn, so daß hier ein Theater auf nicht viel mehr als 10,000 Einwohner kommt. In Genua bei 135,000 Einwohnern giebt es immer noch acht, und in Venedig und Bologna bei je 110,000 Einwohnern giebt es je sechs. In Rom bei 230,000 Einwohnern giebt es zwölf und in Neapel bei 500,000, theilweise freilich sehr armen Einwohnern, immer noch acht, darunter das Theater St. Carlo, mit Plätzen für fast 4000 Zuschauer, das größte der Welt. Alle diese Theater sind groß, wenigstens nach dem nördlichen Maßstabe. In ganz Italien giebt es aber kaum irgend eine Stadt mit nicht ganz unbedeutender geschichtlicher Rolle, welche nicht ein oder mehrere Theater besitzt. Freilich haben sämmtliche Italienische Theater ihre längeren Jahreszeiten im Sommer, während deren sie ganz geschlossen sind. Aber während sie geöffnet sind, sind sie bei ihren billigen Eintrittspreisen und der Sitte der Familien, das Theater täglich zu besuchen, dafür auch um so mehr gefüllt.

Paris stellt sich also für das Theaterleben als eine eigentliche Durchschnittsstadt für ganz Mittel-Europa dar.

Unter den fünf und dreißig Pariser Theatern hat nun ungefähr die Hälfte keine andere Bedeutung, als der Bevölkerung entfernterer Vorstädte wenigstens irgend eine Bühne nahe genug zu bringen, damit sie ein Theater zu Fuß besuchen kann. In all diesen kleinen Theatern wechseln Vaudevilles, also wörtlich Stücke mit Gassenhauern, und Proverbes, also dramatisch illustrirte Sprichwörter, wie sie in der Französischen Literatur stets eine Hauptrolle gespielt haben, entweder mit Schreckensstücken ab, nach den Criminal-Geschichten des Pitaval bearbeitet, oder auch mit Unterhaltungen im Stile der Café Chantants,

ungefähr wie es auch die Theater der unterſten Klaſſe in Berlin machen. Es ſind dies in Paris weniger vorſtädtiſche, als kleinſtädtiſche Theater, verbunden mit einzelnen Theilen der Stadt, welche wenigſtens eine Art eigenen Lebens beanſpruchen können, wie Auteuil, Paſſy, Grenelle, Montmartre, Belleville oder La Villette. Aber nicht weniger als zwanzig der Pariſer Theater können als charakteriſtiſch für die Millionenſtadt betrachtet werden, und die auch auf dieſem Gebiete ſtets fortſchreitende Theilung der Arbeit hat ſich bei ihnen vollſtändig geltend gemacht. Wenn ich ſie nun jedes mit dem für daſſelbe charakteriſtiſchen Zweigen der Darſtellung hinter einander aufführe, ſoll dabei auch das Verhältniß der Eintrittspreiſe berückſichtigt werden, nur mit dem Vorbehalt, daß, ſeit auf die Bühnenunternehmung auch in Paris die Gewerbefreiheit zur Anwendung gekommen und der Zwiſchenhandel mit Billets polizeilich erlaubt iſt, die angeführten regelmäßigen Preiſe in den Billethandlungen weit öfter eine Erhöhung als eine Ermäßigung erfahren. Noch iſt die Frage nirgends praktiſch gelöst, bei welcher Methode des Billetverkaufs denn die richtigen Preiſe für jeden Theaterabend herauskommen, nämlich diejenigen, bei welchen das Haus voll und zugleich die höchſte Einnahme erzielt wird. Der Vorſchlag iſt wohl nicht ganz von der Hand zu weiſen, welcher im Schoße der Berliner Freihandelspartei auftauchte, als ſie ſich daran gemacht hatte, für Berlin, in ganz Europa zuerſt, die vollſtändige Theater-Gewerbefreiheit durchzuſetzen. Einer (Wolf) ſchlug damals vor, daß jedes Theater ſein Repertoir für die ganze Woche feſtſtellen ſolle und dann ſämmtliche Eintrittskarten zu den einzelnen Theaterabenden an Wiederverkäufer verſteigere, nur eine kleinere Anzahl von Sitzen und Billets für dieſelben für zugereiste Auswärtige und demgemäß für den Verkauf an der Abendkaſſe zum höchſten Preiſe zurückbehaltend. Bei einem ſolchen Syſteme würden jedenfalls die Theater all-

abendlich bis auf den letzten Platz gefüllt werden, und Sänger wie Schauspieler behaupten ja, daß ihnen bei vollerem Theater stets die Leistungen besser gerathen, als bei nur dünn besetztem. Die Regie würde ferner genau erfahren, wie oft die Wiederholung einer Vorstellung gewagt werden kann, ohne die Einnahme dadurch in Gefahr zu bringen; sie könnte auch durch Versuche erfahren, und zwar im Voraus, ob sich nicht der Uebergang zu einer neuen Vorstellung häufig schon dann empfiehlt, wenn die ältere zwar immer noch ohne Verlust, aber eben nicht mit gleichem Gewinn wie die neue wiederholt werden kann. Der Muth, mit der Vorstellung zu wechseln, würde also befördert werden. Um sie sich zu überlegen, kann man an derartige Vorschläge gelegentlich ja immer erinnern.

Die Eintrittspreise der großen Oper in Paris, deren neues, prachtvolles und so kostspieliges Haus ich früher geschildert habe, sind wohl die höchsten, welche in einem festländischen Theater vorkommen; nur in Petersburg und Moskau werden auch bei gewöhnlichen Vorstellungen fast gleich hohe Preise für einzelne Sitze bezahlt. Diese hohen Preise sind nothwendig, um die Oper in Gang zu erhalten, trotz des beträchtlichen jährlichen Staatszuschusses, für welchen man übrigens keine äußerste Grenze festgesetzt hat und trotzdem, daß dem Staate keine Miethe für das Haus bezahlt wird. Wollte man nur diese bei den Eintrittspreisen in Anrechnung bringen, so ist daran zu denken, daß die Gesammtherstellungskosten von 35 Millionen Francs, auf ein Zinsenopfer mit fünf Procent gerechnet, diesen Zuschuß auf 1,750,000 Francs jährlich hinauslaufen machen, und, bei der Annahme von vollen 300 Spielabenden im Jahre, wozu es aber noch niemals gekommen ist und auch gar nicht kommen kann, von 5833 Francs an jedem Abende. Da nun das Haus, wie schon erwähnt, nur 2156 Zuschauerplätze enthält, so wird schon hiermit aus öffentlicher Kasse auf jeden einzelnen Sitz,

an jedem Spielabende, mag er besetzt werden oder nicht, ein Zuschuß von 2 Francs 70 Centimes gelegt! Es macht doch sehr nachdenklich, wenn man sich zum Bewußtsein bringt, daß der allgemeine Steuerzahler für einen ausschließlichen Kunstgenuß gerade der höchsten Gesellschaftsklassen, wie es doch vor Allem die Oper ist, einen Zuschuß zu leisten hat, welcher mehr beträgt, als Jeder der großen Masse für sich selber zahlt, wenn er ins Theater geht. In Frankreich werden nun aber noch obendrein die Privat-Theater und alle sonstigen Privat-Schaustellungen für das Volk von einer besonderen Gewerbesteuer getroffen, eben der Theatersteuer, und, wenn man so will, kann man also, ja nach dem Vorgange der Franzosen selbst muß man sogar, den Zuschuß, welchen die öffentlichen Theater erhalten, als herrührend aus dem Ertrage der Steuer betrachten, welche die übrigen Theater zu zahlen haben. „Dies Verhältniß ist schon ganz recht", behaupten die Franzosen, „unsere Privattheater und ihre Schauspieler, und ihr Publikum, bedürfen der Anstalten für gutes Beispiel und Belehrung. Wenn das gebildete Publikum von dem Zuschuß der öffentlichen Theater den Vortheil hat, so gewährt es auch Gegenleistung dafür. Es übernimmt es, für die ganze Nation zu urtheilen, was eine gute Oper und was ein gutes Schauspiel sei, oder wer ein guter Sänger, oder ein guter Schauspieler. Dies sei doch wohl die paar Franken Zuschuß für jeden gebildeten Theaterbesucher werth?" Nun, ich danke! Sollen wir uns nicht auch officielle Restaurants mit Staatszuschuß anschaffen, von welchen 2 Francs 70 Centimes auf jedes Couvert kommt, so daß daselbst um so viel luxuriöser gekocht werden kann? Dann würden die Feinschmecker, welche dort essen, es auch eben als Gegenleistung übernehmen, die schmackhaftesten Speisen für das Volk herauszufinden und über die beste Kochart zu urtheilen!

In der großen Oper ist der Platz eines Sperrsitzes in Front

17 Francs en location, denn diese Sitze muß man für das Opernhaus durchaus vorausnehmen. Dasselbe, oder 15 und 14 Francs, kosten alle besseren Sitze zu ebener Erde oder im ersten Rang. Im zweiten Rang stellen sich dieselben Sitze auf 14 Francs und im dritten immer noch auf 10 Francs. Erst im vierten und fünften Rang, die gewöhnlich an der Kasse zu haben sind, nehmen die Preise beträchtlich ab und stellen sich für das Amphitheater auf $2\frac{1}{2}$ Francs, den billigsten Preis, zu welchem das Opernhaus überhaupt zugänglich ist. Ein Platz im Parterre kostet 9 Francs, also ungefähr soviel, wie im Berliner Opernhause ein Balconsitz im ersten Range. An der Kasse, wo auch diese Plätze häufig noch zu haben sind, werden dafür nur 7 Francs verlangt.

Sehr nahe an diese hohen Preise streifen diejenigen der Italienischen Oper auf dem Platze Ventadour, deren Plätze aber ausschließlich an der Kasse, ohne allen Aufschlag, verkauft werden. Die Eintrittspreise der subventionirten komischen Oper betragen ungefähr zwei Drittel derjenigen der großen. Im Theater Français, dessen stehendes Publikum natürlich ein ganz anderes ist, mit großem Uebergewicht der Jahresabonnenten, gehen die Eintrittspreise herab von 10 und $12\frac{1}{2}$ Francs für die ersten Balconsitze bis zu $2\frac{1}{2}$ Francs für das Parterre und 1 Franc für das Amphitheater, und die gleichen Preise gelten auch für das zweite subventionirte Schauspielhaus, das Odeon, auf der Südseite der Seine, nahe dem Luxembourg-Palast, welches hauptsächlich von Studenten besucht wird. Es folgt nun die ganze Reihe der besseren Privattheater, sämmtlich an den neuen oder alten Boulevards gelegen; weitaus die meisten am Boulevard St. Martin und in der Nähe des Château d'Eau. Das Gymnase Dramatique steht, wie gesagt, an der Spitze in der Ausbringung neuer Stücke, welche auf besonderen literarischen Werth Anspruch machen. Es ist dem bürgerlichen Schauspiel aus der

Gegenwart und dem feinen Luſtſpiel gewidmet. Am nächſten ſteht ihm das Theater des Vaudevilles, auf dem Boulevard des Capucines, nahe der großen Oper, welches ſeinen Namen jetzt nicht mehr rechtfertigt. Denn es hat ſich ebenfalls auf das pſychologiſche Schauſpiel aus der Gegenwart gelegt, nur daß man daſſelbe hier weniger bürgerliches Schauſpiel nennen darf, da z. B. der jüngere Dumas mit ſeiner Camelien-Dame die Theaterwelt von hier aus in Bewegung geſetzt hat. Was dieſes Theater einſt geweſen iſt, iſt jetzt das Theater des Variétés auf dem Boulevard Montmartre, für welches zuweilen ſogar Offenbach arbeitet. Seine Operetten feiern indeß ihre Haupttriumphe in dem von ihm gegründeten Theater des Bouffes Pariſiens neben der Italieniſchen Oper, in welcher eigentlich der Verſuch gemacht worden iſt, den beiſpiellos kecken Humor der Neapolitaniſchen Volkstheater nachzuahmen. Dieſes hat aber auf dem Theater der Folies Dramatiques auf dem Boulevard St. Martin, urſprünglich einem Theater für Feenſtücke, einen ſehr ernſthaften Nebenbuhler bekommen, indem hier Lecoq's Tochter der Madame Angot und deſſen Giroflé ausgebracht worden ſind. Lecoq iſt muſikaliſch viel mehr durchgebildet und viel origineller Franzöſiſch, während man Offenbach in Paris vorzuwerfen begonnen hat, daß er ſeine ſchnurrigen Melodien eigentlich dem Kölner Faſching und den Henneschenſpielen ſeiner Vaterſtadt Köln entlehnt habe. Noch ſind für Vaudevilles und Operetten das Theater de la Renaiſſance, gleichfalls auf dem Boulevard St. Martin, und das Theater du Palais Royal im Palais Royal zu erwähnen, welches letztere ganz kleine Theater ſich dabei mit beſonderer Vorliebe auf Zweideutigkeiten gelegt zu haben ſcheint.

Laſſen wir nun eine ganze Reihe von Theatern folgen, welche ſich auf Ausſtattungsſtücke, ſeien es nun hiſtoriſche oder bloße Ausgeburten einer kühnen Phantaſie, gelegt haben. An

der Spitze ſteht hier das große Theater de la Porte St. Martin, gleichfalls auf dem Boulevard St. Martin, für welches einſt C. Delavigne, Victor Hugo und Dumas, der Vater, arbeiteten und welches deren, die Zuhörer ſtets mächtig packenden Thurm von Nesle immer noch zur Aufführung bringt. Jetzt hat aber vorzugsweiſe Jules Verne mit ſeiner Reiſe um die Welt in 80 Tagen und ſeiner noch phantaſtiſcheren Reiſe nach dem Monde dieſem Theater einen neuen Schwung gegeben. Es findet mit ſeinen Ausſtattungsſtücken im Berliner Victoria-Theater ſein gelungenſtes Ebenbild. Ausſtattungs-Dramen für den gröberen Geſchmack, hiſtoriſche oder aus den Kriegen der Gegenwart, werden auch auf dem Theater de la Gaité, nahe dem Boulevard de Sebaſtopol, und auf dem Theater de l'Ambigu comique, auf dem Boulevard St. Martin, aufgeführt, und daneben im Winter die Feenſtücke, welche alle Völker zu verlangen ſcheinen, in deren Adern celtiſches Blut fließt. Da, wo der Boulevard de Sebaſtopol die Seinebrücke nach der Cité erreicht, liegen einander gegenüber zwei große Theater, das Theater Lyrique, mit 1600 Plätzen, und das Theater du Châtelet, das größte in Paris mit faſt 3400 Plätzen. Im Theater Lyrique wurden eine Zeit lang die Opern Mozart's und Weber's aufgeführt; jetzt iſt es aber wieder ganz ein Theater für hiſtoriſches Schauſpiel, wofür Alexander Dumas es urſprünglich gründete. Das Theater du Châtelet aber ſchneidet ſeinen Speiſezettel vorzüglich für die in wilder Ehe lebenden Studenten und ihre zuweilen nach Thränen lüſternen „Frauen" zu. Dies Theater iſt aber ſchon wiederum billiger, als die vorher aufgezählten, welche als Theater zweiten Ranges neben den fünf Haupttheatern, nämlich den vier vom Staate unterſtützten und der italieniſchen Oper, bezeichnet werden können. Fügt man ihm auch noch das gleichfalls billigere Theater du Cluny, das dem Gymnaſe ähnliche Verſuchstheater auf dem linken Ufer der Seine, das aus

einem Circus umgeformte Theater du Château d'Eau, dem Walhalla-Theater in Berlin ähnlich, die Theater Beaumarchais und Déjazet auf dem östlichen Flügel der Boulevards hinzu, welche letzteren beide sich auf Possen beschränken, so hat man auch die Theater dritter Klasse beisammen. Es bleiben dann nur noch die schon erwähnten, eines Besuches kaum werthen Vorstadt-Theater übrig, zwei ausdrücklich für die Kinderwelt bestimmte Theater und das Theater Klevermann auf dem Boulevard des Italiens, jetzt für Taschenspielerkünste und einst für Unterhaltung der Narren bestimmt, die sich für die amerikanische Tischklopferei und für Geistererscheinungen erwärmten. Dieses flüchtige Gesammtbild des Pariser Theaterlebens vermag nicht viel, aber doch etwas bei der Cultur-Vergleichung der europäischen Millionenstädte, welche wir uns zur Unterhaltungs-Aufgabe gestellt haben, zu Hülfe zu kommen.

XXIII.

Pariſer Reſtaurants.

Verläßt man das Theater Gymnaſe Dramatique, dem unſer beſonderer Theaterbeſuch gegolten hat, ſo findet man gleich hinter demſelben, auf derſelben Seite des Boulevard Bonne Nouvelle, ein kleines Reſtaurant, Marguery, mit Eßtiſchen auch auf einer Plattform vor der Thür, welche durch ein Zeltdach gegen das Wetter geſchützt iſt. Es ſind die Großhändler mit Manufacturwaare aus dem gegenüberliegenden Stadtviertel, und häufig auch ihre Frauen, welche dieſes Reſtaurant beſonders beſuchen. Da dieſe Männer jährlich in London zu thun haben, hat man auch in dieſem Pariſer Reſtaurant darauf bedacht ſein müſſen, beſonders von Fleiſch und Fiſch womöglich ebenſo gute Qualität zu liefern, wie dies in England überall geſchieht. Allzuhohe Preiſe aber können dieſem Publikum nicht abgefordert werden. Für ein kaufmänniſches Publikum müſſen die Weine ſtets gewählt ſein. Dabei kommt aus dem benachbarten Theater nicht ſelten ganz vornehmer Beſuch, auf welchen für den Ruf des Hauſes Rückſicht zu nehmen iſt. Man findet dieſe Combination von Urſachen ſchon heraus, wenn man eben die Stadt kennt und ſich hat geſtehen müſſen, für gleichen Preis in Paris noch niemals ſo gut bedient geweſen zu ſein, wie in dieſem Reſtaurant, der hiermit vorzüglich den Sommerbeſuchern der Franzöſiſchen Hauptſtadt empfohlen ſein möge. Es kann gleich benutzt werden, um ein Bild der Pariſer Reſtaurants à la carte zu geben, wenn auch freilich ein mehr als gewöhnlich

günſtiges. Es ſei nun zunächſt die allgemeine Bemerkung verſtattet, daß die Pariſer Reſtaurants nach der Karte, die eigentlichen Plätze für die Feinſchmeckerei, ſich principiell ſowohl von den zahlreichen Diners à prix fixe, wie von den Table d'hôtes der Gaſthöfe, wie von den Cuisines bourgeoises unterſcheiden. In den Reſtaurants nach der Karte wird in der Küche Alles erſt dann in Angriff genommen, wenn es von dem Gaſte beſtellt iſt. Derſelbe muß alſo darauf gefaßt ſein, die nöthige Zeit warten zu müſſen. Während bei allen Mahlzeiten zu feſtem Preiſe in Paris die Portionen ſehr klein ausfallen, ſind ſie deſto größer, wenn einzeln nach der Karte beſtellt wird. Der Preis entſpricht dem, muß aber deswegen für die einzelnen Portionen ſchon ſo hoch gegriffen werden, weil jede einzelne Portion in der Küche die volle Mühe der ſelbſtſtändigen Herſtellung macht. Dafür iſt es aber auch in dieſen Reſtaurants überall erlaubt und Sitte, daß zwei, ja ſelbſt drei zuſammen nur eine Portion von jedem Gang beſtellen, ihr Gedeck willig dazu erhalten und die Koſten unter einander theilen. Für ein Ehepaar z. B. iſt es alſo beſonders vortheilhaft, ſtets in einem Reſtaurant nach der Karte zu eſſen. In Paris werden vorzüglich Burgunder-Weine getrunken und recht gute Creſcenz derſelben kann in dem beiſpielsweiſe angeführten Reſtaurant für zwei Francs die Flaſche getrunken werden. Wer ſie nur halb trinkt, bezahlt ſie auch nur halb, wie dies auch in ganz Italien Sitte iſt. Das ſehr lockere Pariſer Weizenbrod muß beſonders bezahlt werden, eine Einrichtung, welche die Berliner Wirthe vergeblich durchzuſetzen verſucht haben. In Paris iſt ſie aber ſehr nöthig, denn die Franzoſen, während ſie auf ihr nach der Karte beſtelltes Mittageſſen warten, eſſen aus Hunger oder Langeweile eine ungeheure Menge ihres im Mehl an den Stadtthoren verſteuerten Brodes. Faſt nie fehlt die Flaſche mit kohlenſaurem Waſſer, Syphon, neben dem Weine, denn noch

immer gilt es den Franzosen, wie einst den antiken Römern und Griechen, für ungesund und unanständig, den Wein ungemischt zu trinken. Wählt man eine Schüssel Fisch, z. B. Seezunge oder Butte, dann eine Schüssel Gemüse, z. B. grüne Erbsen, und schließlich eine Schüssel Braten, unter welchem der Hammelbraten von Dünenschafen (présalé) nach englischer Art jetzt eine Hauptrolle spielt, oder auch ein Viertel von einem Kapaunen, und dazu eine Flasche Chablis, nebst Syphon und Brod, so wird man bei Marguery eine Rechnung (Addition) von etwa 10 Francs gemacht haben; ein Ehepaar hat dann also zu 5 Francs für die Person und zwar viel ausgesuchter gegessen, als es in Deutschland überhaupt zu haben ist.

Die Zahl ähnlicher Restaurants nach der Karte ist groß in Paris. Nördlich der Seine befinden sich die meisten derselben auf den Boulevards, im Palais Royal, in den inneren Stadttheilen überhaupt, und endlich in den elysäischen Feldern und im Boulogner Gehölz. Aber auch der Stadthälfte südlich der Seine fehlt es nicht daran. Es giebt auch ein derartiges Italienisches und ein Russisches Restaurant, ich glaube eine Abzweigung des berühmten Troizk Traktir in Moskau, mit dessen vorzüglicher, aber theurer Küche, die den Parisern zuerst auf der Weltausstellung im Jahre 1867 bekannt wurde. Hauptsächlich aber nimmt die Zahl Englischer und Amerikanischer Taverns stetig zu; sehr viel ist den Weltausstellungen daran zuzuschreiben, daß sich Paris immer mehr in eine Millionenstadt cosmopolitischen Gepräges verwandelt. In den theureren Restaurants hört man jetzt mehr Englisch als Französisch sprechen. Ich habe die Schilderung eines der besseren Restaurants für die Mittelklasse der Reisenden zu Mittelpreisen gegeben. Es seien nur noch einige zu hohen Preisen mit besonderem gastronomischen Rufe erwähnt. Das einst berühmte Restaurant der Trois Frères Provenceaux im Palais Royal besteht nicht mehr. Sein letzter

Besitzer hat, durch die Errichtung eines Ablegers auf der letzten Wiener Weltausstellung, seinen Banquerott herbeigeführt. Die Wiener bevorzugten durchaus ihre eigene Küche und bei den wohlhabenden Besuchern aus dem Auslande trug das nach Französischer Art eingerichtete Restaurant von Blanc aus Stockholm den Sieg davon. Aber das ebenso berühmte Restaurant von Véfour, ebenfalls im Palais Royal, besteht noch unter dem Namen des „großen Véfour", und hat nur in seiner Nähe einen Concurrenten desselben Namens bekommen. Hier nähert sich die „Addition", auch für den einzelnen Gast, schon beträchtlich dem 20 Franken-Stück. Dasselbe kann man von einer ganzen Anzahl von Restaurants auf den Boulevards des Capucines und des Italiens sagen, unter welchen sich die bekannte Maison Dorée des am meisten modischen Besuches erfreut. Weiter gen Osten, längs der Boulevards, nehmen die Preise der Restaurants langsam ab bei wechselnder Leistung, bis, bei Marguery, das vortheilhafteste Verhältniß in ganz Paris zwischen Leistung und Preisen herauskommt. Als ein Restaurant, welches ungefähr eine mittlere Stellung einnimmt, kann dasjenige von Champeaux auf dem Börsenplatze, welches in diesem gedrängten Stadtviertel mit einem Garten überrascht, versucht werden, oder das schon erwähnte von Brebant auf dem Boulevard Poissonnière, aber nur in seiner Abtheilung im Erdgeschoß. Auf dem südlichen Seine-Ufer sind die Restaurants von Magny in der Rue Mazet und von Foyot, dem Palaste Luxembourg gegenüber, hauptsächlich von berühmten Französischen Gelehrten besucht, welche höhere Preise nicht zu scheuen haben, und sind ganz vortrefflich. In den Elysäischen Feldern ist es das Restaurant zur rothen Mühle, nahe den Concerten Musard.

Die Restaurants nach der Karte sind der eigentliche Sitz der Pariser Küche für Feinschmecker, welche eine ähnliche Stellung im Verhältniß zum übrigen festländischen Europa einnimmt, wie die

Pariſer Kleidermode, das Pariſer Theater und die Pariſer Malerei. Auch in dieſer Beziehung iſt es hauptſächlich England, welches am wenigſten von einem Einfluß des Pariſer Beiſpiels weiß, und demnächſt Italien und Oeſterreich, welches letztere wohl urſprünglich nach Italien geblickt hat. In neuerer Zeit beginnt die Engliſche Kochart immer feſteren Fuß in Paris zu faſſen, und zwar nicht blos in Familien, ſondern auch in den Reſtaurants nach der Karte, ſo daß es ſchon nicht weniger als ſechs Engliſche und zwei Amerikaniſche Reſtaurants erſter Klaſſe in Paris giebt.

Die Zahl der Reſtaurants zu feſtem Preiſe, welche ſich hauptſächlich in den inneren Stadtlagen und im ſogenannten lateiniſchen Viertel befinden, iſt ſehr groß. Die beſten darunter befinden ſich im Palais Royal und ſeiner unmittelbaren Umgebung, und in der Nähe der Boulevards. Die Franzoſen eſſen bekanntlich zwei Mal täglich warm, zwiſchen elf und ein Uhr das ſogenannte Dejeuner, welches bei vielen wirklich, wie ſein Name anzeigt, der Faſtenbruch, die erſte Mahlzeit am Tage iſt, indem dieſe am frühen Morgen keinen Milch-Kaffee oder keine Milch-Chocolade trinken, und dann von fünf bis acht Uhr das ſogenannte Diner, ein Name, deſſen Ableitung den Etymologen große Schwierigkeit gemacht hat, indem noch jetzt nicht weniger als ſechs mögliche Ableitungen in die Etymologien aufgenommen ſind. In den Reſtaurants zu feſtem Preiſe iſt man natürlich an dieſe Zeiten gebunden. Die Preiſe, welche für das Dejeuner von anderthalb Francs bis drei Francs und für das Diner von drei Francs bis fünf Francs variiren und ſtets Wein einſchließen, ſcheinen in dieſen Reſtaurants auffallend billig zu ſein, ſind es aber eben nur ſcheinbar, da bei ihrer längeren Benutzung die Kümmerlichkeit der Ernährung ſich merkbar zu machen beginnt. Da ſich bei uns in Deutſchland, und vor allem in Berlin, jetzt dieſe Art der Reſtaurants gewaltig auszubreiten beginnt und dabei das ähnliche ungenügende Maß ſchon aufgetaucht iſt, wie in Paris, möge die Bemerkung hier Platz finden,

daß die falsche Form selbst das ungenügende Maß mit sich bringt. Ein fester Preis für die ganze Mahlzeit läßt sich nicht mit einer irgendwie reichern Auswahl in ihrer Zusammensetzung vereinigen. Müssen zu vielerlei Speisen im Vorrath gehalten werden, so kann von jeder einzelnen nur um so geringerer Vorrath gehalten werden und diejenige, die dann besonderen Beifall findet, kann nur in sehr sparsamen Portionen ausgetheilt, oder dieselben müssen künstlich durch billige, keine Nährstoffe hinzufügende, Zuthat verlängert werden. Es kommt zu einer Bewegung auf schiefer Ebene und das Publikum, welches beim festen Preise durch Billigkeit bei reichhaltiger Auswahl sich anlocken läßt, bekommt schließlich immer weniger wirklich Nahrhaftes zu essen. Es steckt eben ein wirthschaftlicher Fehler in dieser Nachäffung des Gastwirthstisches, der Table d'hôte, an welcher der Gast zufrieden sein muß, mit dem, was die Kelle kleckt, bei gleichzeitiger hochtrabender Erlaubniß der freien Auswahl. Eines von beiden geht nur. Daß es in Paris auch Table d'hôtes giebt, ähnlich unseren deutschen, ward schon früher erwähnt, sowie ihrer Französischen billigen Abart, der Cuisines bourgeoises, welche sich natürlich am zahlreichsten im Studenten-Viertel auf dem linken Seine-Ufer befinden.

Als Goethe in Karlsbad war — ich glaube es war im Jahre 1807 — und dort seine Muße benutzte, um Wilhelm Meister's Wanderjahre zu schreiben, brachte ihn der Umstand, daß es in Oesterreich keinen Gasthofstisch giebt und daß er selber täglich nach der Karte essen mußte, zum Nachdenken über die Streitfrage, ob der Gasthofstisch oder das Mittagessen nach der Karte die bessere Form sei. Augenscheinlich hat ihm das Letztere sehr gut gefallen, aber mehr aus psychischen, als aus wirthschaftlichen oder culinarischen Gründen. Wilhelm, der auf dem Mustergute eines alten Sonderlings und Weltverbesserers mit einer gewissen Verwunderung an einer formlosen Mahlzeit im Garten Theil nimmt, läßt sich von jungen Damen Folgendes

erzählen: „Sie sehen hier abermals die Wirkung der Eigenheiten unseres trefflichen Oheims; er behauptet, keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung, als daß man in Gasthäusern, an besonderen kleinen Tischchen, nach der Karte speisen könne; sobald er dies gewahr worden, habe er für sich und Andere dies auch in seiner Familie einzuführen gesucht. Wenn er vom besten Humor ist, mag er gern die Schreckniſſe eines Familientisches schildern, wo jedes Glied, mit fremden Gedanken beschäftigt, sich niedersetzt, ungern hört, in Zerstreuung spricht, muffig schweigt, und, wenn gar das Unglück kleine Kinder heraufführt, mit augenblicklicher Pädagogik die unzeitigste Mißstimmung hervorbringt." Dieser alte Weltverbesserer, dem doch Goethe seine eigenen Gedanken in den Mund legt, muß nun aber auf Reisen stets seine eigene Feldküche mit sich umherschleppen, um überall essen zu können, wann und was er will, und es allein essen zu können. Schmeichelhaft für Christiane Vulpius, welche fast unmittelbar darauf Frau von Goethe werden sollte, war diese Stelle übrigens gerade nicht. Uebrigens täuschte sich Goethe, wenn er das Mittagessen nach der Karte für eine Erfindung des Jahrhunderts hielt, worunter er wahrscheinlich das achtzehnte verstand. In Italien hat es zu allen Zeiten Restaurants nach der Karte und durchaus keinen Gasthofstisch gegeben, welche erst in diesem Jahrhundert aus Deutschland und der Schweiz als „Tavola Rotonda" dort eingeführt worden ist. Von Italien verbreitete sich dann die Mahlzeit nach der Karte nach Oesterreich und Frankreich, nach dem letzteren vielleicht schon im Alterthum. In Deutschland aber bildete sich sehr frühzeitig der gemeinschaftliche Gasthofstisch aus, dem Familientische nachgebildet. Schon zur Zeit der Reformation tritt er uns in einer Reisebeschreibung des Erasmus von Rotterdam durch einen Theil von Deutschland entgegen, der, mit Verwunderung und von den deutschen Sitten zurückgestoßen,

darüber berichtet. Welche ganz anderen Wege die Engländer für die Ordnung ihrer Mahlzeiten eingeschlagen haben, Alles, was nicht so ist wie bei ihnen, Gasthofstisch wie Essen nach der Karte, Französisch nennend, werden wir später sehen.

Seit ungefähr zwölf Jahren haben sich in Paris populaire Speisehäuser neuer Art eingeführt, zuerst von einem Fleischer Namens Duval gegründet. Sie führen den Namen Etablissements de Bouillon, weil ihre Grundlage im Wesentlichen eine große öffentliche Küche für Fleischbrühe ist. Ihre Einführung ging Hand in Hand mit der Zertheilung des Rindes nach Englischer Art und der Ausbildung gänzlich verschiedener Preise für die verschiedenen Theile des Rindskörpers, wie in London, von welchen Theilen es beiläufig zwanzig giebt.

Schon bei Gelegenheit der Weltausstellung des Jahres 1851 zu London erwarb sich die Magdeburgische Zeitung das Verdienst, zuerst in Deutschland darauf aufmerksam zu machen, welche wahrscheinliche Verbesserungen nicht blos für die Küche der Bemittelten sowohl, wie auch für die Küche der Unbemittelten, sondern auch für die Entwickelung der Rindviehzucht selbst sich an die Einführung der Englischen Schlachtart und der Englischen Preisverschiedenheit für die einzelnen Theile knüpfen könnten. Auch in der neuen Preußischen Zeitung, sowie in der Breslauer Stadverordneten-Versammlung ward diese Reform angeregt, aber die laut gewordenen Mahnungen sollten damals noch ganz resultatlos verhallen. Zur Zeit der ersten Pariser Welt-Ausstellung im Jahre 1855 begannen die Französischen Volkswirthe sich für dieselbe Reform zu bemühen und setzten dieselbe endlich bei der Pariser Fleischer-Gilde durch, während gleichzeitig in Deutschland der landwirthschaftliche Schriftsteller, Dr. Gloger, sich wiederum vergebliche Mühe damit gab. Jetzt möge in dieser Beziehung die Mittheilung genügen, daß in Berlin und Hamburg jenes Englische Verfahren sich wenigstens stück-

weiſe einzuführen begonnen hat und daß wiederum, durch Herrn Eisbein in Danzig, ein feuriges Plaidoyer für die Reform des Fleiſchverkaufs, ihre Berechtigung und volkswirthſchaftliche Bedeutung, unter das größere Publikum hinausgeſchleudert worden iſt, in welchem ſich der Weg angegeben findet, wie die Käufer dasjenige ſelbſt durchſetzen können, wozu ſich die Verkäufer, wider ihr wahres Intereſſe, noch immer nicht verſtehen zu wollen ſcheinen. Die Folge dieſer Einführung der engliſchen Form des Fleiſchverkaufs war, daß in Paris die Braten theurer, dasjenige Fleiſch aber, welches bei uns nur als Suppenfleiſch Verwendung findet, um ungefähr eben ſo viel billiger ward. In Paris war aber hiermit ſo lange nicht viel gewonnen, als die Franzoſen daran feſthalten wollten, wie bei ihnen bis dahin geſchehen, gerade das zum Roſtbeef geeignete Fleiſch zu ihren Fleiſchbrühen zu verwenden, wozu dann Kalbfleiſch, Hammelfleiſch und Hühnerfleiſch nur hinzugefügt wird. Die Fleiſchbrühe, der Pot au feu im Bain-maris, d. h. in einem Topfe, welcher im kochenden Waſſer eines anderen Topfes hängt, ſechs Stunden lang bei ganz kleinem Feuer gekocht, iſt nun aber in ähnlicher Weiſe die Hauptgrundlage der Franzöſiſchen Küche, wie der Rinds- und Hammelbraten der Engliſchen und der Schweins- und Gansbraten der Deutſchen und läßt ſich nicht abſchaffen, obgleich wiſſenſchaftlich feſtſteht, daß die Fleiſchbrühe ſelbſt keinen eigentlichen Kraftnährſtoff enthält und das dazu verwandte Fleiſch nur ausgelaugt und unſchmackhaft gemacht wird. Der Verſuch war alſo nicht blos gewinnbringend, ſondern auch gemeinnützig, es durchzuſetzen, daß das Franzöſiſche Volk an Fleiſchbrühe gewöhnt werde, zu welcher nur die zum Braten untauglichen Theile des Rindes verwandt worden ſind, die Heſſen, der Kopf und die Knochen, die doch, wenn auch etwas anders ſchmeckend, gerade eben ſo gut ſind.

Der Fleiſcher Duval und ſpäter ſeine Wittwe haben dieſe

Aufgabe in ihren Etablissements de Bouillon vortrefflich gelöst. Sie haben die Stadt in allen Richtungen damit bedeckt und auch zahlreiche Nachahmung von Seiten Anderer gefunden. Die Haupt-Restaurants dieser Art sind mit wirklicher Eleganz ausgestattet, und die Unternehmer haben dafür weder Baukosten noch die hohen Baustellen und Miethpreise auch in den allerbesten Stadtlagen gescheut, wie auf dem westlichen Flügel der großen Boulevards. Die Bedienung ist in all diesen Küchen weiblich und uniformirt. Es sind die Rechnungsformen adoptirt, welche in der allerunterſten Klasse von Speisehäusern gebräuchlich sind; wie in diesen wird ein Sous für die Wäsche in Rechnung gesetzt. Dafür kostet der Teller guter Fleischbrühe nur einen Viertel Franc und ebenso der Teller Gemüse und der Wein nur 9 Sous die halbe Flasche. Weil eben Alles besonders bezahlt wird, kommen die Schüssel Braten oder Seefisch nur auf 6 bis 12 Sous zu stehen. Für 2 Francs kann man mit Einschluß des Trinkgeldes eine vollständige Mahlzeit haben, bei welcher ebenfalls eine gewisse Auswahl unter den Speisen stattfindet, deren Fülle hier genau nach ihrem einzelnen Preise auf der kleinen Karte, wie bei einem großen Restaurant à la carte, bemessen werden kann. Die Bouillon-Küchen stehen also eigentlich zwischen diesen und den Restaurants mit festem Preise, und ihre Popularität zeigt, daß hier ein guter Ausweg gefunden ist, um dem Bedürfniß des größeren Publikums entgegenzukommen.

Es bleibt mir noch übrig, kurz der über alle Theile der Stadt verbreiteten Cremerien, also Sahnen-Wirthschaften, zu erwähnen, in welchen, zur Chokolade und zum Milchreis, die allerbilligste Fleischkost verzehrt wird, das Beefsteak herunter bis zu einem halben Franc u. s. w., ohne darum so zurückstoßend zu sein, wie dergleichen in den Berliner Victualienkellern gefunden wird. Nur sind die Portionen freilich sehr klein und

augenscheinlich hauptsächlich für die zahlreiche Klasse unverheiratheter Mädchen berechnet, welche in Paris als Putzmacherinnen, Blumenmacherinnen, Näherinnen, Handschuhmacherinnen ihren Unterhalt finden. Die männlichen Arbeiter betrachten die ungeheure Anzahl der Marchands de Vin — es sollen deren in Paris mehr als zwölf Tausend sein — als ihre regelmäßigen Zufluchtsorte, wenn sie essen und trinken wollen.

XXIV.

Im Louvre.

Der Name des Louvre hat so viele Jahrhunderte hindurch in der Geschichte Europa's eine herrschende Rolle gespielt, daß ein vornehmeres Obdach für eine geschichtliche Kunstsammlung in der Welt kaum gefunden wird. In der Geschichte der Baukunst nimmt ein Theil der sehr mannichfaltigen Architektur, welche aus allen Abschnitten der letzten drei Jahrhunderte stammt, nämlich derjenige Theil, welcher im Jahre 1541 begonnen und etwa 1575 vollendet wurde, d. h. diese beiden Seiten des Quadrats, welche nach Westen und Süden schauen, die Anerkennung in Anspruch, daß der Französische Renaissancestil, nach seiner frühzeitigen Abzweigung vom Italienischen, hier seine höchste, reinste und edelste Leistung aufweist. Es sind der Baumeister Peter Lescott und die Bildhauer Paul Ponce und Jean Goujon, welche ihre Namen hier verewigt haben; freilich doch immer noch als untergeordnete Sterne neben denjenigen strahlend, welche im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Italien am Kunsthimmel standen. Als dieser Renaissancebau des sechzehnten Jahrhunderts ganz vollendet war und der Sohn der Katharina von Medici, Karl IX., ihn bewohnte, fand hier die Hochzeit der Prinzessin Margarethe von Valois statt mit Heinrich von Navarra, der damals erst 19 Jahre alt war. Fünf Tage nach der Hochzeit kam der vorher, mit dem Könige selbst geplante Schlag einer Ermordung sämmtlicher Hugenottenführer zur Ausführung,

welche nach der Stadt geströmt waren, um der Hochzeit eines Prinzen ihres Glaubens mit der Schwester des Königs beizuwohnen, und der junge Navaresische Prinz ward zugleich gezwungen, zum katholischen Glauben überzutreten. Das Quadrat vollendete dann Ludwig XIV., nachdem Ludwig XIII. auch die beiden anderen Flügel hatte in Angriff nehmen lassen. Nach Ludwig XIV. blieb der Bau aber stehen und entging dadurch der Beimischung des ausgebildeten Roccocostiles, der zur Zeit Ludwig XV. herrschte. Die Revolution machte ihn 1793, nach Hinrichtung des Königs, zum Staatsmuseum, in welches nun alle Kunstwerke, Gemälde wie Bildhauerarbeiten, aus den ehemaligen königlichen Schlössern zusammengeschleppt wurden. Eine architektonische Zuthat fand aber zur Zeit der Revolution nicht statt, denn die Revolutionsmänner hatten kein Geld dafür und das Volk keine Lust zur Arbeit. Erst Napoleon nahm die Weiterführung des Baues wieder in Angriff und ließ die Verbindungs-Gallerien nach den Tuilerien beginnen. Am meisten aber ließ er sich die Füllung des Museums angelegen sein, und bald hatten alle Städte Italiens und alle Europäischen Hauptstädte, welche öffentliche Museen besaßen und den siegreichen Truppen Napoleon's in die Hände fielen, sich über ihre Beraubung an ihren besten Kunstschätzen zu beklagen.

Es wird gut sein hier innezuhalten, weil bei dieser gewaltsamsten und großartigsten Herstellung eines dem Staate als solchen gehörigen Kunstmuseums vor demjenigen, der nachdenken will, eine ganze Menge von Fragezeichen auftauchen und wie Mouches Volantes vor dem Auge umhertanzen. Hier sehen wir zuerst ein Königsschloß früherer Jahrhunderte zum Obdach für eine Kunstsammlung umgewandelt. Dasselbe ist mehrfach in Europa geschehen; Hauptbeispiele sind der Palast Pitti in Florenz, der Palast der Eremitage in Petersburg und das Belvedere in Wien, welches Maria Theresia vom Prinzen Eugen

erbte. Auch die Kunstsammlung im Vatican könnte man hierher rechnen, wenn nicht dieser Palast auch heute noch vom Papste wirklich bewohnt würde.

Ist dies Verfahren richtig? Ich würde unbedingt sagen Nein, wegen der unvortheilhafteren Ausstellung im Vergleiche zu einem Gebäude, welches, wie zu London das britische Museum und in Deutschland zuerst Schinkel's Museum auf dem Lustgarten in Berlin, ausdrücklich für die Aufnahme einer Kunstsammlung erbaut ist. Aber in der Welt ist auch noch die Entscheidung zu treffen, was man mit alten Königsschlössern, welche in Folge der Veränderung der Sitten und des Geschmackes für den alten Zweck unbrauchbar geworden sind, anfangen soll. Soll man Kasernen daraus machen, oder Gefängnisse? Oder Schulen nebst Pension? In einer kleineren Stadt, in besonders schöner landschaftlicher Umgebung, könnte man aus einem unbrauchbar gewordenen Königsschloß vielleicht einen Gasthof machen, indem man nämlich die Verbindungsthüren zwischen den Zimmern zumauerte und aus anderen Zimmern statt dessen Corridore machte, oder Kur- und Badehäuser, wenn man Quellen hat, für welche sich Reclame machen läßt. Aber alles dies paßt doch nicht in größere Städte. In diesen ist die Verwerthung für die Unterbringung einer Kunstsammlung, sei sie nun Eigenthum des Fürsten selbst oder ausgesprochenes Nationaleigenthum, offenbar noch die beste und anständigste. Es braucht dann architektonisch kaum irgend etwas anderes geändert zu werden, als etwa die Einrichtungen für Zulassung des Tageslichts, und dies kann durch Fürsorge im Innern geschehen, ohne Schädigung des Eindrucks der Façade. Die langen Reihen ineinander laufender Zimmer, welche den Palästen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eigenthümlich sind, passen ganz gut für die Aufstellung von Kunstwerken. Man erspart dabei jedenfalls sowohl die Baukosten

eines besonderen Museums, wie eines namhaften Umbaues des Schlosses für andere moderne Zwecke.

Aber gerade bei Betrachtung der Kunstsammlung im Louvre kommt uns mit besonderem Nachdruck das Bedenken in die Quere, ob es denn überhaupt politisch richtig ist, Kunstsammlungen im Staatsbesitz anzulegen. Napoleon I. nahm einst für dies sein Louvre an Kunstwerken weg, was er des Fortnehmens Werthes im Staatsbesitz oder auch im Fürstenbesitz, und selbst im Kirchenbesitz, in den Ländern fand, welche er eroberte oder auch nur vorübergehend besetzte. Er mag Bedenken getragen haben, aus Gründen, die wir vielleicht jetzt besser verstehen, ihnen noch höhere Kriegsentschädigungen in Geld auszupressen, als er ohne dies und daneben schon that. Kunstsammlungen im Staatsbesitz sind aber bei ihrer leichten Transportabilität, bei ihrem hohen verkäuflichen und noch höherem, aus dem Nationalehrgeiz fließenden Werthe für den Sieger wie geschaffen, der sich nicht scheuen will, wie Napoleon I. seine Siege für Erpressungen auszunutzen. Privateigenthum und auch Gemeindeeigenthum, wenigstens wo die Gemeinde nichts weiter mehr prätendirt, als eine Vereinigung von Nachbaren, von Privateigenthümern zu sein, wie in England, muß er dabei unangetastet lassen, wenn er nicht zuletzt unter dem allseitigen Vorwurfe der Barbarei erdrückt werden und es zugleich mit dem eigenen Volke ganz verderben will. Schafft sich also ein Volk aus dem Ertrage der Steuern eine öffentliche Kunstsammlung an, so setzt es sich immerhin der Gefahr aus, derselben durch ungünstigen Wandel des Kriegsglücks und einen brutalen Feind beraubt zu werden. Als wir Paris im letzten großen Deutsch-Französischen Kriege belagerten, schlug denn auch den damaligen Französischen Gewalthabern das Gewissen. Sie begannen zu fürchten, daß wenn wir Paris einnehmen würden, wir es eben so machen könnten, wie Napoleon I. Sie glaubten

zwar nicht, daß wir, wie jener, ganze Karawanen von Wagen mit weggenommenen Gemälden aus dem Louvre wegschleppen würden, aber sie hielten es keineswegs für unmöglich, daß wir den Reizen der Venus von Milo nicht würden widerstehen können und diese zauberische Göttin der Schönheit aus Frankreich nach Deutschland mitnehmen, wie Marschall d'Avoust den Kopf der Io des Correggio aus Deutschland nach Frankreich, welchen er aus dem Bilde schnitt und in seine Brieftasche steckte. Sie gruben also die Venus von Milo in einen Keller des Polizei-Verwaltungs-Gebäudes im Justizpalaste auf der Insel ein, indem sie sie in eine tiefe Nische stellten, dann eine Mauer davorzogen, welche die alten Kellermauern genau nachahmte, vor diese wieder mehrere Centner Polizeiakten packten und dann wieder vor diese eine Mauer zogen, die mit Willen nur unvollkommen verkleidet war. Sie freuten sich nun schon auf den Spaß, wenn die Deutschen nach ihrer vermeintlichen Gewohnheit mit den gefundenen Polizeiakten abfahren und das nicht aufgefundene Liebchen des Mars in seinem Loche lassen würden. Natürlich hat kein Mensch in Deutschland daran gedacht, daß die Venus von Milo geraubt werden sollte, und auch wenn die Capitulation von Paris dergleichen nicht ausgeschlossen hätte, würde man die Göttin mit sammt den Polizeiakten gelassen haben, wo sie waren.

Nach dem Sturze des Napoleon I. ließ man das Louvre baulich wieder unberührt, obgleich der alte Plan, das Louvre mit den Tuilerien durch einen Prachtbau, das neue Louvre, ganz im Stile des alten Louvre zu verbinden, niemals ganz aus den Köpfen der Pariser schwand. Aber erst die verschwenderische, aber auch reiche Regierung Napoleon's III. hatte den Muth, volle fünf und siebzig Millionen Francs an diese ungeheure architektonische Aufgabe zu wenden, durch deren Ausführung ein im Ganzen recht harmonisch behandelter Gebäudecomplex auf einer Grundfläche von mehr als hundert Tausend Quadrat-

Meter, natürlich mit Einschluß der Höfe, hergestellt wurde. Derselbe umfaßt also die Tuilerien, schon wieder ein Königsschloß, für welches anderweitige Verwendung zu finden ist, und die nun zum Theil, gleich den Römischen Kaiserpalästen, in Trümmern liegen, welche mit Gartenschmuck verziert sind und zwischen ihren Flügeln den Carousselplatz, auf welchem sich ein Triumphbogen erhebt; dann das neue Louvre des Napoleon III., mit dem nach ihm benannten Platz zwischen seinen Flügeln, und endlich das alte Louvre. Für das Kunstmuseum sind das ganze alte Louvre und dann noch ein Stückchen des neuen Louvre mit Beschlag belegt. Die Sammlungen sind, mit alleiniger Ausnahme des Montags, täglich vom frühen Morgen an im Sommer bis fünf Uhr und im Winter bis vier Uhr Nachmittags geöffnet.

Gleich beim ersten Besuche fällt uns eine Einrichtung auf, welche ich mich nicht erinnern kann, anderwärts in ähnlicher Vollständigkeit angetroffen zu haben. Außer den fest angestellten Galleriedienern giebt es in diesem Museum auch Lohnführer für 2 Francs stündlich, oder 10 Francs während der ganzen täglichen Oeffnungszeit, unter welchem beinahe alle Europäischen Sprachen vertreten sind, und selbst Arabisch und Türkisch nicht fehlen. Etwas der Art ist wohl auch in den östlichen Millionenstädten und vorzugsweise in Kopenhagen, Rom und Petersburg zu treffen, aber lange nicht in solcher Vollständigkeit, während im Britischen Museum Diener wie Führer nur Englisch sprechen, mit Ausnahme eines Deutschen Beamten in der dortigen Bibliothek. Die Fülle der Besucher im Louvre ist ungeheuer, und ist es vorzüglich am Sonntag Morgen. Man hat, um die arbeitenden Klassen von jedem Zwange zu befreien, beim Besuche der Sammlungen Geld auszugeben, jüngst das Verbot aufgehoben, Regenschirme oder Stöcke in die Ausstellungsräume hineinzunehmen. Läßt man dergleichen Gegenstände in der Garderobe, so sind nämlich 2 Sous für die Aufbewahrung zu be-

zahlen. Es hat sich schon herausgestellt, daß trotzdem das Anstandsgefühl auch der Aermsten groß genug gewesen ist, von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Wer eben Kunstsammlungen besucht, bringt ausreichende Achtung für Kunstwerke mit, um sie nicht schädigen zu wollen und schämt sich zugleich, sich in diese Gefahr zu bringen, um 2 Sous zu ersparen. Wahnsinnige, wie jener vornehme Engländer William Lloyd, der aus Uebermuth die Portland-Vase zerschlug, eben weil sie so theuer war, können dergleichen auch ohne Stock ausführen, wie ja damals eben bewiesen ward. Und die Florentiner haben seit Jahrhunderten in ihrer Loggia dei Lanzi werthvolle Kunstwerke in freier Luft aufzustellen gewagt, wo Stöcke und Regenschirme nicht zu verbieten sind. Aus diesen Garderobegeldern, die nach wie vor der Erlaubniß gleich massenweise einströmen, kommen übrigens mehr als 100,000 Francs jährlich zur Vertheilung auf die Dienerschaft, welches auf mehr als eine Million Besucher im Jahre schließen läßt.

Nähme man nun offen Eintrittsgeld, wie in den Museen vieler Italienischer Städte, Bologna, Brescia u. s. w., oder bei uns in Deutschland im städtischen Museum in Leipzig, welches Eintrittsgeld aber nicht hoch sein dürfte, und jedenfalls in Paris nicht höher, als etwa ein halber Franc, so würde dies, angenommen daß mindestens eben so viel Leute ohne Schirme und Stöcke das Museum besucht haben, als Leute mit solchen, eine Jahreseinnahme von mindestens einer Million Francs in Aussicht stellen, und es ist leicht zu begreifen, daß es in solchem Falle um die Mittel für beständige Vergrößerung der Sammlung, ohne alle Heranziehung des Steuerzahlers, jedenfalls besser bestellt wäre.

Die Sammlungen des Louvre, wie jetzt auch diejenigen des Museen-Complexes im Lustgarten in Berlin, gewähren ein Bild des Fortschrittes der bildenden Kunst im Laufe der Jahrtausende von größerer Vollständigkeit der Vertretung durch

Originale, als sie irgendwo sonst auf einen Punkt zusammengebracht ist. Es giebt eine Aegyptische, eine Babylonische und Assyrische, eine Altjüdische und eine Kleinasiatische Abtheilung, welche den Uebergang zu der besonders reichen Sammlung Altgriechischer und Römischer Sculpturen bildet. Bis zu diesem Punkte der Kunstgeschichte ist die Theilnahme des Pariser Publikums, wie bei einem Vergleiche sich leicht herausstellt, entschieden geringer als die des Londoner Publikums im Britischen Museum. Nicht einmal die Venus von Milo, welche in ihrem Zimmer allein steht, fesselt auch nur annähernd gleichstark die Besucher an ihre Nähe, wie die Giebelfeldgruppen des Phidias aus der Akropolis das Publikum im Britischen Museum. Ein allerdings arg verstümmeltes, aber fast noch schöneres Venusbild, kopflos, und mit dem Fuße auf dem Helme des Mars, welches aus noch älterer Zeit zu stammen scheint, als jene reizende Schöpfung des Skopas, die Venus von Falerii, welche im Schutte des dortigen antiken Theaters gefunden wurde, wird kaum von irgend Jemand, der nicht eben ein Archäologe von Beruf ist, genauerer Beschauung werth geachtet. Oben in den Gemäldesälen dagegen, wo es fast stets nicht blos von Besuchern, sondern auch von copirenden Malern und Malerinnen dicht gefüllt ist, wie vielleicht nirgendwo sonst in der Welt, wird man ohne Schwierigkeit entdecken, daß das Französische Volk, wenn auch nicht an der Geschichte der Malerei, so doch an den gegenwärtigen Leistungen dieser Kunst und an ihrem Verhältnisse zu den klassischen Italienischen Vorbildern, einen viel regeren und vorzüglich sachkundigeren Antheil nimmt, als das unsrige. Hier lernt man begreifen, warum die jährliche Ausstellung neuer Französischer Gemälde im Salon des Industriepalastes im Elysäischen Felde, welche wir später besuchen werden, von so vielen und so mannichfaltigen Pinseln stets so viel Vollendeteres und vorzüglich Packenderes aufweist, als alle unsere regelmäßigen Gemäldeausstellunge-

in Berlin, München und Düsseldorf, in Dresden, Frankfurt und Weimar, und all unsere umherwandernden Gemäldeausstellungen zusammengenommen. Den Franzosen, und zwar nicht blos ihren Malern, sondern allen Gebildeten im Lande, und zum Theil selbst den arbeitenden Klassen, ist es *Ernst* mit ihrer Malerei; sie wissen, daß man dazu viel studiren und *was* man studiren muß, und daß die Erwerbung der nöthigen Technik, vorzüglich im Zeichnen, schon in früher Jugend eisernen Fleiß und ungetheilte Aufmerksamkeit erfordert. Wie sich dies nun mit der allgemeinen Wehrpflicht, wenn es auch mit dieser Ernst genommen werden soll, vertragen wird — so hat zu mir ein so namhaft Französischer Maler und Lehrer in der Kunst wie Herr Dumaresq jüngst gesagt — weiß ich nicht. Der Mann könnte Recht haben. Die Geschichtsmalerei, im alten Sinne des Wortes, hat sich hauptsächlich deswegen in Paris so viel kräftiger und bedeutsamer erhalten, als anderwärts, weil man dort ihrer Hauptvorbedingung, nämlich der Fähigkeit, den menschlichen Leib in allen denkbaren Stellungen und Beziehungen zu zeichnen, stets durch eisernen Fleiß von Jugend auf genügt hat. Erst haben die Französischen Maler dafür gesorgt, daß sie die Leiber für jede denkbare Composition zu zeichnen vermochten, wie einst Rubens und in unseren Tagen Cornelius, und erst *dann* haben sie sich an Compositionen gemacht. Dann erst vermochten sie aber auch wirklich zu componiren. Lionardo da Vinci, der übrigens in der Gemäldesammlung des Louvre ungewöhnlich reichhaltig vertreten ist, hat den Italienischen Malern seiner Zeit dieselbe Nothwendigkeit eindringlich gemacht, und die Gesetze der richtigen Zeichnung *des Menschen in Bewegung*, welche durch kein Modellzeichnen festzustellen sind, theoretisch zu ermitteln sich viel Mühe gegeben. Lionardo trug die Geheimnisse seiner Kunst nach Paris, und bis heute ist es eben sichtbar geblieben, daß die Franzosen die Mahnung dieses Italienischen Meisters befolgt haben.

XXV.

Der Salon im Industrie-Palaste.

Der Complex von Paläſten, Gärten, öffentlichen Plätzen, der ſich längs der Seine vom Louvre bis zum Rond Point oder, wie wir ſagen würden, Rundeel, des Elyſäiſchen Feldes erſtreckt, iſt wohl ſchon als die Lunge von Paris bezeichnet worden, weil ſich hier, noch im Innern der Stadt, die friſcheſte Luft ſchöpfen läßt, und bildet das eigentliche architektoniſche Prachtviertel der Franzöſiſchen Millionenſtadt, in deren regelmäßigem, wie unregelmäßigem geſchichtlichen Leben dieſer Theil eine eben ſo große Rolle ſpielt, wie etwa die alten oder großen Boulevards. Es folgen ſich, von Oſt nach Weſt, das alte Louvre, mit Gartenanlagen im Oſten, nach der Kirche St. Germain l'Auxerrois zu; das neue Louvre, welches den Platz Napoleons III. als ſeinen Haupthof umfaßt; der Carrouſſelplatz, zwiſchen den langen Verbindungs-Gebäuden, die das neue Louvre mit dem Palaſt der Tuilerien zuſammenſchließen; dann eben der jetzt theilweiſe noch als Brandruine daſtehende Tuilerien-Palaſt, deſſen Vorhof das aus allen Revolutionen ſo berühmte lange Gitter mit dem Triumphbogen des Carrouſſel von dem Carrouſſelplatze trennt; demnächſt der öffentliche Tuilerien-Garten und, an deſſen Ausgang ſtoßend, der Concordien-Platz, welchen auf demſelben Seine-Ufer die ſchönen Gebäude des Marine-Miniſteriums und des Garde-Meubles ſäumen, während die Concordien-Brücke über den Fluß zum Palaſte des früheren geſetzgebenden Körpers führt; und endlich das Elyſäiſche Feld, dieſer ehemalige „Wurſtl-

Prater" von Paris, unter deſſen ſtattlichen Garten-Café's, Circus und Panorama's ſich ſeit der Pariſer Weltausſtellung von 1855, auf der großartigen Grundfläche von 27,000 Quadrat-Metern, der Induſtrie-Palaſt erhebt.

In dieſen Lungen von Paris iſt das tägliche Leben ein ſehr mannichfaltiges. Nach dem Kunſtmuſeum des Louvre ſtrömen die Fremden aus aller Herren Länder, ihre Muſterung ſchon in ſehr früher Morgenſtunde beginnend. Paris iſt überhaupt eine frühe Stadt, welche mit ſammt ihren fremden Beſuchern früh aufſteht und früh zu Bett geht, vorzüglich wenn man den Vergleich mit den Hauptſtädten des Nordens zieht, z. B. mit Petersburg oder auch mit Berlin. Auf dem Hofe des Louvre ſieht man die Fremden mit den dort aufgeſtellten Führern unterhandeln. Auf dem Platze Napoleon im neuen Louvre und auf dem Carrouſſelplatze treten Franzöſiſche Regierungsgeſchäfte in den Vordergrund. Im Tuilerien-Palaſte, welcher recht maleriſche Trümmer abgiebt, findet man jetzt ſtets müſſige Arbeiter umherbummeln, welche ſich an dem Zerſtörungswerke zu weiden ſcheinen, das ſie diesmal für etwas längere Zeit durchgeſetzt haben. Ich bitte um Entſchuldigung wegen des nicht recht ſchriftmäßigen Ausdrucks „bummeln", und kann wohl auf Verzeihung rechnen, weil es hiſtoriſch ganz unzweifelhaft ſehr alt iſt. Im Franzöſiſchen heißt bummeln flaner, welches Wort aus der normanniſchen Mundart ſtammen ſoll, die es wieder aus dem Isländiſchen hat, in welchem es „blindlings herumlaufen" bedeutet. Dies bei Gelegenheit; die Stammbäume der Wörter ſind zuweilen eben ſo ſonderbar, wie diejenigen der Menſchen.

Der Tuilerien-Garten iſt noch immer der Hauptſpazier- und Spielplatz für die Kindermädchen und Kinder der wohlhabenderen Klaſſen und auf ſeinen zahlreichen Miethsſtühlen laſſen ſich noch immer alte Herren nieder, welche mit ihrem Vormittage ſonſt nichts anzufangen wiſſen, und es vorziehen,

den Kindern zuzusehen, statt Zeitungen in den Kaffeehäusern zu lesen. Es giebt auch wohl Spaziergänger und Spaziergängerinnen, obgleich ihre Zahl gegen frühere Zeiten beträchtlich abgenommen hat, denn heute geht man nicht so gern, heut fährt man lieber spazieren, obgleich dies gerade kein Gewinn für die Gesundheit und den Genuß ist. Der Concordien-Platz, der nun folgt, ist eigentlich eine recht ungemüthliche Prachtanlage. Sein Obelisk und die allegorischen Darstellungen der Französischen Städte, darunter noch immer das verhüllte Straßburg, sollen den Ruhm Frankreichs verherrlichen; man kann aber doch nicht umhin, auf diesem Platze auch daran zu denken, daß hier der Kopf Ludwigs XVI. fiel, und daß im Jahre 1871 das deutsche Heer dort seine Siegesparade abhielt. Jetzt scheint mir der ganz und gar mit Asphalt belegte Riesenplatz keine andere Bedeutung zu haben, als daß auf ihm recht viel Leute übergefahren werden. Auf solchem weiten Platze mit zahlreichen Ausgängen kreuzen sich nämlich die Wagen in allen Richtungen, und der Fußgänger, der ihn ebenfalls zu kreuzen hat, kann auf dem Asphalt nicht die Gefahren vorher hören, welche ihn von allen Seiten her bedrohen. In England hat man längst mit derartigen lebensgefährlichen Plätzen ein Ende gemacht und das mittlere Stück aller öffentlichen Plätze entweder mit einem Gitter umgeben und mit Rasen und Bäumen bepflanzt, also aus dem Platze ein sogenanntes Square gemacht, oder man hat auf andere Weise, wie auf Trafalgar Square in London, es unmöglich gemacht, daß Wagen den Platz anders kreuzen, als indem sie längs einer seiner Seiten fahren.

Die Elysäischen Felder, nur um weniges größer als der Tuilerien-Garten, weisen wohl die größte Mannichfaltigkeit von Volksunterhaltungsplätzen für den höheren, wie für den niederen Geschmack auf, welche auf so kleinem Raume überhaupt in der Welt vorkommt. Es werden hier dem Auge wie dem Ohr

Genüſſe nehmen, welche vom Salon im Industrie-Palaſte, d. h. der jährlichen Ausſtellung moderner Gemälde, welche jetzt wohl von ganz Europa als die vornehmſte und leitende ihrer Art anerkannt iſt, bis herab zu den Panoramen, und von den Concerten Musard, wenn für Paris Musik, was der Volksgarten für Wien, bis herab zu den zahlreichen Café Chantants, von welchen hier eine Hammermuſik ihr Singer aufgeſchlagen hat, rangiren. Das Schauſpiel aber iſt hier nur durch ſeine ganz tragiſchen Abarten, den Sommercirkus und die Puppenſpielbuden vertreten, in welchen Polichinel oder Pierrot ihr Weſen treiben.

Die Gemäldeausſtellung im Salon des Industrie-Palaſtes findet jährlich in den Monaten Mai und Juni statt. Man wird ſich in denſelben jetzt durch ein gewiſſes Wiederaufleben der Kirchenmalerei in Frankreich überraſcht fühlen, zu welcher ſchon vor Jahrzehnten Ingres den Anſtoß gab und mit welcher die zahlreichen Gemälde contraſtiren, welche Vorgänge aus dem heidniſchen Alterthum darſtellen, vorzüglich aus dem erſten Jahrhundert der Römiſchen Kaiſerzeit, die hauptſächlich durch Gerôme eingeführt wurden. Jene religiöſen Gemälde der Neuzeit aber ſind keineswegs mehr, was die Kirchenmalerei im vierzehnten, fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert war, nämlich Darſtellungen, in welchen die menſchlichen Stimmungen aller Art, ſelbſt harmloſe Luſtigkeit, zum Ausdruck kamen. Jetzt herrſcht in der Franzöſiſchen Kirchenmalerei eine ernſte Myſtik vor: die Realität iſt mehr und mehr aus ihr verbannt worden und ſie ſtrebt nach ſtrenger Idealität. Wahrſcheinlich iſt dies weniger auf den eigenen Geſchmack der Maler, als auf den Einfluß zu ſchieben, welchen der Prieſterſtand, als Beſteller der Gemälde, auf ſie ausübt. Die katholiſchen Prieſter der Gegenwart ſind etwas gar Verſchiedenes von demjenigen, was die katholiſchen Prieſter des ſechzehnten Jahrhunderts waren. Es ſind nicht mehr die lebensluſtigen Prälaten, welche an allen Dingen Gefallen

finden, woran es andere Leute auch thun. Sie sind trübe und sauer geworden; es kommt ihnen nur noch auf die religiösen Ideen an; die ästhetische Rücksicht ist ihnen nichts mehr. Sie finden sich daher nur noch durch einfache, bescheidene, keusche Wiedergabe desjenigen befriedigt, was in den Büchern des neuen Testaments oder im Schatze der Legenden enthalten ist. Ingres hat mit seinem, jetzt im Palaste des Luxembourg befindlichen Gemälde: Jesus, welcher dem Petrus in Gegenwart der Apostel die Schlüssel des Paradieses übergiebt — für diese neue Schule von Kirchenmalerei in Frankreich den Ton angegeben. Sie strebt aber nichtsdestoweniger nach technischer Vollendung und scheut die lebhaften Bewegungen wenigstens nicht. Mit der präraphaelitischen Schule in England, welche von dort durch Overbeck auch nach Deutschland verbreitet worden ist und welche in peinlich genauer Detailmalerei eine Hauptsache sieht, darf man sie nicht zusammenwerfen.

Ganz verschieden ist die durch Gerôme ins Leben gerufene Schule, welche sich bemüht, die heidnische Geschichte des Alterthums, welche wir uns unwillkürlich nach der Art der vorhandenen antiken Bas-Reliefs und Wandgemälde wenigstens in unserer Phantasie vorzustellen pflegen, durch reale Darstellungen zu veranschaulichen, bei welchen die antiquarische Wissenschaft fleißig zu Rathe gezogen ward, so daß die Kleidungen zu der bestimmten Zeit passen und auf die richtigen Maße der einzelnen Theile des Römischen Privathauses, der Foren, Theater, Amphitheater und Circen, Rücksicht genommen ist. Gerôme hat, nachdem er sich fast in allen Zweigen der Malerei versucht hat und in jedem etwas besonderes Werthvolles geleistet, selbst in der Landschaft, für welche er sich Egypten auserwählte, gefunden, daß eine gewisse unüberwindliche Neigung bei ihm zur fast karrikirt zugespitzten Darstellung, welche z. B. in seiner „Phryne vor den Richtern" besonders scharf zum Ausdruck kommt, ihm eigentlich

nicht erlaube, sich mit historischen Bildern zu nahe an die Gegenwart heranzuwagen und ihm selbst das Mittelalter verschließe, so daß er sich am besten auf das Alterthum und zwar auf seine anekdotischen Züge und seine uns am fernsten liegenden Sitten beschränkte. Auch der Genremaler Meissonier, welcher jetzt wohl unter allen Malern Europa's die höchsten Preise erzielt, wegen der Vereinigung von erfinderischem Witz und gewissenhafter Treue in der Darstellung, selbst des Nebensächlichen, z. B. in scharfer Berücksichtigung der Möbelabnutzung u. s. w., begann damit, zunächst sich von der Gegenwart fernzuhalten und zuerst auf das sechzehnte, dann auf das siebzehnte, dann wie unser Menzel auf das achtzehnte Jahrhundert sich zu concentriren, ist ja aber jetzt auch beim neunzehnten angekommen und hat hier vielleicht die größten Erfolge aufzuweisen, und auch hierin ist ihm Menzel parallel geblieben, der denn auch von allen deutschen Malern, neben Knaus, die größte Anerkennung in Frankreich findet.

Mit der Schlachtenmalerei im Stile der Gemälde in der National-Gallerie im Versailler Schlosse ist es in Frankreich jetzt zu Ende, indem die Franzosen den Zweig der Siegesmalerei nothgedrungen ihren deutschen Besiegern überlassen haben. So weit sie jetzt noch Soldaten in Uniform malen, malen sie ihre Soldaten höchstens in verlorenen Schlachten, natürlich auch nur älteren, wie Waterloo, und gefallen sich besonders darin, irgend einen Rekruten, der an die Familie und die engere Heimath denkt, als Schlachtopfer darzustellen. Und es ist nicht zu leugnen, daß die traurigeren Gemüthserregungen, welche den Krieg begleiten, ein weit geeigneterer Vorwurf für malerische Darstellung sind, als Hauptactionen und Scenen in Schlachten, wobei es schließlich auf weiter nichts ankommt, als daß genaue Rücksicht darauf genommen werde, welche Truppentheile an der Action Theil nahmen, durch welche Passepoilirung

und welche Regimentsnummer sie sich unterscheiden, welche Personen dabei waren, deren Portraits verlangt werden können, und welche schließlich eine wie die andere aussehen, wie man das in der Versailler National-Gallerie bis zur Ermüdung beobachten kann.

Am unzweifelhaftesten tritt der Vorsprung der Französischen Malerschule vor allen übrigen in Europa jetzt in der Landschaftsmalerei zu Tage. Vorzüglich wegen der Fülle der vortrefflichen Leistungen, neben welchen in Deutschland eigentlich nur der verstorbene Hildebrand, welcher durchaus nach Französischer Art malte, nur daß er vielleicht nicht ganz gleich sorgfältig verfuhr, wie seine Pariser Lehrmeister, genannt werden kann.

Faßt man die Eindrücke zusammen, welche man in der Frühlings-Gemäldeausstellung im Salon des Louvre empfängt, so kommt man bald zu der sehr festen Ueberzeugung, daß Paris ungefähr ebenso an der Spitze der modernen Malerei, vorzüglich in Bezug auf die Technik, steht, wie immer noch an der Spitze der Kleidermode und der Tagesliteratur für die Bühne. Noch folgt in allen diesen drei Zweigen wenigstens das ganze Festland, von der Wolga bis zum Tajo, denselben ausgegebenen Losungen, und diese werden in Paris ausgegeben. Auch Wien und Berlin, obgleich sie nach einer selbstständigeren Stellung zu streben beginnen, vorzüglich das erstere, sind darum immer doch noch nur Nebensonnen der Hauptsonne an der Seine, ähnlich wie Lissabon und Madrid, wie Brüssel und Amsterdam, wie Kopenhagen und Stockholm, wie Petersburg und Moskau. Nur im Sitze der ältesten Cultur im christlichen Europa, in Italien, und in den Sitzen der Cultur der Zukunft, in den angelsächsischen Ländern, nicht blos jenseits des Oceans, sondern schon jenseits des Canals, in England selbst, wird die metropole Stellung von Paris nicht in gleicher Weise anerkannt, wie in den übrigen Romanischen und Germanischen und vor Allem in

den Slaviſchen Ländern, und iſt es in der That wohl niemals geweſen. Italien iſt dazu viel zu ſtolz, und zwar mit Recht, auf die ganze Geſchichte der Cultur innerhalb ſeiner eigenen Grenzen. Dies gilt aber ganz im Beſonderen von ſeiner Malerei. Sämmtliche Angelſächſiſche Länder aber blicken mindeſtens ebenſo viel auf London als ihre gemeinſchaftliche Cultur-Metropole wie auf Paris. Und London geht nun, wie wir bald ſehen werden, einmal durchaus ſeine eigenen Wege, welche niemals genau mit denen von Paris ſtimmen. Dies gilt nicht blos von der Kleidermode und vom Theater, ſondern z. B. auch von der ganzen Kunſtinduſtrie und in dieſem Jahrhundert auch ganz beſonders von der Malerei. Im Jahre 1855 hatten die Franzoſen, nach eigenem Geſtändniß, zu ihrem großen Erſtaunen zu entdecken, daß eine Engliſche Malerei in London entſtanden ſei, welche ſich gar nicht mehr um die Pariſer Technik und die Geſchmacksrichtung des Feſtlandes kümmere, welche ihre eigenen, zum Theil ſehr eigenſinnigen und unduldſamen Schulen bilde, deren Leiſtungen ſich aber darum doch nicht über die Achſel anſehen ließen, ſondern wohl eine nachdenkliche Aufmerkſamkeit verdienten. Auf der zweiten Franzöſiſchen Weltausſtellung im Jahre 1867 faßten die Franzöſiſchen Preisrichter ihr vergleichendes Urtheil darin zuſammen, daß während die Malerei ſämmtlicher Europäiſchen Länder, unter welcher die ſtabile Italieniſche keine Rolle mehr ſpielt, als eng mit einander zuſammenhängend, ſich mit Franzöſiſchem Maße meſſen laſſe, daſſelbe auf die Engliſche Malerei, welche jetzt ganz abgetrennte Ziele verfolge und durch ſchwierige, aber auch nur mit Schwierigkeit verſtändliche Leiſtungen überraſche, nicht mehr anwendbar ſei. Die trennende Bedeutung des Canals iſt in Frankreich vielleicht unter allen continentalen Ländern *zuerſt*, jetzt, wo ſie ſich allerdings immer fühlbarer macht, endlich verſtanden worden.

Der Induſtrie-Palaſt in den Elyſäiſchen Feldern, deſſen

Salon nun, im Erdgeschoß für Bilderhauerwerk, im oberen Stockwerk für Gemälde, zur Aufnahme der jährlichen Kunstausstellungen der neuesten Werke benutzt wird, zu welchen auch ausländische Aussteller zugelassen werden, ward im Jahre 1855 von einer Privatgesellschaft für die damalige Weltausstellung errichtet und ist später von der Regierung gegen Entschädigung übernommen worden, welche ihn als sehr brauchbar fand, um alle mögliche Arten periodischer Ausstellungen, also Kunstausstellungen, Kunstindustrieausstellungen, Gewerbeausstellungen, Frucht- und Blumenausstellungen u. s. w., eine nach der andern darin unterzubringen. Es ist offenbar richtig, für solche nur periodischen Ausstellungen ein eigenes gemeinschaftliches Gebäude zu haben, statt eine ganze Anzahl besondere, welche, jedes einzelne, den größten Theil des Jahres hindurch leer stehen würden.

Jetzt ist dieser sogenannte Industrie-Palast fast niemals ganz unbesetzt von irgend welcher derartigen Ausstellung und es kann demzufolge auch ein Theil des Personals und der Nebeneinrichtungen, deren alle solche Ausstellungen bedürfen, wie Restaurant, Garderobe u. s. w., dauernd und demzufolge billiger im Gange erhalten werden. Auch in London hat man, wie wir sehen werden, ähnliche Vorkehrungen treffen zu müssen geglaubt, und sie sollten in keiner der Städte fehlen, welche Anspruch darauf erheben, echte Haupt- und Millionenstädte zu sein. Die National-Gallerie in Berlin, welche eröffnet worden ist, seit ich Culturbilder auch aus Berlin schrieb, bietet für solche Zwecke viel zu kleine Räumlichkeit und ist ja auch in ihrem Haupttheile ausschließlich dazu bestimmt, classische nationale Werke der Gegenwart aufzunehmen, wie in Paris die Gemäldegallerie im Luxembourg und die Gallerie für nationale Geschichte in Versailles. Was in Paris der Salon im Industrie-Palaste, das bedeutet in Berlin bis jetzt nur noch die lange Zimmerflucht im oberen Stockwerk des Gebäudes der Aka-

demie für bildende Künste unter den Linden, welche denn wirklich größtentheils ganz unbenutzt dasteht, so lange die akademische Ausstellung nicht stattfindet. Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß auch darin die jährliche Salonausstellung von der unsrigen sich unterscheidet, daß eben nicht blos inländische, sondern auch ausländische Aussteller an ihr Theil nehmen, welches regelmäßig geschieht, aber freilich mit der Beschränkung, daß sie von ausreichender, auch internationaler, Bedeutung sein müssen, um zugelassen zu werden. Es kommen also stets nur ganz vornehme Werke des Auslandes, vor welchen sich das Französische Selbstgefühl auf dem Gebiete der bildenden Künste in der Concurrenz nicht scheut. Die Ausstellung im Salon ist dadurch zu einer Ausstellung der kosmopolitischen Aristokratie der Kunst geworden und die Zulassung zu derselben hat für ausländische Aussteller einen viel höheren Werth, auch in geschäftlicher Beziehung, als wenn sie zu Hause den Titel eines akademischen Künstlers und dergleichen mehr erlangen. Mit Genugthuung kann man sagen, daß unter den Nationen, welche Maler und Bildhauer gestellt haben, deren Name auch in Paris Klang hat, jetzt auch Deutschland nicht mehr fehlt.

XXVI.

Die Gemäldesammlungen im Palast Luxembourg für die Kunst der Gegenwart und Zukunft und im Versailler Palast für die Nationalgeschichte.

Unter den beiden öffentlichen Sammlungen neuer Gemälde in Paris, deren ich schon kurz erwähnte, der Gallerie im Palast Luxembourg und der historischen Gallerie im Schlosse von Versailles, entspricht die erste demjenigen, welches wir jetzt auch in Berlin in der National-Gallerie haben. Es soll hier die neu entstandene Classicität Aufnahme finden, sobald es unzweifelhaft geworden, daß ein neueres Kunstwerk ein classisches ist und bleibenden Werth hat. In Paris hat man für diese Gemäldesammlung im Louvre die Bestimmung getroffen, daß je zehn Jahre nach dem Tode des einzelnen Künstlers verstrichen sein müssen, ehe ein Werk von ihm hier Aufnahme finden kann. Diese Bestimmung fehlt noch in Berlin, es kann ja aber sein, daß man sie später nachholt, etwa nachdem alle diejenigen, von denen jetzt Kunstwerke Aufnahme fanden, mehr als zehn Jahre todt sein werden. Denn daß es etwas Mißliches hat, Werke berühmter, lebender Künstler nicht aufzunehmen, wenn dies nicht überhaupt verboten ist, fängt bei uns schon an, sich herauszustellen. Wo vielleicht blos der Zufall entschieden hat, können auf diese Weise doch bittere Animositäten hervorgerufen werden, zu denen ja gerade Künstler überhaupt geneigt sind. Die Anlage einer Kunstsammlung aber, welche in sich aufnimmt, was Anspruch auf den Titel der Classicität hat, scheint mir nicht blos eine nationale und millionenstädtische Pflicht, sondern eine Pflicht für jede Stadt

überhaupt, welche etwas auf sich hält, vorzüglich, wenn sie selbst der Sitz künstlerischer Bestrebungen ist. In Leipzig, in Köln und in Frankfurt am Main, obgleich diese Städte weder jemals kleinstaatliche Hauptstädte, noch Sitze namhafter Künstlerschulen, wenigstens nicht in neuerer Zeit waren, hat man diese Pflicht vollständig begriffen. In Hamburg, Bremen und Breslau, in welchen Städten sich, vorzüglich in den beiden zuerst genannten, ganz ausgezeichnete Gemäldesammlungen im Privatbesitz befinden und welche alle drei über große Mittel verfügen, hat man es noch nicht. Und doch ist in Deutschland überhaupt, bei dem Vorantritt so zahlreicher Residenzen, darunter Dresden und München, und ehemaliger Residenzen, wie Hannover und Kassel, in der Pflege der bildenden Künste, wie man denken sollte, ein ungewöhnlich günstiger Boden für die Ausbreitung von Museen auch der modernen Kunst über die ganze leuchtende Perlenschnur seiner Städte, unter denen es ja auch noch zahlreiche Sitze von Malerschulen giebt, wie Karlsruhe, Weimar und in neuester Zeit Danzig.

Für die Bestimmung, daß erst zehn Jahre nach dem Tode des einzelnen Künstlers ein Werk von ihm Aufnahme in die Sammlung des Palastes Luxembourg finden dürfe, haben die Franzosen aber auch noch eine andere Rechtfertigung bereit. Ein namhafter Französischer Kunstkritiker, ein Architekt, versuchte mir einst das Gefühl zu erklären, aus welchem diese Rechtfertigung geschöpft wird. „Was ist classisch?“ sagte er. „Dies ist ein eigentlich unübersetzbares lateinisches Wort, entnommen der Volkseintheilung des Servius Tullius, und bedeutete die Römischen Bürger, welche zu einer höheren Klasse gehörten, gegenüber denjenigen der letzten größten Klasse, den capite censis, den Proletariern. Es hieß also etwa vornehm, und ungefähr dies bedeutet es auch jetzt noch. Vornehm in der Kunst kann man doch aber nur dasjenige nennen, was dem Geschmack

aller Zeiten so erscheint, und nicht blos dem Modegeschmack. Gerade wir Franzosen aber sind beständig in der Gefahr, für vornehm zu halten, was blos modisch ist. Wir sind die größten Modenarren in Europa."

Hier unterbrach ich ihn und bemerkte: Nein, die Engländer sind noch größere.

„Da haben Sie Recht! aber die rechne ich nicht zu Europa. Wenn wir nun", fuhr er fort, „uns nicht dagegen schützen, durch Festsetzung einer Frist, während welcher die Mode wahrscheinlich gewechselt hat, für classisch halten, was blos modisch ist, schweben wir in Gefahr, werthloses Zeug in unsere classisch sein sollende Sammlung aufzunehmen. Zehn Jahre Frist sind mir eigentlich immer noch nicht genug. Auch die bildende Kunst, vorzüglich die Malerei, hat nun einmal Moden, aber diese scheinen mir langsamer zu wechseln, als von zehn zu zehn Jahren."

Man wird dies doch wohl gelten lassen? Ebenso gut wie die Franzosen ihren Racine, haben auch wir unsern Gleim und Rammler, einst für classische Dichter gehalten; ebenso gut wie sie ihren Boucher und Watteau, haben auch wir unsern Eduard Bendemann mit seinem trauernden Königspaar und seinen trauernden Juden und Räubern für einen classischen Maler gehalten, bis diesem trauernden Quark Adolf Schrödter mit seinen trauernden Lohgerbern ein Ende machte. Die Franzosen waren uns eben nur in derartigen Verirrungen um etwa hundert Jahre voraus. Nicht immer, aber sehr häufig macht die Mode derartige quere Sprünge, denen das Urtheil über Classicität durchaus nicht folgen kann. Unser Menzel ist gewiß ein großer Maler, aber wenn sein Bild der Königshütte in Oberschlesien, das technisch vollendetste, welches er gemalt hat, und dessen reiner Modepreis der höchste gewesen ist, welcher je in Deutschland vorgekommen, nicht in unserer National-Gallerie hinge,

würde unseren Enkeln die traurige Pflicht erspart sein, uns tüchtig auszulachen, damit sie die Verantwortung für uns nicht zu übernehmen brauchen.

Nur wo es sich um die Geschichte der bildenden Kunst handelt, haben auch solche Kunstwerke einen Anspruch auf Beachtung, welche nicht die classischen Anläufe, sondern die modischen Verirrungen der verschiedenen Zeiten vertreten. Gehört jenes Bild Menzel's der Königshütte, welches deren Actionaire bestellt haben, nicht in unsere National-Gallerie, so gehören doch die Höllenbilder des Breughel in die Museen, welche, wie das Museum des Louvre, die Geschichte der Kunst darstellen sollen.

Uebrigens ist zu bemerken, daß der vorsichtige Beschluß der Franzosen, die Werke neuerer Künstler erst zehn Jahre nach deren Tode in die Sammlung des Luxembourg aufzunehmen, zwar nach dem Buchstaben, aber keineswegs nach dem Sinne ausgeführt wird. Sie stellen nicht gleich im Luxembourg auf, aber sie kaufen doch an, und die Zeitungen melden rasch genug, daß es geschehen ist. Bei diesem System wird den rasch wechselnden Regungen der Mode also doch Gelegenheit gegeben, sich geltend zu machen. Hernach, wenn nicht ausgestellt wird, was doch angekauft worden ist, spricht kein Mensch mehr davon. Dasjenige, was man nicht sieht, hat uns Bastiat gelehrt, stellt man nicht in Rechnung.

Bis jetzt haben in die Gemäldesammlung des Palastes Luxembourg, sowie in seine Sculpturensammlung, die das Erdgeschoß birgt, kaum zahlreichere Kunstwerke Aufnahme gefunden, als in die Berliner National-Gallerie, und es sind doch der ursprünglichen Bestimmung zuwider, auch angekaufte Gemälde von Malern schon ausgestellt, welche, wie Rosa Bonheur, Baudry, Gerôme und Meissonier, noch leben. Es ist eben auch nur ein Anfang, bei welchem man sich vorläufig bestrebte zu zeigen, was zu erwarten sei, während das strenge Gesetz erst später Geltung

zu erhalten bestimmt ist. Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach. Uebrigens nimmt jeder fremde Besucher aus der Gemäldesammlung des Luxembourg wohl denselben Eindruck mit nach Hause, wie aus der jährlichen Gemäldeausstellung im Salon des Industrie-Palastes. Die Französische Malerschule, aber nicht in gleichem Maße die Französische Bildhauerschule, steht jetzt an der Spitze von Europa.

Auch in die Sammlung des Luxembourg-Palastes, wie in ihre jährliche Gemäldeausstellung, haben die Franzosen keinen Anstand genommen, Arbeiten ausländischer Künstler, vorzugsweise Deutscher, darunter z. B. Knaus, aufzunehmen. Soll das heißen: Frankreich ist ein kosmopolitisches Land? Und dann vielleicht: Paris ist die kosmopolitische Culturhauptstadt? oder soll es heißen: wir betrachten die Kunst und die Anerkennung der Kunst als etwas, für welches die Nationalgrenzen nicht existiren und geben hiermit den anderen Nationen ein Beispiel, wie man sich der ausländischen verdienstvollen Kunstleistung gegenüber zu verhalten hat? Hoffen wir, daß es dies bedeutet. Von den Bildern von Knaus hat „der Spaziergang" Aufnahme gefunden.

Der Garten des Luxembourg-Palastes, Hauptspaziergang für die Studenten in Paris, dient zugleich als Annex zu der Sammlung für moderne classische Bildhauerwerke, welche das untere Geschoß des Luxembourg-Palastes füllt. Es steht hier eine Statue der Velleda, jener angeblichen Weissagerin, vielleicht Dichterin, der Brukterer, welche sich im Jahre 70 nach unserer Zeitrechnung an der Spitze eines Brukterischen Heerhaufens, an den Civilis anschloß, als er sich an der Spitze der Bataver gegen die Römische Herrschaft erhob. Die Statue ist von Maindron und eine recht lebensvolle Schöpfung. Dies macht ungefähr den Eindruck, als ob im Thiergarten eine Bildsäule der Jungfrau von Orleans stände. Die Velleda ward von den Soldaten Vespasians gefangen und, wie früher Thusnelde, im Triumphe durch Rom geschleppt.

Von dem hintern Ausgange des Luxembourggartens sind es nur noch wenige Schritt nach dem Bahnhofe der Eisenbahn nach Versailles auf dem linken Seine-Ufer. Jetzt, wo fünf Jahre hindurch die Volksvertretung im Schlosse von Versailles getagt hat, ist der Verkehr zwischen Paris und Versailles auf den Eisenbahnen beider Ufer wieder beträchtlich lebhafter geworden, als er lange Zeit hindurch war, während nur die historische Gemäldegallerie im Schlosse und das Springen der Wasserkünste an den ersten Sonntagen in jedem Monat die Anziehungskraft für Versailles bildeten. Versailles war früher für Paris kaum, was Potsdam für Berlin ist, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß beide Wege nach Versailles, der auf dem linken, wie der auf dem rechten Seine-Ufer, an landschaftlichem Reize, wie an Abwechselung reich sind. Zwischen beiden Eisenbahnen läuft die alte, jetzt mit einem Tramway versehene Landstraße. Diese Landstraße hat wunderbare Schauspiele gesehen, welche wohl in der Welt nicht leicht wieder vorkommen werden, und zwar schon seit den Zeiten Ludwigs XIV. und hinunter bis in unsere Zeit, bis zur Belagerung von Paris durch die Deutschen und dann durch die Franzosen selbst und bis zum Brande von Paris. Das Außerordentlichste wird aber immer noch der Zug der Hallenweiber nach Versailles im Jahre 1792 bilden und ihre Rückkehr mit dem eingefangenen Hofe und mit den frisirten Köpfen der Leibgardisten auf ihren Piken. Alles, was man hätte malen können, und zwar nach Vorbildern in nächster Nähe, ist auf der historischen Gemäldegallerie in Versailles nicht gemalt.

Diese historische Gemäldegallerie, die einzige von so ungeheurer Ausdehnung in der Welt, ward zuerst durch König Ludwig Philipp im Jahre 1832 angelegt, und zwar anfangs gänzlich auf eigene Kosten. Die Julirevolution, welche ihn auf den Thron erhob, ist denn auch viel ausgiebiger darin bedacht worden, als die große Revolution von 1789, zu welcher sich die späteren

Französischen Revolutionen doch nur verhalten, wie der Hohlgang der See zum ursprünglichen Sturm, und noch weit mehr treten in dieser Sammlung historischer Bilder, an welchen der Pinsel des Horace Vernet den verdienstvollen Antheil hat, die Schlachtenbilder, sowohl aus dem Mittelalter, wie aus der Zeit Ludwig XIV., wie vor Allem aus dem ersten Kaiserreiche und dann auch aus dem Afrikanischen Kriege und aus den Kriegen des zweiten Kaiserreiches in den Vordergrund. Ich habe schon früher erwähnt, daß dieser Französischen Schlachtenmalerei, in welcher allerdings vieles Staunen erregende, aber noch mehr Leeres, blos Schematisches geleistet worden ist, jetzt wohl für immer ein Ende gemacht worden ist. In der Spiegelgallerie des Versailler Schlosses, dem eigentlichen Mittelpunkte der ganzen historischen Gemäldesammlung, fand bekanntlich am 18. Januar 1871 die Proclamation der Wiederherstellung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm und die übrigen mit ihm verbündeten Deutschen Fürsten statt.

Auch hier ist, wie für das Museum im Louvre, ein Schloß, welches als solches nicht mehr benutzt und bewohnt wird, für die Aufnahme einer Kunstsammlung hergegeben worden. Dasselbe ist ja auch beim Luxembourg-Palaste eingetreten, welcher einst den Anfang der Versailler Sammlung barg, den dann Ludwig Philipp von dort nach hier schaffte. Also schon aus drei Pariser Palästen wurden Gebäude für Kunstsammlungen. Aber die endgültige Bestimmung des Versailler Schlosses steht noch keineswegs fest. Schon jetzt ist ein recht großer Theil desselben für die gesetzgebende Körperschaft mit Beschlag belegt und ganze Stücke der historischen Gemäldesammlung, wie z. B. Alles, was sich auf die Einsetzung der Dynastie Orleans bezieht, sind deswegen für den Beschauer unzugänglich. Auf die Dauer werden sich diese neue politische Verwendung und die Gemäldesammlung, welche ja zugleich eine Kritik des Landes in seinen Uebergangs-

wehen ist, nicht unter demselben Dache mit einander vertragen. Wer wird dann auszuwandern haben? Ich glaube noch eher die Gemäldesammlung als die Gesetzgebung. Die Gesetzgebung hat sich in Versailles befunden, weil sich ihr Aufenthalt in Paris als zu gefährlich für die ruhige Stimmung herausgestellt hatte, deren sie bedarf. An dieser Gefahr ist nichts geändert, was uns auch Herr Gambetta vorerzählen mag. Ein neuer Versuch, nach Paris zu gehen, kann zu neuen Erfahrungen führen, welche den bisherigen ähnlich sehen. Die Communisten sind nicht ausgestorben in Paris und dürsten nach Rache, wenn sie diesen Durst auch jetzt zu verbergen wissen. Wenn aber die Gesetzgebung nicht in Paris heimisch werden kann, wo soll sie vorläufig bleiben als in Versailles? Dann aber kann die historische Gemäldesammlung nicht da bleiben. Nun giebt es ja noch einen Palast zur Disposition, welchen sie beziehen kann, nämlich die Tuilerien, welche sich leicht für sie herrichten lassen. Ich glaube wirklich, dazu wird es schließlich kommen, wenigstens wenn es nicht wieder zu einem Souverain kommt, der wahrscheinlich ebenfalls sich hüten wird, gerade die Tuilerien zu beziehen. Für Souveraine heften sich zu unangenehme Erinnerungen an ihr Gitter. Auch dann also könnte die historische Gemäldesammlung hier Platz finden, welche zum Theil darstellt, was ringsum geschehen ist. Der geographische Congreß und eine geographische Weltausstellung haben schon hier im vorigen Jahre ihre Unterkunft gefunden. Schließlich würde dann der ganze ungeheure Gebäudecomplex, welcher im Osten mit dem Louvre beginnt und im Westen mit den Tuilerien endet, und welcher in der Geschichte Frankreichs Jahrhunderte hindurch eine so große Rolle gespielt hat, von der Bluthochzeit im Jahre 1572 bis zum Brande von Paris im Jahre 1871, also gerade dreihundert Jahre, sich in ein bloßes Denkmal der Gewaltgeschichte und der Künste verwandeln, welche im Jahre 1871 ihren Ab-

schluß erreicht haben. Nämlich, wenn nicht Alles doch noch schief abläuft.

Ein Ansatz zu einer ähnlichen historischen Gemäldegallerie ist in unserm Berliner Rathhause versucht worden und auch in Wandgemälden des Dresdener Königsschlosses; aber es dürfte doch klüger sein, wenn wir in Deutschland unsere frühere Geschichte nicht zu amtlichen Darstellungen benutzen, ähnlich wie es die Römer verboten, ihre politische Geschichte durch Sculptur, durch Malerei, oder auf der Bühne zu illustriren, sondern nur die Griechische Geschichte dafür freigaben.

XXVII.

Das Museum von Cluny und die Pariser Kunsttischlerei und Bronceindustrie. Die Sammlung des Conservatoriums der Kunst und Gewerbe. Der Pflanzengarten.

Eine öffentliche Sammlung im Sinne des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, des Bairischen Nationalmuseums und des noch ganz in Entstehung begriffenen Gewerbemuseums in Berlin ist in Paris eine viel ältere Schöpfung großstädtischer Culturbestrebung, als in irgend einer andern modernen Großstadt. Eine Sammlung kunstindustrieller Arbeiten aus der Zeit der Renaissance gehörte schon dem Museum für ältere Sculptur und Malerei aller Völker im Louvre an, sowie eine Sammlung älterer Französischer Töpferwaare dem Nationalmuseum in Versailles, als ein wohlhabender Privatmann, Du Sommerard, welcher sich der Leidenschaft ergeben hatte, Römische und Mittelalterliche Alterthümer aller Art zusammenzubringen, die Ueberreste des Römischen Palastes auf der Südseite der Seine an sich brachte, welche schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch ihre früheren Besitzer, die Aebte des Benedictiner Klosters zu Cluny, in ein kleines Schloß oder Hotel verwandelt worden waren, welches eben deswegen den Namen Hotel von Cluny erhielt. In diesem Hotel stellte nun Herr Du Sommerard seine buntscheckige Sammlung von Alterthümern auf. Dies geschah zuerst im Jahre 1833, und als er im Jahre 1842 starb, erwarb der Staat Schloß und Sammlung. Hier war also eine Sammlung Römischer und Mittelalterlicher Alter-

thümer in einem Gebäude untergebracht, welches selber theilweise der Römerzeit und theilweise dem Mittelalter angehörte und sogar in der politischen Geschichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielt. Denn es steht z. B. vollständig fest, daß der Römische Kaiser Julianus der Abtrünnige auf dem Hofe dieses Gebäudes von einem Soldaten, welcher den richtigen Augenblick ergriff, ohne eigenes Vorwissen, aber durchaus nicht wider Wunsch, zum Kaiser ausgerufen wurde; daß ferner die ersten Fränkischen Könige der Pariser Linie hier ihren Sitz aufschlugen und daß endlich, am Schlusse des Mittelalters, die Wittwe des Französischen Königs Ludwig XII. und Schwester des Englischen Königs Heinrich VIII. hier wohnte, indem die Aebte von Cluny das Schloß zu solchen Zwecken den Französischen Königen zur Verfügung gestellt hatten. Die zierliche Spät-Gothik, in welcher das Schloß erbaut ist, erinnert denn auch alsbald an die berühmte Capelle Heinrich's VIII. in der Westminster-Abtei, welche gewöhnlich als der prunkvolle Abschied des echtgothischen Baustils von der Welt überhaupt angesehen wird.

Die Masse und Mannichfaltigkeit der hier zusammengebrachten Gegenstände ist bei dem Reichthum Frankreichs an Ueberbleibseln aus dem Alterthum, wie vorzüglich aus dem Mittelalter, aus der Zeit vom vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert fast sinnverwirrend, und der blos neugierige Beschauer hat hier jedenfalls nicht so viel Genuß zu erwarten, als die Kunstindustrie Belehrung. Daß sie solche aus diesem Museum in Fülle geschöpft hat und zu schöpfen fortfährt, beweisen die Werkstätten und Verkaufslocale der Kunstindustrie aller Art in der Stadt, welche für Paris noch immer den vornehmsten Platz in Europäischer Kunstindustrie sichern.

Der Einfluß des Museums von Cluny läßt sich dabei mit Händen greifen. Es ist erfreulich zu sehen, vorzüglich auf

dem Gebiete der Kunsttischlerei und der Broncefabrikation, daß in neuerer Zeit der üppige Wuchs schöner Formen in der Zeit der frühen Renaissance, verglichen mit den Erfindungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, sich für die modernen Nachahmungen oder neuen Anwendungen immer mehr geltend macht. In der Kunsttischlerei stehen in Paris, unter vielen ganz ausgezeichneten Werkstätten, die Werkstätten von Fourdinois und von Grohè an der Spitze. Will man sehen, was auf dem Gebiete der Kunsttischlerei, in gutem Geschmack wie in sauberer Arbeit, geleistet werden kann, so beachte man vorzüglich die prachtvollen, aber auch sehr theuren Bücherschränke, welche aus der Werkstatt von Fourdinois hervorgehen. Wie in der Zeit, als der Renaissancegeschmack in der Kunstindustrie seine Gipfelhöhe erreichte, findet man hier alles Ornament bis auf das denkbar Feinste ausgearbeitet; alle noch so kleinen Blättchen, welche gleich sein sollen, sind wirklich gleich, ohne alle Anwendung von Maschinenkraft und Schablone bei ihrer Herstellung; überall wird das Ornament, wie es beim richtigen Renaissanceornament der Fall sein soll, in demselben Maße dicker, als es breiter und länger wird, und macht daher den Eindruck, als sei es ein lebendiges Erzeugniß der Naturkraft. In der Broceindustrie tritt der Renaissancegeschmack weniger in den Vordergrund, wohl hauptsächlich weil hier die späteren Jahrhunderte eine reichhaltigere Auswahl von Vorbildern geliefert haben. Als die vornehmste Werkstatt in Paris in diesem Zweige der Kunstindustrie ist unzweifelhaft die Werkstatt von Barbèdienne zu betrachten, deren Verkaufslager sich auf dem Boulevard Poissonnière befindet. In dieser Werkstatt herrscht freilich der Ehrgeiz, den Wetteifer im Bronceguß auch mit den Broncen der Griechen und Römer im Alterthum aufzunehmen, aus deren genauer Nachahmung hier eine Hauptaufgabe, eine Specialität, gemacht wird. Der Dünnguß, sehr schwierig, weil die Matrize,

wie die Patrize der Form, die nur ganz geringen Raum zwischen sich lassen dürfen, aus feinem Sand herzustellen sind, wird hier bis zu solcher Dünnigkeit vervollkommnet, daß der volle Vortheil der individuellen getriebenen Arbeit herauskommt, nämlich daß das Metall, welches nun stets auf einmal durch und durch wärmer oder kälter wird, durch die Temperaturveränderungen keine Sprünge bekommen kann. Ein Venusbild voll Sprünge wäre doch aber ein sehr unschöner Anblick. Auch die Arbeit in getriebenem Metall, welche bei jedem einzelnen Stück oft unterbrochen werden muß und wochenlang ruhen, damit innere Structur-Veränderungen im Metall sich vollziehen können, über welche die Wissenschaft noch keinen genügenden, wohl aber die praktische Ausführung sehr feinen Aufschluß zu geben vermag, ist hier ausgezeichnet vertreten. Endlich ist es die eingelegte Metallarbeit, zu welcher guter Geschmack, einige wissenschaftliche Vorbildung und technische Geschicklichkeit gleichzeitig gehören.

Es möge hier ein Geheimniß der Pariser Kunstindustrie Erwähnung finden, welches viel dazu beiträgt, die Vortrefflichkeit ihrer Leistungen zu erklären. Das Französische Volk ist bekanntlich ehrbegierig oder eitel, wie man dies nennen will, und der Französische Arbeiterstand ist es auch, und zwar als solcher. Deutsche oder Englische Arbeiter arbeiten jetzt gewöhnlich nur noch um des Erwerbes willen, und vorzüglich die Englischen Arbeiter leisten deswegen etwas in der Kunst, die Arbeit abzukürzen, durch unabläßige Erfindungen, welche sich auf Vereinfachung und Herstellung im Großen bei der industriellen Thätigkeit beziehen. Sie arbeiten mit den Bewegungen ihrer Glieder, als wäre es Maschinenbewegung, und bereiten dadurch beständig die Erfindung und Verbesserung von Maschinen vor, welche beide sehr häufig von ihnen selbst ausgehen. Anders die Französischen Arbeiter. Diese wollen anerkannt, bewundert und gelobt sein, und zwar nicht so sehr vom Arbeitgeber, wie vom Pu-

blikum. Es giebt deswegen in Frankreich noch jetzt Arbeiter, die als solche im ganzen Lande berühmt sind, genau wie Künstler, und wie es auch Handwerker im Mittelalter in Italien und Deutschland waren. Die in ihrem Fache berühmten Französischen Arbeiter strömen sämmtlich nach Paris, wo sie es zuweilen, durch die unnachahmliche Vortrefflichkeit ihrer Arbeiten, nicht blos zur allgemeinen Französischen Berühmtheit, sondern auch zu hohen Einnahmen bringen. Ein Arbeiter in eingelegter Metallarbeit, in der Werkstatt von Barbèdienne, hatte es schon im vorigen Jahrzehnt zu einer Jahreseinnahme von 30,000 Francs gebracht. Als seinen Tagelohn an jedem Wochentage konnte man eine Hundert-Francnote bezeichnen. Und doch war er bloßer Arbeiter geblieben, dem es genügte, gleich einem Künstler, nur auf seinem Ruhm und seiner Geschicklichkeit zu stehen. Gerade diese Klasse von Französischen Arbeitern, in welcher natürlich hohes Selbstgefühl wohnt, und welche sich doch, auch bei sehr glänzenden Einnahmen, mit Stolz zum Arbeiterstande zu rechnen fortfährt, hat zu dem Gegensatz und Streit der Gesellschaftsklassen in Paris, welche durch das Volksfieber während der Belagerung von 1870—1871 auf ihre Höhe gebracht wurden, nicht wenig beigetragen.

Man kann nicht sagen, daß die kunstindustrielle Sammlung von Cluny auf die moderne ceramische Industrie in Frankreich ähnliche Wirkung ausgeübt habe, wie auf die moderne Kunsttischlerei und die Herstellung von kunstindustriellen Producten in Metall. Im harten Porzellan stammen die Vorbilder in der Sammlung aus der Werkstatt von Sèvres, und Sèvres ist in diesem Zweige der Kunstindustrie bis heute an der Spitze geblieben, entweder sich selbst nachahmend oder von einem ganz neuen Gedanken zum andern fortschreitend. In sogenanntem weichen Porzellan aber haben die weichen Französischen Porzellane aus dem vorigen Jahrhundert in Frankreich selbst lange keine

Nachahmung mehr gefunden, während sich die Englischen Töpferei-Städte am Trent dieses Industriezweiges mit Eifer bemächtigt haben, natürlich im engen Zusammenhange mit der Herstellung feiner Fayancen, für welche der Englische Töpfereibezirk schon seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die fast ausschließliche Werkstatt ist. Jetzt, nachdem eine Fabrik in Sarreguemines in Lothringen damit vorangegangen war, hat aber endlich auch Sèvres sich von neuem auf die Herstellung weichen Porzellans gelegt, und auch diese Anfertigung von Majoliken, dieser ältesten Form der Fayancen, ist unter der Anregung des Museums von Cluny, welches in alten Majoliken sehr reich ist, wieder in Aufnahme gekommen.

Im Pariser Musée de Cluny ist nur die Hälfte der Aufgabe gelöst, auf welche in dem Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie Bedacht genommen worden ist. Man muß die Sammlungen des Conservatoriums für Künste und Gewerbe dazu rechnen. Dieses Conservatorium, das Französische Gewerbe-Institut, liegt in der Straße St. Martin, unfern dem Boulevard an dem neuen Square der Künste und Gewerbe, welches östlich an die Straße St. Martin, und westlich an den Boulevard von Sebastopol stößt. — Die Sammlungen, welche in einer ehemaligen Benedictiner-Abtei aufgestellt sind, sind in ihrer Art vielleicht die reichhaltigsten der Welt. Der Eintritt ist an zwei Tagen in der Woche frei, darunter natürlich der Sonntag, und beträgt an den fünf übrigen einen Franc. Ein freier Tag, meinetwegen der Sonntag, wäre eigentlich genug; sonst ist diese Vertheilung in kostenfreie und bezahlte Tage, die ja auch in Wien zur Anwendung kommt, gewiß richtig. Ein Fehler aber ist, daß das rein dem Kunstgeschmack gewidmete Museum von Cluny und diese Sammlungen nicht zusammengeworfen sind. Beide würden wenigstens mehr eintragen. Die Sammlungen des Conservatoriums, welche in der alten Abtei einen sehr geräumigen Aufstellungsplatz gefunden haben und in nicht weniger als vierundzwanzig Unterabtheilungen

getheilt sind, haben weit mehr Bezug auf die industriellen Herstellungsprocesse, als auf ihre Erzeugnisse. Die Herstellungsmaschinen fast aller Industriezweige sind in Modellen dargestellt. Diese Zusammenstellung ist für Selbstbelehrung durch Anschauung sehr ersprießlich, besonders da der trefflich geschriebene Katalog Alles auch in einer, dem Laien verständlichen Weise erläutert. Er wird im Gebäude selbst für nur anderthalb Franc verkauft.

Müssen die Pariser Kunstsammlungen, sowie die Sammlungen für Belehrung in der Industrie, an einer ganzen Anzahl verschiedener Stellen — also sogar bis hinaus nach Versailles — aufgesucht werden, so sind sämmtliche Pariser naturwissenschaftliche Sammlungen im Pflanzengarten vereinigt, welche großartige Schöpfung der öffentlichen Thätigkeit zuerst schon am Ausgange des ersten Viertels des siebzehnten Jahrhunderts begonnen wurde. Hundert Jahre nach der ersten Anlage ward Buffon zum Director des Pflanzengartens ernannt und leitete denselben volle sechsundfunfzig Jahre hindurch, bis unmittelbar vor dem Ausbruche der großen Französischen Revolution. Der Pflanzengarten war damals durchaus der Hauptsitz der naturwissenschaftlichen Forschung in der ganzen civilisirten Welt, und während dieser seiner wissenschaftlichen Glanzperiode sind eben durch Buffon, diesen Alexander von Humboldt des vorigen Jahrhunderts, in der großen Mehrzahl die Sammlungen angelegt, welche zur Pflanzen- und Thiersammlung hinzugetreten sind. Auch nach dem Ausbruche der großen Französischen Revolution verlor der Garten, in dessen Leitung Bernardin de St. Pierre auf Buffon folgte, nichts von seiner wissenschaftlichen Bedeutung. In seinem großartigen Amphitheater, welches zwölfhundert Zuhörer faßt, und in welchem sämmtliche Vorträge unentgeltlich stattfinden, wurden diese Vorträge von Lacépède, Cuvier, Geoffroy St. Hilaire, Daubenton, Hauy gehalten. Vor der großen Revolution hielt auch der Französische Hof, ähnlich wie jetzt der Oesterreichische in Schön-

brunn, Sammlungen wilder Thiere in den Parks der Schlösser des Königs, z. B. in Versailles. So wie die Gemäldesammlungen dieser Schlösser nach der öffentlichen Gemäldegallerie im Louvre, wurden auch diese Thiersammlungen nach dem Pflanzengarten geschafft, sobald als sowohl der Kopf des Königs, wie derjenige Robespierre's gefallen war. Napoleon I. ließ sich den Pflanzengarten besonders viel Mühe und Geld kosten und fand dabei schon im Jahre 1805 eine Hauptunterstützung von Seiten Alexander von Humboldt's, der sein ganzes Südamerikanisches Herbarium, mit Tausenden bis dahin ganz unbekannter Pflanzenarten, hierher schenkte. Seit jener Zeit hat der Pariser Pflanzengarten den alten Vorsprung in soweit eingebüßt, daß er wenigstens vor den zoologischen Gärten von London und Amsterdam, sowie auch vor denjenigen von Berlin, vorzüglich wenn man das Berliner Aquarium hinzufügt, und von Hamburg nichts besonderes Seltenes vorausbesitzt. Aber noch immer steht er allein in seiner vollständigen Zusammenfassung von Sammlungen für alle Zweige der Naturforschung, welche es mit dem Thierreich, mit Einschluß des Menschen, dem Pflanzenreich und dem Steinreich zu thun haben. Diese Universalität scheint mir ein besonders glücklicher Griff Buffon's gewesen zu sein; eine Insectensammlung und eine Pflanzensammlung z. B. verweisen beständig aufeinander, und ebenso thun es eine Pflanzensammlung und eine Sammlung von Gebirgsarten. Für denjenigen, welcher auf dem Gebiete der Naturwissenschaft des Lebendigen, versuchen will, selbstständig zu forschen und zu denken, und der deswegen auch die Vorträge im Amphitheater des Pflanzengartens besucht, ist in den Sammlungen des Pflanzengartens alles Nöthige gleich zur Hand, sein Besuch, für welchen die Eintrittskarten in großer Menge unentgeltlich ausgegeben werden, was mir als ganz überflüssige Verschwendung öffentlicher Mittel erscheint, ist daher auch ungeheuer. Es sieht beständig so aus, wie am Sonntage

beim Eintrittsgeld von fünfzig und fünfundzwanzig Pfennigen im Berliner zoologischen Garten. Die Franzosen scheinen es nun einmal darauf angelegt zu haben, ihre Millionenstadt, wie einst die Römer des Alterthums, auf Kosten der Provinzen mit all demjenigen in besonderer Fülle und Schönheit zu versehen, welches man von einer echten Millionenstadt erwartet.

Vielleicht ließe sich all dergleichen, selbst die aus der Theater-Gewerbesteuer unterstützten öffentlichen Opern und Schauspielhäuser, noch hören, wenn uns nicht der Schluß unserer Reise durch die vier Europäischen Millionenstädte noch nach derjenigen unter ihnen führen würde, in welcher eine derartige Praxis am wenigsten unter allen zu Hause ist, und in welcher doch noch viel besser geleistet wird, was einer Millionenstadt würdig ist, als in Paris.

Folgende Sammlungen sind jetzt im Pariser Pflanzengarten vereinigt. Die Sammlung lebender Thiere ist jeden Tag bei Tageslicht eröffnet, der botanische Garten den ganzen Tag hindurch. Die Gallerien mit anthropologischen, zoologischen, botanischen und mineralogischen Sammlungen können an Donnerstagen und Sonntagen Nachmittags ohne Eintrittskarte besucht werden und am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend Mittag gegen Eintrittskarten, welche von der Verwaltung niemals verweigert werden. Nur mit Eintrittskarten für den Besuch der Gewächshäuser und der Bibliothek scheint man etwas vorsichtiger zu sein.

Der eigentliche Pflanzengarten ist nach Französischer Art mit geradlinigen Wegen versehen und in rechteckige Beete eingetheilt; der zoologische Garten, welcher sich an denselben anlehnt, ist ein Park im Englischen Geschmack, von einem Bache durchflossen. Ein künstlicher, ziemlich hoher Hügel nahe dem südlichen Eingange des Gartens soll aus dem abgelagerten Schutt der angrenzenden Stadttheile entstanden sein, ähnlich wie der

Monte Testaccio. Der Complex der Gebäude im Garten ist nicht ohne Großartigkeit.

Es ist leicht in diesem Garten zu beobachten, daß die Masse des Französischen Volkes nicht dasselbe Interesse an der Mannichfaltigkeit der Natur nimmt, wie seine Gelehrten. Die wilden Thiere aus dem Katzengeschlecht, ferner die Bären und die Affen und endlich die Riesengestalten unter den Vielhufern, wie die Elephanten, Nashörner und Flußpferde, wirken die Hauptanziehungskraft auf die Masse aus, sehr verschieden von der kenntnißreichen Theilnahme der Beschauer an sämmtlichen Zweigen des Thierreichs, welche sich vorzüglich in London, in Amsterdam und in Hamburg zu zeigen pflegt, in welchen Seestädten es allerdings von Menschen wimmelt, welche auch die bei uns weniger auffälligen Thierarten der übrigen Welttheile aus ihrer Heimath kennen. Dagegen macht sich in den Beeten der botanischen Abtheilung des Gartens fühlbar, daß die Franzosen ein leidenschaftliches Gärtnervolk sind. In diesem Garten befindet sich übrigens die älteste Akazie Europa's, schon zur Zeit Ludwig XIII. aus Amerika herübergebracht, von welcher sämmtliche Europäische Akazien abstammen. Ein Französischer Freund wies sie mir mit Stolz und bemerkte dazu: eine Kartoffel ist dies zwar nicht, aber eine gute Eroberung für Europa war es doch.

XXVIII.

Die Markthallen in Paris. Der Korn-, der Vieh- und der Weinmarkt. Der Straßenverkauf.

Die Pariser Markteinrichtungen sind für alle strebsamen Großstädte des Festlandes zum Muster der Nachahmung geworden. Wir haben gesehen, wie in Berlin die Privatunternehmung, welche sich in solcher Nachahmung kühn versucht hat, an der Gedankenlosigkeit auf volkswirthschaftlichem Gebiet der Unternehmer jämmerlich gescheitert ist und zu einem durchaus komischen Ausgang der Sache geführt hat, während in Wien, wo die Gemeindeverwaltung die Sache in die Hand nahm und ihr große Opfer brachte, die Markthallen nach Pariſiſchem Zuschnitt immer noch eine verhältnißmäßig schwächliche und precäre Existenz führen, während in kleinen Hauptstädten, wie in Brüssel und Neapel, die Gemeindeunternehmungen dieser Art eingeschlagen zu sein scheinen.

In Paris hat es zu allen Zeiten, von welchen wir wissen, bis hinauf ins frühe Mittelalter Markteinrichtungen gegeben, durch welche seine Marktplätze als ausdrücklich für diesen Zweck und keinen andern bestimmt gekennzeichnet wurden. Dasselbe läßt sich übrigens auch von den Marktplätzen vieler anderen größeren Französischen Städte sagen, wie Lyon, Marseille, Toulouse, Bordeaux. Bei genauerer Zusammenstellung enthüllt sich alsbald, daß es sämmtlich Städte sind, die schon im Römischen Reiche eine Rolle spielten. Also haben wir sehr wahrscheinlich Römische Municipaleinrichtungen vor uns, welche ihr Leben nur bis in unsere Zeit hinein gefristet haben, während in Rom selbst

keine Spur mehr von ihnen vorhanden ist. Aber an die Foren Roms, auch die mit sehr stattlichen Markteinrichtungen versehenen Kaiserforen, sowie an die, dem Verkaufe von Waaren aller Art gewidmeten Portiken und Velabren (Passagen unter einem Leinwanddach), erinnert ja die antike lateinische Literatur ausgiebig, und ihre Trümmer, aus denen sich viel erkennen läßt, sind ja noch vorhanden.

In Paris war die Fürsorge für die Markteinrichtungen stets, und ist es so bis heute, Gemeindesache, sogar eine Hauptsache, die der Gemeinde oblag, und um welche sich wenigstens in Paris, als der Landeshauptstadt, auch die Könige jeweilig bekümmerten. Im Mittelalter scheint Ludwig IX. der Heilige, der überhaupt, bis auf seinen Kreuzzugswahnsinn, ein wirthschaftlicher König war, die Pariser Marktordnung geregelt zu haben. Später hat die Pariser Stadtchronik wiederholt über Gemeindebauten an den verschiedenen Märkten zu berichten. Immer blieb der wichtigste der Pariser Märkte der marché aux innocents, bei der Kirche St. Eustache im Mittelpunkt der nördlichen alten Stadthälfte, zwischen dem Palais Royal und dem Boulevard de Sebastopol. Hier stand die berühmte Markthalle, aus welcher die Damen der Halle nach Versailles zogen. Der marché des innocents soll schon im zehnten Jahrhundert unter Hugo Capet als Markt eröffnet worden sein. Im sechzehnten Jahrhundert ward er durch den Baumeister Pierre Lescott und den berühmten Renaissancebildhauer Jean Goujon mit einem stattlichen Brunnen versehen, welcher jetzt den, an die Centralhallen stoßenden kleinen Platz in der Rue St. Denis schmückt. Im Jahre 1788, nur ein Jahr vor der Revolution, wurden die Hallen erweitert, deren Namen kurz nachher einen so furchtbaren Klang bekommen sollten. Sie waren aber damals noch entfernt nicht so geräumig wie jetzt, wo sie nicht weniger als 88,000 Tausend Quadrat-Meter bedecken und aus zwölf

eisernen Pavillons bestehen, auf mächtigen Gewölben unter der Erde, sämmtlich 3,80 Meter hoch und durch Gas erleuchtet, mit nicht weniger als zwölfhundert abgetheilten Räumen. Die Herstellung dieser großartigen neuen Schöpfung, deren Baumeister Baltard erst im Jahre 1874 gestorben ist, hat der Gemeinde Paris nicht weniger als sechzig Millionen Francs gekostet, so daß die Gemeinde Wien, mit ihrer noch nicht 600,000 Gulden kostenden Central- oder Großmarkthalle, denn doch beträchtlich hiervor die Segel streichen muß, aber darin auch volle Entschuldigung und Rechtfertigung für diese Anwendung von Gemeindevermögen findet.

Die 88,000 Quadrat-Meter der bedeckten Oberfläche sind auf die zwölf Pavillons derartig vertheilt, daß auf jeden derselben ein Zwölftel kommt, nach Abzug des 32 Meter breiten mittleren Weges, der die Hallen in eine östliche und eine westliche Hälfte theilt, und der 15 Meter breiten bedeckten Straßen, welche die Pavillons von einander trennen. Jeder Pavillon enthält 250 Verkaufsstände, jeder von vier Quadrat-Meter, die wiederum längs breiter Fußwege liegen. Die Verbindung mit dem unterirdischen Geschoß, welches wiederum dieselbe Ausdehnung hat, vermitteln 48 steinerne Stufen; schon hat man aber die Nothwendigkeit gefühlt, dieselben von der Bürde der zuströmenden und abströmenden Waare zu befreien, und ist deswegen mit der Herstellung unterirdischer Bahnverbindungen des Kellergeschosses der Centralhallen mit den Bahnhöfen und mit der Gürtelbahn beschäftigt, nach dem großartigen Londoner Beispiel.

Die Centralhallen enthalten also 3000 Verkaufsstände über der Erde und 1200 unter der Erde, und bis neun Uhr Vormittags geht in ihnen der Großhandel mit den Nahrungsmitteln für Paris, meist in Form der Versteigerung, vor sich, zu welchem sich Käufer, wie Verkäufer schon von Mitternacht an einfinden.

Es ist dieser nächtliche Großhandel ein höchst instructives Schauspiel. Um den ganzen weiten Platz herum, welchen jetzt die Centralhallen bedecken und zu dem der eigentliche marché des innocents, jetzt ein grünes Square, nur noch ein Appendix bildet, wimmelt es von Café's, Restaurants, Weinhändlern u. s. w. Zum Ueberfluß haben aber auch noch eine Menge fliegender Restaurants auf der Straße ihre Hökerstände aufgeschlagen. An Früchten und Gemüsen werden jährlich in den Hallen für sechzig Millionen Francs verkauft, an Seefischen für zwölf Millionen Francs, an Austern für drei Millionen Francs und dann noch an Süßwasserfischen für zwei Millionen Francs. An Käse werden drei Millionen Kilo verkauft und an Weintrauben acht Millionen Kilo. Dies nur beispielsweise. Achte man auf den gewaltigen Verkauf von Seefisch und Austern neben einem nach unserm Maße geringen Verkauf von Flußfischen. Ein Französischer Höker, von welchem ich mich durch die Hallen während der Nacht führen ließ und dem ich mein Erstaunen über die großen Vorräthe auch kostspieliger Nahrungsmittel ausdrückte, welche zur Versteigerung kamen, antwortete stolz: „Nous sommes un riche peuple, Monsieur. Depuis 1871 vous savez cela en Allemagne.“ Wenn sich die Franzosen erst mehr darauf einbilden, besonders reich zu sein, als besonders kriegerisch zu sein, ist es viel versprechend für die Cultur in der Welt.

Etwa von acht Uhr Morgens an beginnen die herumfahrenden Höker ihre Einkäufe auf den Versteigerungen der Centralhallen auf den Straßen von Paris zu vertreiben, während sich das Geschäft in den Centralhallen selbst nun in ein Geschäft des Einzelverkaufs an das consumirende Publikum verwandelt. Es giebt aber auch eine ganze Anzahl von Bezirksmärkten und kleineren Bezirks-Markthallen in Paris, in welchen die Wiederverkäufer, die ihre Einkäufe im Großen in den Centralhallen machen, feste Plätze haben. Auch diese stammen zum

roßen Theile ſchon aus älterer Zeit und haben in neuerer Zeit ur die jetzt gebräuchliche Form der Markthallen angenommen, elche urſprünglich aus England ſtammt, wo ſie allmählich, und eiſt in unregelmäßiger Form, entſtanden iſt. Der Verkauf er friſchen Nahrungsmittel in eigens dafür beſtimmten Geſchäften, elche, wie wir ſehen werden, dort die Hauptrolle beim Verkauf ſpielen, iſt weder in der Franzöſiſchen Millionenſtadt, noch in den beiden Deutſchen auch nur annähernd eben ſo ſchwungvoll und in der Arbeitstheilung eben ſo vollendet ausgebildet, wie in den Engliſchen Städten. Drei Hauptnahrungsmittel haben keinen Handelsurſitz in den Centralhallen, nämlich Brod, Fleiſch und Wein. Als den entſcheidenden Platz für den Brodhandel hat man die Kornhalle zu betrachten, den Platz, wo in den Brodſtoffen gehandelt wird. Die Pariſer Kornhalle, halle au blé, liegt den Centralhallen ganz nahe, auf dem kreisrunden Platz oder der Straße Viarmes, und iſt ſelber ein kreisrundes Gebäude. Man beabſichtigt, auch die beiden Häuſervierecke anzukaufen und niederzureißen, welche jetzt die Centralhallen noch von der Kornhalle trennen. Die Pavillons der Centralhallen ſollen dann bis an die Kornhalle fortgeſetzt werden, ſo daß der Nahrungsmittelmarkt in Centrum von Paris ſich immer mehr der Vollſtändigkeit nähert. Der Viehmarkt, der Urſitz des Fleiſchhandels, liegt zwar fern, aber mit dem geſchlachteten Fleiſch wird ſehr viel in den Centralhallen gehandelt.

Iſt dieſer Entwurf ausgeführt, ſo werden die Centralhallen eine ganz neue Art von Prachtgebäude bilden, ſogar mit einer Kuppel. Die alte Kornhalle, welche ſchon 1662 erbaut wurde, brannte 1802 ab, und ward dann im Jahre 1811, als Napoleon, wie er in ſeinem Briefwechſel ſagt, 900 Millionen Fünffrankenthaler in der Taſche hatte, ſehr großartig wieder aufgebaut. Der Kreis, der mit einer Kuppel überſpannt iſt, hat 42 Meter im Durchmeſſer und nicht weniger als 25 Eingänge. Der Durch-

messer beträgt also etwa Dreiviertel der Durchmesser der drei größten Kuppeln, der Kuppeln des Pantheon, des Petersdomes und des Leseſaales im Britiſchen Muſeum. Eine Gallerie auf Säulen umläuft den inneren Raum.

Daß der Verkauf im Großen des geſchlachteten Fleiſches in der Centralhalle ſtattfindet, habe ich ſchon erwähnt und ebenſo, daß der Viehmarkt der eigentliche Platz für die Feſtſetzung der Preiſe ſich in beträchtlicher Entfernung von den Centralhallen, in der Vorſtadt La Villette befindet, zuſammen mit den öffentlichen Schlachthäuſern. Eine der unterirdiſchen Bahnen der Centralhalle, jetzt ſchon in Angriff, wird ihre Verbindung mit dem Viehmarkt und mit den Schlachthäuſern herſtellen. Da die Pariſer Fleiſcher jetzt ganz und gar, unter volkswirthſchaftlichem Anſtoß, zu der Engliſchen Geſchäftsgewohnheit übergegangen ſind, die Preiſe des Fleiſches nach den verſchiedenen Theilen des einzelnen Schlachtviehes zu beſtimmen, treten die Erfahrungen, welche in dieſer Beziehung beim Fleiſchverkaufe in den Centralhallen gemacht werden, neben diejenigen, welche ſchon auf dem Viehmarkt ſtattfinden. Die ſchnelle Verbinduug zwiſchen beiden Märkten wird daher auch auf die Verfeinerung der Viehzucht und der unterſchiedlichen Verwendung der verſchiedenen Theile des einzelnen Stückes Vieh von Einfluß ſein. Uns fehlen eigentliche Fleiſchmärkte oder Fleiſchmarktſtraßen, wie ſie ſchon im Mittelalter vorhanden waren, wovon in Frankfurt am Main noch ein namhafter Reſt zu ſehen, ja noch ganz. Wenn einſt ihre Vortheile begriffen werden, und zugleich dies, daß ſie in die Vertheilung von Fleiſchverkaufsgeſchäften über alle Theile der Stadt durchaus nicht ſtörend einzugreifen brauchen, werden wir auch, ebenſo wie die Pariſer, an Eiſenbahnverbindung zwiſchen dieſen Fleiſchmärkten und den Viehmärkten nebſt Schlachthäuſern, welche wir uns nach Londoner und Pariſer Beiſpiel ſchon zugelegt haben, zu denken haben.

Der dritte Nahrungsstoff, in welchem das entscheidende Geschäft im Großen nicht in den Centralhallen stattfindet, ist der gekelterte Wein zum Trinken Die besondere Weinniederlage von Paris, in welcher der Wein zoll- und Getränkesteuerfrei lagern darf, befindet sich auf dem andern Ufer der Seine, nahe dem Flusse und neben dem Pflanzengarten zwischen der Brücke von Austerlitz und der Brücke St. Germain. Diese Weinhalle ist noch größer als die Centralhalle, denn sie nimmt eine Bodenfläche in Beschlag von nicht weniger als 134,000 Quadrat-Meter, welche noch obenein fast ganz und gar unterkellert ist. Es lagern hier, bis zum Verbrauche steuerfrei, beständig nicht weniger als eine halbe Million Hektoliter Faß Wein, man kann also begreifen weshalb während des Einschlusses der Stadt in dem Halbjahr 1870 bis 1871 es in derselben durchaus niemals an Wein mangelte, denn in der Niederlage befanden sich fünfzig Millionen Liter Wein, welche für einen halben Jahresverbrauch der Stadt wohl ausreichen. Seitdem hat das beständige Durchschnittslager noch immer zugenommen. Es hat sich eben noch in unseren Tagen gezeigt, was es für eine Millionenstadt werth ist, wenn ihr Handelserwerb sie dazu veranlaßt, kräftig zu speichern. Hätte der Speculationshandel von Paris in Korn und Mehl, der so sehr großartig ist, ähnlich dem Weinhandel, die Praxis befolgt, die Speculationsvorräthe in der Stadt selbst zu speichern, statt in einer großen Anzahl von Zwischenplätzen, so hätte Paris noch nicht nöthig gehabt zu capituliren, als dies geschehen mußte. Millionenstädte zu befestigen und sie dadurch der Gefahr des Bombardements und der Aushungerung auszusetzen, halte ich für ein schweres Unrecht, das ihnen von Seiten der eigenen Regierung geschieht, und kann deswegen Herrn Thiers, den Freund des Zollschutzes, wie der hauptstädtischen Befestigung, am allerwenigsten bewundern. Da gefällt mir doch der Englische

Staatsmann David Urquhart noch viel beſſer, welcher es in ſeinen Lebenserinnerungen eingeſtanden hat, daß, ehe er die Befeſtigung Londons für gerechtfertigt halten würde, er es vorzöge, wenn der Feind einmal auf der Engliſchen Küſte gelandet iſt, es zwar noch auf eine zweite Schlacht von Haſtings ankommen zu laſſen, aber wenn ſie verloren ginge, ſich geduldig in die Eroberung zu fügen.

Der Einzelverkauf vieler Nahrungsmittel, vorzüglich von Gemüſen und Früchten, findet in Paris durch umherziehende Höker ſtatt, und iſt für eine Millionenſtadt, welche es noch nicht zu der faſt vollendeten Geſchäftstheilung der Engliſchen Städte gebracht hat, auch durchaus nicht nachtheilig für die Wirthſchaft, ſondern eher das Gegentheil. Etwas der Art findet ja in all unſeren Deutſchen Städten ſtatt, vorzüglich von Seiten der Leute, welche die Wochenmärkte beziehen, und dann, was unverkauft blieb, in den Häuſern ausbieten. Auch in London iſt der Höker, welcher die Privathäuſer beſucht, und zwar faſt nur mit Nahrungsmitteln, keineswegs ausgeſtorben, es ſoll von dieſen Hökern, dort Cuſtom monger genannt, welches wahrſcheinlich Apfelhändler bedeutet, noch immer dreißig Tauſend in der Stadt geben, oder doch vor einiger Zeit gegeben haben, wenn man Mayhew Glauben ſchenken darf.

Zwiſchen einem Pariſer und einem Londoner herumziehenden Höker iſt aber ein weſentlicher Unterſchied, welcher vorzüglich durch die verſchiedene Wohnungsform in Frankreich und in den meiſten großen Städten des Feſtlandes einerſeits und in den Engliſchen und etwa den Holländiſchen Städten andererſeits bedingt wird. Bei den Völkern, welche in ihren größeren Städten Stockwerk auf Stockwerk und damit zugleich Wohnung auf Wohnung thürmen, kann der herumziehende Höker, wenn er ſeine Waare auf irgend einem Fahrzeuge feilhält, daſſelbe nicht wohl verlaſſen, um ſie an den Thüren aller einzelnen

Wohnungen anzubieten. Er würde vielleicht von der Straßenjugend bestohlen werden, wenn er dies wagte. Er ist daher darauf angewiesen, auf offener Straße so viel Lärm als möglich zu machen, damit man seiner gewahr werde. Seine Kehle ist sein Laden oder Gewölbeschild. Die größte Gewandtheit entfalten hierin die herumziehenden Höker der Italienischen Städte, aber auch die herumziehenden Höker in den Straßen von Paris lassen es an wohl eingeschulten, gewöhnlich in eine musikalische Notenfigur zusammengefaßten Ausrufen nicht fehlen, bei welchen Jedermann alsbald weiß, was sie bedeuten sollen, auch wenn er sie erst aus weitester Ferne hört. Dies spielt in den Englischen Städten, wie wir später in London sehen werden, durchaus nicht die gleiche Rolle, wie in den Französischen und vorzugsweise in Paris. Der Englische Höker, wenn er seinen Gewerbeschein gelöst hat und durch ihn legitimirt ist, kann leicht an alle Hausthüren anklopfen, da sich die Eingänge zu allen einzelnen Wohnungen durchaus zu ebener Erde befinden, und seine Waare in leiser Sprache anbieten, und hat diese Vertriebsart nur dann zu scheuen, wenn er eben keinen Gewerbeschein besitzt, der ihn identificirt. Denn in solchem Falle setzt er sich der Gefahr aus, welche vorzüglich in London selbst keineswegs chimärisch ist, daß ihn der Hausherr der Wohnung, deren Frieden er durch das Klopfen unbefugt gestört hat, alsbald beim Halse packt und verhaftet, nämlich in den Keller steckt, bis ein Schutzmann kommt. In London sind daher die Einkäufer alter Kleider und die Ausbesserer von Geschirr, für welche es keine solche Gewerbescheine giebt, diejenigen, von welchen die meisten Straßenrufe herrühren.

Die Ausrufe in Paris drehen sich meist um Seefische, z. B. neue Heringe und Makrelen, auch Seezungen und geräucherten Stockfisch, ferner um junges Gemüse der verschiedensten Art und ebenso um frisches Obst, und endlich um allerlei Lieblings-

gebäck und Lieblingsgetränke der Volksmasse. Es ist wirklich unterhaltend, in den Morgenstunden ihrer großen Mannichfaltigkeit zu lauschen, und dieses Lärmen bildet einen Charakterzug der Französischen Millionenstadt, welchen Niemand gern vermissen wird, welcher einmal ihre eigenthümlichen Reize recht auszukosten sich bemüht hat.

XXIX.

Die Katakomben und Kloaken in Paris. Fahrt mit Damen auf denſelben. Ein Hoch auf den Kaiſer. In der ſchwarzen Gondel. An das Tageslicht. Von Stufe zu Stufe. Die Waſſerleitungen. Fahrt auf der Gürtelbahn. Abſchied von Paris. Der Acclimatiſationsgarten.

Je größer die Städte werden, deſto wichtiger wird für all ihr weiteres Wachsthum, ihre Waſſerfülle, ihr Bodenprofil und ihr Untergrund. Um den letzteren kümmert ſich das fliegende Zeltlager nicht, noch die Stauſiedelung aus Blockhäuſern. Es kommt aber die Zeit, wo ſteinerne Wohnhäuſer nöthig werden, und dann wird eben ſteinernes oder irdenes Baumaterial nöthig, welches nicht von allzuweit herbeizuſchaffen ſein darf. Da kann ſich die Großſtadt am leichteſten ausdehnen, wo ihr eigener Untergrund es zu Gebote ſtellt. In London werden die Ziegel geſtrichen da wo das Haus zu erbauen iſt, und trocknen, bei offenem Brande oder durch die Luft allein, auf der Bauſtelle. Seit der Römerzeit ſtieg der Bauſtein von Paris, ein in der Erde noch weicher Kalkſtein, der erſt an der Luft hart wird, aus dem Boden von Paris ſelbſt empor. Rom ſtand und ſteht auf ſolchen Campagna-Travertia, als aus welchen es gebaut war. Wien hat eine Fülle von Sandſtein und von Ziegelerde vor ſeinen Thoren. Des Kalküberwurfs hat ſich London ganz entwöhnt, weil der Kalk dort ſchon von weiter herbeizuſchaffen iſt, und Rom hatte ſeinen Cement. Berlin hat guten Kalkſtein zum Brennen für Mörtel in kaum vier Meilen Entfernung, muß aber Ziegel, für welche ihm Lehm und Thon in größerer Nähe nur ſparſam zugemeſſen ſind, ſchon aus acht bis zehn Meilen

Entfernung herbeischaffen und greift, für besonders gute Ziegel, noch viel weiter hinaus. Der Untergrund Berlins ist der am wenigsten günstige unter den vier Europäischen Millionenstädten.

Die sogenannten Katakomben von Paris, hauptsächlich unter der Stadthälfte auf dem linken Seine-Ufer gelegen, sind nichts weiter, als Kalksteinbrüche, aus denen im Laufe der Jahrhunderte und, wie gesagt, von Römerzeiten an Paris hervorging. Die Christenbegräbnisse im Alterthum haben nichts damit zu schaffen. Zu Katakomben im Sinne von Begräbnissen wurden sie erst zur Zeit der großen Französischen Revolution, als man Massengräber nöthig hatte, welche keine Herstellungskosten erforderten. Damals erst begannen sie sich mit Schädeln und Knochen zu füllen, mit welchen jetzt die Wände ihrer Gänge in sauberer Anordnung geschmückt sind. Dies geschah auf Napoleon's I. Befehl im Jahre 1810. Damals ward auch für Luftwechsel und Abfluß des Wassers in diesen Katakomben Sorge getragen, welche eigentlich nichts anderes sind, als die Latomien von Alt-Syrakus. Daß schon die Römer sie benutzten, beweist sowohl der Baustein der Römischen Bäder im Museum von Cluny, wie die Spuren Römischer Arbeit in diesen Steinbrüchen selbst. Die Annahme wird dadurch bestätigt, daß die Römerstadt Paris, welche sich an die Keltische Lutetia Parisiorum auf der Seine-Insel anschloß und die sich später in eine Frankenhauptstadt verwandelte, auf dem linken Seine-Ufer lag, als Vorgängerin der Université und des Pays Latin, und keineswegs unbedeutend war.

Es giebt aber ein, unserer Aufmerksamkeit noch viel würdigeres, unterirdisches Paris, als diese von Alters her berühmten Katakomben, nämlich das gewaltige einheitliche Netz der Cloaken oder Siehle von Paris, welches man jetzt überall für die Nacheiferung in ähnlicher Weise ins Auge gefaßt hat, wie die Pariser Märkte, Markthallen und Schlachthäuser.

Das einheitliche Netz der Pariser Siehle ist ganz eine Er-

findung der Neuzeit. Als es angelegt wurde, hatte sich der Gedanke, sich der Abfuhrstoffe der großen Städte durch Berieselung zu entledigen, noch nicht Bahn gebrochen und wahrscheinlich würde man, auch wenn dies damals schon geschehen wäre, es in Paris nicht in Berücksichtigung genommen haben. Man hielt die Seine eben für einen Fluß von ausreichender bewegter Wasserfülle, um Paris zu drainiren, woran man jetzt wohl etwas zweifelhaft geworden sein wird. Der außerordentliche stark geschlängelte Lauf der Seine bei Paris machte es möglich, durch einen verhältnißmäßig nur kurzen Hauptcanal, welcher unterhalb Asnières mündet, das Flußwasser an einer Stelle zu erreichen, wo es schon um einen beträchtlichen Weg aus Paris heraus ist, vom Pariser Unterbaum, dem Point du Jour längs des Flusses gemessen. Der Spiegel der Seine liegt in Folge dessen dort auch ausreichend tief, um ein namhaftes Gefenke der Siehle zu ermöglichen, und hierin kommt wieder ein Vortheil des Bodenprofiles in und um Paris für eine Millionenstadt zum Ausdruck, welchen zwar London und Wien, aber nicht Berlin mit ihm theilen, nämlich eben die Möglichkeit natürlicher Gefälle, welche Druckwerke für die Drainirung überflüssig macht.

Schildern wir das Netz der Siehle von unten auf. Der allgemeine Sammelsiehl (Collecteur général), welcher bei Asnières mündet, kommt vom Concordien-Platz, wo er aus den beiden Hauptcanälen auf dem nördlichen Ufer der Seine und dem einen Hauptcanale auf dem linken Ufer zusammenfließt, dessen Wasser durch ein schmiedeeisernes Saugrohr von mehr als einem Meter Durchmesser im Lichten oberhalb der Concordien-Brücke über den Fluß geführt wird. Der allgemeine Sammelsiehl hat von dem Vereinigungspunkte der drei Hauptsiehle an bis zu seiner Mündung in den Fluß bei Asnières eine Länge von mehr als fünf und einem halben Kilometer, also von fast dreiviertel Deutschen Meilen. In jeden der drei Hauptsiehle münden

von rechts und links, meist steil auf sie zufließend, wieder ein Dutzend oder mehr Nebensiehle, und in diese wieder so viel Siehle dritter Klasse, als es eben Straßen giebt. Auch die kleinsten sind zwei Meter hoch, und mehr als einen Meter breit, die Hauptsiehle aber fünf Meter hoch und mehr als fünf ein halb Meter breit. Das Netz reicht aus, nicht blos das gewöhnliche Hauswasser von Paris abzuführen, sondern auch die größten Ueberschwemmungen durch Platzregen zu bewältigen. Mit der Reinigung der Siehle, welche eben nur ein Platzregen stoßweise vollständig zu Stande bringt, ist regelmäßig eine große Anzahl von Arbeitern und, wie wir später sehen werden, auch Arbeiterinnen beschäftigt. Die Vorkehrungen dafür, Fahrzeuge im Wasser mit Senkklappen, welche als Schleusen wirken und auch solche Schleusenwagen, durch welche stoßweise Bewegung in den Abfluß gebracht wird, sind sehr sinnreich und ganz Original.

Wir wollen nun der größeren Anschaulichkeit wegen eine Fahrt durch einen der Hauptsiehle und durch ein Stückchen des allgemeinen Sammelsiehls machen, welche wir vor einer Reihe von Jahren, zur Zeit der Weltausstellung in Paris, wirklich unternahmen. Wenige Tage vorher hatte unser Deutscher Kaiser, damals noch König von Preußen, dieselbe Fahrt gemacht. Zum Führer hatten wir den letzten Baumeister an den Pariser Siehlen und den Ingenieur der Brücken und Wege, Herrn Degrand, welcher Vertreter der Regierung des Kaisers Louis Napoleon in der Ausstellungs-Jury für gemeinnützige Bauten war.

Der Hauptsiehl, zu dessen Befahrung wir amtlich eingeladen waren, war derjenige, welcher auf dem Boulevard von Sebastopol an seiner Kreuzung mit der Straße Rivoli auf dem Platze des Chatelet nahe dem Thurme St. Jacques la Boucherie beginnt und, in schnurgerader Linie der Straße Rivoli hinlaufend, den allgemeinen Sammelsiehl da erreicht, wo die Rue

Royale, den Anfang der großen Boulevards bildend, vom Concordien-Platze in der Richtung nach der Kirche de la Madelaine sich abzweigt.

Da wir die Einladung, nämlich die beiden Herren mit ihren Damen beim Thurme-St. Jacques la Boucherie zu treffen, um mit ihnen etwas Merkwürdiges zu sehen, nicht anders auszulegen vermochten, als daß es sich um irgend eine Parkfahrt handeln solle, etwa nach dem Gehölz von Vincennes, hatte meine Frau sich in helle Frühlingstoilette geworfen und wunderte sich auch gar nicht, als sie die beiden anderen Damen ebenso angezogen fand, bekam aber doch einen unangenehmen Eindruck, als sie hörte, daß es hinunter in die Cloaken gehen solle. Die beiden einheimischen Damen indessen ertheilten die beruhigendsten Versicherungen in dieser Beziehung und behaupteten, daß eine Pariser Cloakenfahrt noch interessanter sei, als etwa die Theilnahme an der Promenade de Longchamp im Boulogner Gehölz.

Eine eiserne Klappe mitten im Straßenpflaster ward aufgeschlossen und Cloakenarbeiter, in einer Art von Staatskleid, mit Lampen versehen wie Bergleute, leuchteten uns die eiserne Treppe hinunter, bis zu dem Rande des schmalen Canals, welcher auf beiden Seiten von schmalen Trottoirs eingefaßt war. Der Canal war erleuchtet und seine Erleuchtung schien sich geradlinig ins Unendliche zu verlieren. Auf den Trottoirs befanden sich Eisenbahnschienen, eine zur Rechten, eine zur Linken, und kleine Eisenbahnwagen, zu vier Personen, sollten uns den Siehl abwärts führen, rittlings über dem Wasser stehend. Als das Publikum in der Oberwelt bemerkt hatte, daß eine Cloakenfahrt vor sich gehen solle und die Cloaken also wahrscheinlich erleuchtet wären, drängten sich uns eine Masse Herren nach, meist den besseren Ständen angehörig, um auch ohne Einladung daran Theil zu nehmen. So weit die Wagen für diese unge-

betenen Beſucher ausreichten, hatten die beiden Baumeiſter nichts dagegen einzuwenden. Der Zug ſetzte ſich nun in Bewegung, theils weil er von ſelbſt abwärts rollte, theils weil ihn die Cloakenarbeiter jeweilig anſtießen. Die Baumeiſter machten uns zunächſt darauf aufmerkſam, daß die Namen der Straßen von Paris, wie dieſelben oben ſich kreuzen, unten überall an die Gewölbe geſchrieben ſind. Dann baten ſie uns zu beobachten, daß auch nicht der geringſte Geruch aus dem ſchwarz unter uns hinfließenden Waſſer ſich bemerklich mache, und daß überall eine wahre peinliche Reinlichkeit herrſche. Die unterirdiſchen Wagen waren aus hellem polirten Pappelholz und ihre Polſter mit ſchneeweißen Ueberzügen verſehen.

Unwillkürlich friſcht man das ſtolze Bild der Straße Rivoli bei ſich auf, mit allen ihren Sehenswürdigkeiten, während man unter ihrem Damme einherfährt und rechts und links die Namen dieſer Sehenswürdigkeiten gerade unter ihnen an das Gewölbe geſchrieben lieſt. Man begrüßt die zierliche ſpätgothiſche Kirche St. Germain l'Auxerrois, aus deren Thürmchen einſt die Loſung zur Bluthochzeit gegeben ward; man begrüßt das Louvre zur Linken und das große Hotel du Louvre und das Seidengeſchäft des Magaſin du Louvre zur Rechten. Das letztere, welches ſich auch auf allen Luftballons anzuzeigen pflegt, hat wohl ſelbſt für dieſe feine unterirdiſche Anzeige Sorge getragen, und es kommt einem dabei in den Kopf, daß wenn in England zum Beiſpiel die gemauerten Böſchungen der Eiſenbahndurchſchnitte zu ſogar ſehr wirkſamen Anzeigen benutzt werden, daſſelbe allenfalls auch mit Cloakenmauern geſchehen kann. Das Palais Royal ſendet einen Seitenſiehl in den Hauptſiehl, und ſchräg gegenüber, nicht weit dahinter, thut es der Tuilerien-Palaſt.

Der Arbeiter, welcher unſere Wagen zog, begrüßte die Seitenſiehle aus den Tuilerien, wie ich vermuthe aus Hoch-

achtung, indem er die Mütze abnahm, und das uneingeladene Publikum hinter uns begrüßte ihn, wie ich vermuthe aus Dankbarkeit für die Erlaubniß, mit lautem: Vive Sa Majesté l'Empereur. Die Erwähnung des kleinen Pyramidenplätzchens auf der rechten Wand des Gewölbes erinnerte an das steife Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans, welches dieses Plätzchen schmückt. Endlich erreichten wir die Mündung dieses Hauptstiehls der Straße Rivoli in dem Sammelstiehl nach einer Fahrt von drei Kilometern. Hier mußten wir aus dem Wagen steigen, um uns auf dem breiteren Gewässer des Sammelstiehls in einer Gondel nach Art der Venetianischen einzuschiffen. Es war diesmal für sehr helle Erleuchtung, auch der weiten Halle des Sammelstiehls, gesorgt worden. Hier meldet sich auf der Gewölbewand nur noch die Rue St. Honoré, welche die Rue Royale da kreuzt, wo der bekannte Journalist Fischel, zu einer Dame in einem Fiacre sprechend, durch einen Omnibus seinen Tod fand. Rechts und links folgen dann die in der Gabel auseinanderlaufenden Boulevards Males herbes und de la Madelaine, und die Treppe hinauf zum Platz an der Kirche de la Madelaine war erreicht. Links ab sah man noch das erleuchtete Gewölbe des allgemeinen Sammelstiehls in weiter Ferne sich verlieren.

An der Treppe, die hier viel breiter ist, standen Frauen mit Besen. „Sehen Sie sich diese an", sagte Herr Degrand „und behalten Sie sie im Sinn." Es ging hier viel mehr Stufen zur Oberwelt hinauf, als wir hatten hinabsteigen müssen. Als die Klappe im Pflaster des Platzes geöffnet war, und wir in das Sonnenlicht emportauchten, fühlten wir uns Alle geblendet. Rings um die Kirche de la Madelaine war damals, und ist es alle Tage, Blumenmarkt, und zwar ein ganz wundervoller Blumenmarkt. Hier wieder saßen jüngere Frauen, als wir unten an der Treppe bemerkt hatten, coquett ge-

kleidet, und mit dem steifen weißen Häubchen der arbeitenden Pariserinnen geschmückt. Aber stolz auf dem Asphalt des Boulevards schritten die Damen der Halbwelt vorüber, welche, wie gesagt, auch in Paris das sind, was sie überall sind. „Von Stufe zu Stufe" heißt ein älteres, ich glaube ursprünglich Englisches Theaterstück, welches jetzt in Deutschland Glück macht. Erste Stufe: Halbweltsdame in Sammt und Seide auf dem Boulevard des Capucines und de la Madelaine, wo diese Damen hauptsächlich anzutreffen; zweite Stufe: Blumenverkäuferin neben der Kirche; dritte Stufe: Büßende in der Kirche; vierte Stufe: unten, wohin kein Sonnenstrahl mehr dringt, wo keine Blume mehr duftet, und kein Orgelklang hintönt.

Dieser großartigen Einrichtung für Fortschaffung des verunreinigten Wassers aus der Stadt mit Einschluß des Regenwassers gegenüber ist die Versorgung der Stadt mit reinem Wasser bis jetzt immer noch nicht vollständig ausreichend, obgleich man sich zu den Ausgaben für drei neue Wasserleitungen aus der Dhuis, der Somme-Soude und der Vanne bequemt hat, welche darauf berechnet sind, der Stadt 170,000 Kubikmeter Wasser mehr zuzuführen, als bisher. Früher war die Stadt im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl und der großartigen Sprengung, die mit Anlegung macadamisirter Fahrdämme verknüpft ist, noch viel ungenügender mit Wasser versorgt. Man rechnete damals schon auf eine Leistung von 170,000 Kubikmeter täglich aus einigen Quellen in der Nähe der Stadt, aus den beiden artesischen Brunnen von Grenelle, aus dem Ourcq-Canale und aus emporgehobenem Wasser der Seine, die beiden letzteren sowohl filtrirt wie unfiltrirt; aber diese sämmtlichen älteren Wasserquellen gaben Wasser, welches, auch wenn filtrirt, zum Trinken nur schlecht geeignet und z. B. mit dem Wasser der Wiener Hochalpen-Quellenleitung, welche allein täglich 70,000 Kubikmeter herbeischafft, nicht zu vergleichen war. Die Lage

von Paris in einem Kalkbecken ist eben nicht günstig für die Versorgung mit gutem Trinkwasser. Jetzt reicht die Leistung der Wasserleitungen übrigens nur in sofern nicht aus, als man die neuen, besseren Wasserleitungen mit der bestimmten Absicht anzulegen beschloß, das Wasser aus der Seine und aus dem Ourcq-Canale nicht mehr zum Trinken, sondern nur noch zum Sprengen zu benutzen. Werden aber die drei neuen Wasserleitungen sämmtlich in vollständiger Thätigkeit sein, so wird angenommen, daß das Gesammtbedürfniß von Paris, gerade noch einmal so groß als das Wiener, dann vollständig gedeckt ist. In Berlin haben wir daran zu denken, daß wir noch immer, und wahrscheinlich für alle Zeit, mit filtrirtem Flußwasser zufrieden sein müssen, welches eben entbehren zu können man in Paris jetzt anstrebt. Ich habe schon bemerkt, daß auf so ausgezeichnetes Trinkwasser, wie es Wien jetzt durch seine Hochalpen-Quellenleitung erhält, keine andere jetzt existirende Millionenstadt sich Hoffnung machen darf. Es bleibt uns nun in Paris eine rasche Fahrt um die Stadt herum auf der Gürtelbahn übrig und die Beachtung der Entwickelung, welche der Verkehr in den Omnibus, auf den Seine-Dampfbooten und auf den Tramways zu nehmen beginnt.

Die Pariser Gürtelbahn bedeutet für die Stadt viel mehr, als für Berlin seine Verbindungsbahn, welche noch zu großem Theile ganz ödes Land durchläuft. Die Länge ist ungefähr bei beiden gleich, nämlich etwa 35 Kilometer; da aber Paris doppelt so viel Einwohner hat als Berlin und in seinen Außentheilen noch obenein weniger gedrängt gebaut ist, als es die Deutsche Reichshauptstadt im mittleren und fast durchweg gleichförmig ist, erstrecken sich die zu Paris gehörigen bebauten Vorstädte fast überall bis an die Gürtelbahn hinan, welche im Innern der Befestigung längs derselben hinläuft, und sind auch stellenweise darüber hinausgewachsen. Am meisten ist dies auf dem nordwestlichen und auf dem nordöstlichen Flügel der Gürtelbahn der

Fall, während sie im Süden schon einsamer dahinstreicht. Aus dem modischen Stadttheile in der Nähe der großen Oper erreicht man die Gürtelbahn am schnellsten und bequemsten auf dem Bahnhofe der Nordwestbahn zu St. Nazare. Dieser Bahnhof hat dasselbe Verhältniß zur Pariser Gürtelbahn, wie der Berlin-Magdeburger Bahnhof zur Berliner Verbindungsbahn.

Von dem Bahnhofe zu St. Nazare aus berührt der Zug zuerst Batignolles, eine dicht bevölkerte Pariser Vorstadt, in welcher sich viele ganz kleine Landhäuser befinden. Später erreicht man Neuilly und den Triumphbogen auf dem Sterne, wo rechts das Boulogner Gehölz außerhalb der Befestigung beginnt. Unfern dem Eingange dieses Gehölzes befindet sich in demselben der Acclimatisations-Garten, gegen Eintrittsgeld geöffnet, mit der Anlockung von Concerten im Freien, also ungefähr dem entsprechend, wozu wir in Deutschland unsere zoologischen Gärten benutzt haben. Solche Pflanzen, welche sich nicht acclimatisiren lassen oder welche zu acclimatisiren kein Interesse vorliegt, sowie derartige Thiere, also unzähmbare wilde Thiere, fehlen hier ganz. Dafür ist durch Anspannung seltsamer gezähmter Thiere aus fernen Welttheilen vor kleinen Wagen, oder durch ihre Aufzäumung und Sattelung für Befriedigung der Neugier und der Spiellust der Kinder gesorgt. Die Kinder können hier für 50 Cent. im Straußenwagen fahren, oder für 25 Cent. auf einem Zebrawagen; oder sie können auch für 50 Cent. den etwas bedenklichen Ritt auf dem Höcker eines Kameels machen, wobei sie beträchtlichen Beistand haben müssen, oder für 25 Cent. auf dem Halse eines Elephanten. So stark wird diese Gelegenheit von den Pariser Kindern benutzt, sowie auch von den Londoner Kindern, denen im dortigen zoologischen Garten das Gleiche geboten wird, daß eine nicht unbeträchtliche Einnahmequelle daraus erwächst. Es ist dies also ein Beispiel zur Nachahmung in anderen Großstädten.

Die Gürtelbahn führt nun weiter längs der Vorstadt Passy, wo die Landhäuser immer hübscher zu werden beginnen und in ihrer Mitte zahlreiche Mädchen-Erziehungsinstitute liegen. Dann folgt gleichen Charakters die etwas stillere Vorstadt Auteuil, und nun geht es beim Point du Jour, d. h. beim Unterbaum, wo die Versailler Truppen zuerst in das aufrührerische Paris eindrangen, über die Seine auf einem hohen Viaduct, von welchem aus sich links die bestürmte Stadt und rechts die hügeligen Waldlandschaften besonders malerisch ausnehmen. Die Gürtelbahn läuft nun in ziemlich gerader Linie, zu dem Bogen des Flusses die Sehne bildend, hier unter anderen Bahnen fort, welche nach Süd-Frankreich führen, dort das Kolbfletz, in welchem die Katakomben liegen, in einem Tunnel durchbohrend, von dem Unterlauf der Seine bis zu deren Oberlauf, welchen sie auf der Nationalbrücke, der obersten und neuesten Seinebrücke von Paris, überschreitet. Diesseits und jenseits des Flusses wird sie hier von den Bahnen nach Orleans und nach Lyon gekreuzt und zur Rechten wird das Gehölz von Vincennes sichtbar, zu welchem sich der Platz du Trône und die Barrière du Trône eben so verhalten, wie der Triumphbogen des Sternes zu dem Gehölz von Boulogne. Unter der dicht bevölkerten Vorstadt Belleville geht es nun im Tunnel weiter, bis zu der Station Belleville Vilette, in deren Nähe sich, innerhalb der Festungswerke, der kleine malerische Park, der Butte de Chaumont, mit hohen künstlichen Hügeln befindet. Eine Zweigbahn führt zum Viehmarkt und den Schlachthäusern, welche jetzt eben unterirdisch mit den Centralhallen verbunden werden sollen. Dann wird die Ostbahn gekreuzt und später die Nordbahn, und die Häuserbedeckte Höhe des Montmartre kommt in Sicht. Im Ganzen hält der Zug an 28 Zwischenstationen, bis er zuletzt, von der Station Courcelles über Batignolles nach dem Bahnhof zu St. Nazare zurückkehrt.

Das Bild, welches wir auf dieſer Fahrt bekommen haben und welches ſich eben ſo deutlich einprägt, wie der Blick auf Wien vom Kahlenberge, wollen wir nun mit auf den Weg nach London nehmen, wo uns diejenigen Bilder erwarten, welche mit Allem, was bisher an unſerm Blicke vorüberflog, am ſchärfſten contraſtiren.

XXX.

Von Paris nach London über Rouen, Havre und Southampton. Die Gothik und die Glasmalerei von Rouen. Havre als Hafen. Ventnor auf der Insel Wight. Die Rhede von Spithead. Englische Landschaft. In Southampton. Continental und Insular.

Es ist der Bahnhof St. Lazare, auf welchem wir abreisen. Der Weg führt über Mantes, aus dem letzten Kriege wohl bekannt. Nur an wenig Stationen hält der Schnellzug. Die erste Klasse ist gefüllt mit jungen Amerikanern, welche nach Rouen wollen, um die zauberische Gothik seiner Kirchen und seine unvergleichlichen Glasmalereien zu sehen. Für die Amerikaner sind die geschichtlichen die eigentlichen Reize Europa's, und daß Alles so alt aussieht, versetzt sie in einen wahrhaften Rausch. Nur ein einziger, ältlicher und stattlicher Franzose der höheren Gesellschaftsklasse, mit der Officiers-Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, ist im Wagen. Als er um sich herum nichts als Englisch sprechen hört, zieht er sich auf sich selbst zurück und vergräbt sich in eine Zeitung. Es ist zu sehen, daß er im Ganzen versteht, was gesprochen wird. Aber entweder, weil er nicht gut genug Englisch spricht, oder sich mit den Engländern nicht vertragen kann, nimmt er an der Unterhaltung keinen Antheil. Zwischen Engländern und Amerikanern zu unterscheiden, obgleich der Unterschied der Denkart ganz ungeheuer und schon in der Wahl der Wörter und in der Aussprache zum Ausdruck kommt, scheint für einen Franzosen, der nicht weiß, wen er vor sich hat, sehr schwer zu sein.

In dieser Richtung hören die Landhäuser vor Paris, von

welchen die Stadt im Uebrigen schon in einer gewissen Fülle umgeben ist, ziemlich bald auf. Länger als Landhäuser bemerkt man Fabriken und zerstreute Arbeiter-Vorstädte. Endlich erscheinen die langen Reihen junger Lombardischer Pappeln, welche in einem großen Theile Frankreichs die Einfassung der Felder und Wiesen bilden. Man pflanzt sie theils um Brennholz für Anzündung der Kohlen im Kamin, theils um Material für die Anfertigung billiger Möbel zu gewinnen. Das Land sieht saftig grün aus, ungefähr so grün wie Belgien und jedenfalls grüner als auch die feuchtesten Theile von Deutschland. Denn der Ocean ist nicht fern und schon hier regnet es oft und viel, bei gelinder Winter-Temperatur. Wie wir uns Rouen nähern, zwischen zahlreichen Schlössern mit Gärten hindurchfahrend, beginnen sich Hügel, welche ein Norddeutscher fast Berge nennen könnte, längs des Laufes der Seine zu zeigen. Rouen ist erreicht, und an seinem stattlichen Quai längs der Seine, dessen belebter und mit Bäumen bepflanzter mittlerer Theil nach dem in Rouen geborenen Componisten der Platz Boieldieu heißt und ein lebensgroßes Standbild Boieldieu's zeigt, nehmen wir unsere Unterkunft, um mit den Amerikanern die Kirchen zu durchschweifen. Das Landschaftsbild vor den Fenstern ist schön. Die hohen Hügel an der hier schon breiten Seine, welche vielleicht, nach dem Ausweis der bei Amiens und Abbéville gefundenen Schädel, gefunden neben rohen Steinwaffen, die ältesten Bewohner Europa's beherbergt haben, sind von höchst decorativer Stellung und der Blick auf die Seinelandschaft von dem Quai von Rouen erinnert stark an den Blick auf die Donaulandschaft vom Quai von Pest. Nur ist in Pest Alles größer als in Rouen; die Bauart der himmelhohen Häuser daselbst ist eleganter und prachtvoller und in Rouen fehlt die Kettenbrücke, die großartigste der Welt, und gegenüber das Bergfestungsbild von Ofen mit der Seilbahn.

Rouen ist ein Rasteplatz, der es vollständig belohnt, daß

man in ihm raſtet. Hier iſt die wahre Hauptſtadt der edelſten Gothik. Nicht Antwerpen und nicht Köln können ſich im reinen und erfinderiſchen Kunſtgeſchmack des gothiſchen Kirchenbaues mit Rouen meſſen. Rouen, mit mehr als 100,000 Einwohnern, hat im Ganzen 37 Kirchen, bis auf eine einzige alle gothiſch. Hier hat offenbar der gothiſche Bauſtil, deſſen Urelemente im erſten Kreuzzuge aus Cairo und Jeruſalem nach Arles, einſtmals der Hauptſtadt der Weſt-Gothen, kamen, von dort nach Paris verpflanzt wurden, wo der Name „gothiſch“ aufkam, in friſchem Streben, nicht der Normanen, ſondern der unterworfenen Franzöſiſchen Bevölkerung, ſeine Ausbildung erhalten. Unter den fünf hauptſächlichen kirchlichen Prachtbauten ſteht doch wohl die Kathedrale obenan. Sie iſt ſehr groß, etwa zwei Drittel ſo groß, wie der Kölner Dom, aber im Schiff ebenſo hoch und mit hohen Thürmen von ſo feiner Steinmetzarbeit verſehen, daß es wie Filigran ausſieht. In einem Garten und Kirchhof, der ſie umgiebt, ſteht ein modernes Standbild Rollo's, des erſten Herzogs der Normandie. Er iſt hübſch, aber bös und ſtolz dargeſtellt und ſieht aus etwa wie ein Franzöſiſcher Officier. So hat der Norweger Harulf, der ſo ſchwer war, daß ihn kein Pferd tragen konnte, gewiß nicht ausgeſehen. Mit der Kathedrale wetteifert die Kirche des St. Ouen, faſt noch anmuthiger in den Formen. St. Macleod, nach einem Irländiſchen Heiligen genannt, übertrifft an Zierlichkeit und Feinheit der Ausarbeitung alle übrigen. Noch iſt St. Gervais höchſt ſehenswerth. Alle dieſe Kirchen prunken ſchon mit köſtlichen alten Glasmalereien, aber das Höchſte hierin iſt geleiſtet in der Abtei von Curen. Soll die Glasmalerei wirklich wieder aufleben, wofür man jetzt ja in Deutſchland und Frankreich ſo große Anſtrengungen macht — und die Kunſt, welche uns Viſionen vorzaubert, iſt es werth — ſo darf es nur die Glasmalerei aus vernieteten Stücken wie im Mittelalter ſein und nicht die der bepinſelten Scheiben.

In Frankreich hat man dies auch längst erkannt. Der Justizpalast und das Stadthaus sind weltliche Gebäude im gothischem Stil, und noch giebt es auch zahlreiche Privat-Giebelhäuser in diesem Stil, obgleich sie seit dreißig Jahren zu verschwinden beginnen.

Noch an demselben Tage kann man mit einem Abendzuge weiter nach Havre. Wenn man in Rouen übernachtet, was sich in jeder Beziehung empfiehlt, und mit einem Mittagszuge des nächsten Tages nach Havre fährt, kann man sich auch noch ein Bild von dieser Französischen Hafenstadt verschaffen, einer von den vieren — Marseille, Bordeaux, Nantes und Havre — welche in Frankreich allein größere Bedeutung haben. Auf die Wichtigkeit von Havre als Hafenplatz wurden die Franzosen erst im fünfzehnten Jahrhundert aufmerksam, als sie sehen mußten, daß die Engländer, bei ihren Einbrüchen in Frankreich, stets an dieser Stelle landeten, wo nur ein Fischerdorf lag. Jetzt zählt Havre 75,000 Einwohner und ist der Französische Hafen für die Verbindung mit Nord-Amerika. Es steht an Schönheit weit hinter Rouen zurück, gewährt aber doch mit seinen grünen Squares und breiten Hafenquais ein heiteres Bild.

Es ist dunkel geworden, und wir sind auf dem Dampfschiff, auf welchem nur noch Englisch gesprochen wird. Immer stärker dringt die Englische Sprache in Frankreich ein, wie ja auch in Deutschland. Umgekehrt wird in England immer weniger Französisch gesprochen; Deutsch wird es, von geborenen Engländern, die höchsten Stände ausgenommen, nie — eher Italienisch, welches in England eine Modesprache ist.

Noch haben wir eine Zeit lang sichtbar zur Rechten ziemlich steil abfallende Bergwände auf der sonst nur niedrige Sandbänke zeigenden Französischen Küste. Doch rasch schwindet das Festland hinter uns durch die Erdkrümmung und im Dunkel.

Als es Tag wird, liegen links vor uns die hohen und steilen weißen Kreideklippen der Insel Wight, unmittelbar hinter dem kleinen reizenden Seebade Ventnor, einem Lieblingsaufenthalt der Kaiserin von Oesterreich. Seine Häuser und Landhäuschen sehen hoch elegant aus, aber für den festländischen Blick vollständig fremdartig, sämmtlich unbekalkt, aus gelblichen Thonziegeln mit flachen Dächern und dunklen Fenstern. Das Bild gleitet ziemlich fern an uns vorüber. Wir sind nun in dem breiten Wasser, welches zwischen der rautenförmigen Insel Wight und der Küste der Grafschaft Hampshire einen Hauptaufenthaltsort für den Theil der Englischen Kriegsflotte bildet, welcher zu Hause ist. Dann zur Rechten liegen uns Portsmouth, Portsea und Gosport und die, gewöhnlich mit Kriegsschiffen bedeckte, Rhede davor ist die berühmte Rhede von Spithead. So heißt der Arm des eingeschlossenen Wassers östlich von der Insel Wight; der westliche heißt Solent. Von da an, wo die beiden Arme sich im Winkel der Bucht vereinigen, in welcher die Insel Wight liegt, dringt das schmale Southampton-Wasser noch bedeutend tiefer ins Land hinein. Seine grünen Hügel mit vielen einzelnen Bäumen, schöngeformten Eichen und Ulmen geschmückt, fassen die Fahrt nun auf beiden Seiten ein.

Wir landen in Southampton. Es hat nur 50,000 Einwohner gegen 100,000 in dem nahen Portsmouth, ist aber eine Perle unter den Städten der Englischen Südküste. Es ist der Hafen Londons, der Eisenbahn-Vorhafen, wie man sich ausdrücken muß, für die Verbindungslinie mit Frankreich, Spanien und dem Mittelländischen Meere, mit Süd-Amerika, dem Caplande und Australien. Auch nach Indien und nach China geht es über Southampton. Sein kleiner, ganz künstlicher Hafen, von dem Hafenbauer Giles erbaut, ein Meisterstück der uns fast noch unbekannten Hafenbaukunst, empfängt uns, und wir sind im ersten Englischen Hotel untergebracht, sehr verschieden von

allen Hotels auf dem Festlande. Ueberhaupt ist Alles, was wir um uns sehen, uns vollständig neu.

Vorzüglich aus den Menschen, die wir im Parlour, im Sprechzimmer des Gasthofs treffen, ersehen wir bald, daß wer das Meer nach England kreuzt, seinen Fuß nicht blos aus einem Lande in das andre setze, wie derjenige thut, der von Bayonne nach Fuentarabia, oder von Grenoble nach Susa, oder von Aachen nach Verviers, oder von Innsbruck nach Verona, oder von Emmerich nach Arnheim, oder von Lübeck nach Kopenhagen, oder von Stralsund nach Ystadt, oder selbst die bedeutungsvolle halbe Meile von Eydtkuhnen nach Wirballen fährt. Im Europäischen Sinne bleiben wir da überall noch zu Hause. Der Menschen Wege sind unsere Wege und der Menschen Gedanken sind unsere Gedanken; wenigstens die der regierenden Schicht. Sie sind es, trotz augenfälliger Verschiedenheiten der Rasse, trotz ganz anderer Structur der Sprache, trotz ungeheurer Mannichfaltigkeit der Leidenschaften, Liebhabereien und Laster, trotz der krassesten Gegensätze in den gewohnheitlichen religösen Vorstellungen, trotz bunter Fülle der Volkstrachten, trotz klaffender Unterschiede der Gesetze. Wir sind überall schnell zu Hause; was anders ist, als bei uns, das überschauen wir doch und richten uns darauf ein.

In England tritt, umgekehrt, gerade uns Norddeutschen durchaus kein fremdes Blut entgegen. Jeden Augenblick sind wir nahe daran, auszurufen: Herrje, das ist ja der lange Peter von Itzehoe! Und das ist ja Mommsen von Kiel und das ist Johannsen von Schleswig. Und dies ist doch offenbar die Frau Mertens von Hamburg mit dem Fräulein von Roers aus Celle. Und da drüben grüßen sich ja Gröning von Bremen und Strackerjan von Oldenburg! Freilich, blicken wir etwas schärfer hin, so sind es zwar dieselben Züge, aber als hätte sie ein Maler gemalt, der eine besondere Manier hat. Die Köpfe sind alle

ſchmäler von vorn, breiter im Profile. Der Bau der Bruſt iſt ſchmächtiger; die Hüften ſind breiter. Ueber dem Geſicht der Männer wie der Frauen liegt ein Glanz, der nicht blos friſche Farbe iſt und auf dem Feſtlande niemals vorkommt, auch nicht in Holland. Der Grund liegt in einer beſonders federkräftigen Muskulatur um Auge und Mund herum, und vorzüglich in den Nasflügeln. Die Fältelchen um die Augen und Mundwinkel fehlen faſt ganz. Es iſt Friſche des Raſſenwuchſes, nicht des Individuums. Wir ſehen Alle daneben aus, wie getrocknete Aepfel neben ſo eben gepflückten. Die Augäpfel ſpringen runder aus der Augenhöhle, die Augen ſind größer, der Blick iſt ſtarrer, wie träumend; wenn er aber aufſtrahlt, ſtrahlt er wie bei Kindern. Wimpern von uns unbekannter Länge zieren das Augenlid; ſeine Oeffnung und ſein Niederſchlag ſind viel langſamer und die Wimperhalbmonde des niedergeſchlagenen Augenlids erzeugen einen Geſichtsausdruck voll eleganten Schmelzes. Schwippend ſchwer hängt den Frauen das Haar auf den Nacken herunter, grobſträhnig, voll und ungeheuer lang; den Männern wächst der Bart dünn auf Lippe und Kinn, mächtig auf den Backen. Das Haar iſt zwar meiſt blond, aber kein Deutſches Blond; es iſt ein helles Braun mit röthlichem Schimmer, ſtumpf, wie wenn Aſche darüber läge. Häufig ſehen die Männer aus wie Frauen; Hunderte von jungen Männern, denen wir begegnen, könnten thun, was neulich ein Scandalproceß ans Licht brachte, nämlich Frauen ſpielen. Die Frauen aber ſehen niemals männlich aus, wie es in Frankreich und vorzüglich in Paris ſelbſt ſo häufig vorkommt. Beide Geſchlechter ſind unverhältnißmäßig ſtark in körperlicher Ausdauer. Während wir den Säbel- und Schlägerkampf auf den Univerſitäten nach 15 Minuten Rundgang abbrechen müſſen, dauert der Rundgang (mill) beim Engliſchen Fauſtkampf anderthalb Stunden und mehr. Die Wettfußmärſche erreichen 16 Deutſche Meilen an einem Tage.

Der Gesammtklang der Sprache und das Spiel des Mundes beim Sprechen erinnern ebenfalls aus der Ferne alsbald an Niederdeutsche Rede, aber diese Sinnentäuschung verschwindet schnell; derselbe Klang, dieselbe Configuration des Organs haben nicht dieselbe psychische und deklamatorische Bedeutung. Von der gemüthlich komischen Derbheit des Reuter'schen Dialogs ist nicht die Rede. Was ihr etwa entspricht, ist eine näselnde Aussprache der allerungebildetsten Klassen, welche unserm Ohr fast idiotisch klingt oder als wenn eine Hasenscharte daran schuld sei. Aus dieser scheint sich in den Neu-England-Staaten die absprechend rechthaberische Yankeeton ausgebildet zu haben. So geht das Streben beim Sprechen entweder nach leichter Zierlichkeit oder Pathos, beide dem Niederdeutschen so ganz fremd.

Auch in der Lebensweise verräth sich noch der Niederdeutsche — nicht Skandinavische — Stamm, aber dieselbe specifische Zuspitzung wird sichtbar, wie beim Leib und der Sprache. Die Neigung zur Abgeschlossenheit und die Liebe zur Reinlichkeit treten noch verschärft auf, drücken sich aber blos im freien Thun und Lassen des Menschen, sondern auch in starren, übereinkömmlichen Formen ganz specifischen Gepräges aus. Das Haus und der Hausrath tragen bis heute die sehr sichtbaren Spuren des Ursprungs aus dem Niederdeutschen Bauernhause. Aber wo hüben bäurisch, ist drüben einem Verfeinerungsprocesse verfallen, der es zu einer modischen Eleganz auf eigenen Füßen erhoben hat, welche allem Italienischen und Französischen Einfluß die Stange hielt, seine Gaben wohl jeweilig aufnahm, genau wie die Sprache, aber auch, genau wie die Sprache, so lange daran putzte und stutzte, bis sie das Niederdeutsch bäuerische Gepräge bekommen, und in die unabläßig sich wiederherstellende Harmonie des Pracht-Culturwuchses eingefügt waren, der mit Heimathsstätten dieses Niederdeutsch bäurischen Gepräges jetzt den Erdball umrankt.

Was ist denn vor sich gegangen, daß die Niederdeutschen Auswanderer — Angeln, Sachsen und Friesen — die vor vierzehn Jahrhunderten unsere Küsten wahrscheinlich aus denselben Häfen verließen, aus denen der Strom jetzt nach Neu-York geht, und die zuerst sieben kleine Freistaaten unter Königen bildeten, unter den von den Römern verlassenen Kelten der westlichen Insel, deren Gehirn mit formlosen, sturmbewegten Wolken trieb — was ist denn vorgegangen, daß sie, noch immer die alten Züge tragend, doch zugleich ganz anders geworden sind, als wir und nicht blos anders als wir, sondern, in neuerer Zeit, auch anders als ganz Europa?

Mischung — wie in England selbst die Redensart — ist es nicht. Etwas sind alle germanischen Stämme gemischt, die Baiern, Schwaben und Allemannen sehr sichtbar und hörbar mit Gallischen Kelten; die Mitteldeutschen und Nordostdeutschen mit Slaven, die Holländer und Flamänder, gleich den Engländern, mit Belgischen Kelten, die Schweden, wie Wermeland zeigt, mit Finnen, vielleicht auch mit Litu-Slaven; das reinste Blut fließt wohl in den Dänen und Nordfriesen.

Wäre es Mischung, so wäre die Aehnlichkeit gerade mit dem reinsten Stamme, den Friesen, nicht so groß. Gewiß hat Mischung stattgefunden und findet bis heute statt, aber die Beobachtung ist leicht, daß bei derselben das Niederdeutsche Blut die Oberhand behalten hat und von Geschlecht zu Geschlecht, natürlich die rein keltischen Landestheile ausgenommen, immer mehr alles andere verschlingt. Der Kelte, der Däne, der Französische Normanne, der massenweise im sechzehnten Jahrhundert eingewanderte Flamänder, dessen Abkömmlinge in Kent und London wohnen und die Weberei und den Porter mitgebracht haben, der Hugenotte, der im siebzehnten kam und die Deutschen und Skandinavier, die bis heute kommen, sie alle sind in der Englischen Lebensfluth dahin geschmolzen und schmelzen weiter hin, und schon

nach wenigen Geschlechtern ist ihre Spur verschwunden. Alles ist wieder Niederdeutsch, des besondern Englischen Zuschnitts.

Weit eher ist vielleicht umgekehrt Inzucht die Erklärung und zwar Inzucht besonderer Art, die mit den nationalen Sitten und Gesetzen im engsten Einklang steht. England ist und war zu aller Zeit, den allerhöchsten Stand theilweise ausgenommen, das Land der Liebesheirathen, wo der Mann von der Frau keine Mitgift, nicht einmal eine Ausstattung, verlangt, und dieselbe ein durch den erstgebornen Sohn verkümmertes Erbrecht hat; wo des Mädchens Thun und Treiben nicht überwacht wird, wo die Eltern höchstens sagen, du sollst nicht, aber niemals du sollst. Das Gesetz der natürlichen, sowie der geschlechtlichen Auswahl hat in dem Lande, in welchem es entdeckt worden, unter dem Menschengeschlechte stets den weitesten Spielraum gehabt. Das Gesetz der geschlechtlichen Auswahl scheint aber eben dem Niederdeutschen Blute zugute gekommen zu sein, welches uns nicht Wunder nehmen kann, wenn wir an die Schönheit unserer Holsteinischen, Braunschweiger und Ostfriesischen Mädchen denken, die weniger die Ausnahme als die Regel ist. In der gepanzerten Brittannia steckt eine Venus victrix. Vierzehn Jahrhunderte enthalten ungefähr sechzig auf einander folgende Geschlechter, sechzig Wahlen, die, wenn sie immer wieder einem bestimmten Stamme zugute kommen, zuletzt Alles in diesen aufgehen lassen müssen, und wenn sie sich vorzugsweise auf bestimmte Formen innerhalb dieses Stammes richten, diese Formen zu den herrschenden machen müssen, und sie dabei unvermeidlich potenziren. Das gynäkomorphische Gepräge des ganzen Volks gegenüber dem andromorphischen, welches vorzüglich das Französische Volk zeigt, das die Liebesheirath unter allen am wenigsten kennt und die sehr merkliche Abänderung des Verhältnisses, in Befähigung und Einfluß, zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht in England zu Gunsten des weiblichen, scheinen ebenfalls auf solchen 1400jährigen Proceß hinzudeuten.

Aus einer Inzucht zwischen siegreichen Formen erklären sich aber vielleicht auch noch andere auffällige Abweichungen der Insel vom Festlande. Mißt sich der festländische Stammesgenosse des Engländers, der Norddeutsche, als Einzelner mit dem Einzelnen, mit seinem insularen Vetter, so sagt er sich schnell genug und berechtigt genug: nun, was dieser Kopf begreift, das begreife auch ich — mindestens. Um so mehr macht es ihn stutzig, das Englische Volk wieder und immer wieder Dinge ins Leben rufen zu sehen, zu denen der Weg in Deutschland durch fast unübersteigliche Hindernisse versperrt zu sein scheint, und für welche jedenfalls an keine Deutsche Volksinitiative zu denken ist. Die Beobachtung, daß, was erst *ein* Engländer begriffen hat, bald auch Alle begreifen, nach kurzen Meinungskämpfen für und wider, kommt erst allmählich, und noch später ein zuletzt unabweisliches Gefühl, daß man nicht so sehr gegenseitige Ueberzeugung, als gleichzeitiges Erscheinen gleicher Gedanken vor sich habe, welches auf große Aehnlichkeit in den Constructionen des Denkvermögens hinweise. Dann aber versteht sich leicht genug, daß das hierdurch zu Wege gebrachte Ineinandergreifen der Handlungen — welches auf dem Festlande bis jetzt fast nur die Gewalt zu Stande gebracht hat, die hierin ihren einzigen, aber vollgültigen Rechtstitel hat, schon allein die Englische Volksinitiative und — die Englische Freiheit erklärt.

Soviel ist gewiß, und wird jedenfalls jedem *Norddeutschen*, der in England lebt und wirkt und es nicht blos bereist, und der, eben weil er ein Norddeutscher ist, sich wenigstens leichter als alle übrigen in das Englische Volkswesen hineinarbeitet, geläufig und selbstverständlich, daß die Gegenüberstellung von *insular* und *continental*, wie sie in England gang und gebe, auf sehr substantieller Grundlage beruht, daß was auf der einen Seite des Pas de Calais, von Lissabon bis Drontheim, möglich ist und paßt, auf der andern Seite eben *nicht* möglich ist und

nicht paßt, und umgekehrt, und daß das, als Pionier, jetzt allein colonisirende Volk, welches sich dafür in den Besitz des Oceans gesetzt hat, sich zu dieser Aufgabe durch Flüchtung vom Europäischen Festland auf die größte Europäische Insel, und anderthalbtausendjährige Züchtung körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeiten, förmlich — aber natürlich unbewußt — verbreitet hat.

Wir sind nun in einer Englischen Stadt, in welcher man kaum mehr zu fragen braucht, wann der nächste Zug nach London abgeht. Innerhalb zwei Stunden geht immer einer ab und es sind alles so ziemlich, was wir Schnellzüge nennen. Dahin geht es beständig zwischen grünen Hügelzügen, aus denen überall stattliche Landsitze, geschwärzte und Eupheu berankte, finstere alte und schimmernde neue Dorfkirchthürme herüberblicken. In langen geschlossenen Reihen ziehen die modernen Cottages der Feldarbeiter vorüber. Ueberall weidet Vieh — Rinder und Schafe — ohne Hirten auf Hecken umzäunten Wiesen, die mit einzeln stehenden Bäumen — Eichen und Ulmen — bestreut sind. Endlich nähern wir uns London und kommen, schon lange ehe wir drinn sind, in seine ungeheure Rauchwolke hinein. Dunkler wird es und dunkler und es fällt wie schwerer Ernst, wie Gefühl der Nähe unsichtbarer und unwiderstehlicher Gewalt, auf die Menschenseele. Jetzt geht es schon ganz zwischen runden, rothen Schornsteinen einher, welche aus den schwarzen Häusermassen, welche rechts und links unten den hohen Eisenbahndamm umlagern, wie seltsam geformte Pilze emporstarren. An zahlreichen innenstädtischen Stationen, alle mit Riesenplacaten bedeckt, und über viele Eisenbahnkreuzungen und Eisenbahn-Verbindungen geht es rastlos hinweg. Unter uns brausen in den Straßen schon Menschen- und Wagenzüge vorüber. Der Bahnhof Waterloo-Terminus in Lambeth, einem südwestlichen Theile der Stadt, ist erreicht. Wir sind am Ziele.

XXXI.

Das Londoner Platzfuhrwerk.

Da wir uns nun in der weitaus größten Stadt der Erde befinden, welche sich zu Fuße gar nicht mehr bemeistern läßt, haben die öffentlichen Fahrgelegenheiten aller Art im Innern dieser Stadt den ersten Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. Es sind ja auch außerdem die eigentlichen Muster für die anderen Millionenstädte oder sollten es doch wenigstens sein. Sehen wir uns also das Londoner Platzfuhrwerk zur Miethe, die Londoner Omnibus, die Londoner Tramways, das Netz der Eisenbahnverbindungen im Innern Londons und den Dampfschiffverkehr auf der Themse an.

Gleich im Innern der Bahnhofshallen selbst finden wir das Londoner Platzfuhrwerk in langer Reihe wartend aufgefahren. Gepflasterte Fahrwege, auf langen Rampen sanft emporsteigend, da alle großen Bahnhöfe hochliegen, führen zu diesem Zweck in die Hallen hinein. Gepäckscheine giebt es auf vielen Englischen Bahnen schon längst nicht mehr; es werden nur Aufgabeort und Bestimmungsort auf das Gepäckstück geklebt, und eine Nummer dazu. Der Reisende hat für sein Gepäck selbst zu sorgen, muß sich also nach dem, durch Stellgeländer rasch abgeschlossenen Theile des Perrons begeben, auf welchem der Gepäckwagen entleert wird. Hier kann auch das Platzfuhrwerk anfahren, und das Gepäckstück unmittelbar aus dem Gepäckwagen auf dasselbe gehoben werden. Verwirrung beim Vorfahren ist nicht möglich, denn der gepflasterte

nicht paßt, und umgekehrt, und daß das, als Pionier, jetzt allein coloniſirende Volk, welches ſich dafür in den Beſitz des Oceans geſetzt hat, ſich zu dieſer Aufgabe durch Flüchtung vom Europäiſchen Feſtland auf die größte Europäiſche Inſel, und anderthalbtauſendjährige Züchtung körperlicher und geiſtiger Eigenthümlichkeiten, förmlich — aber natürlich unbewußt — verbreitet hat.

Wir ſind nun in einer Engliſchen Stadt, in welcher man kaum mehr zu fragen braucht, wann der nächſte Zug nach London abgeht. Innerhalb zwei Stunden geht immer einer ab und es ſind alles ſo ziemlich, was wir Schnellzüge nennen. Dahin geht es beſtändig zwiſchen grünen Hügelzügen, aus denen überall ſtattliche Landſitze, geſchwärzte und Epheu berankte, finſtere alte und ſchimmernde neue Dorfkirchthürme herüberblicken. In langen geſchloſſenen Reihen ziehen die modernen Cottages der Feldarbeiter vorüber. Ueberall weidet Vieh — Rinder und Schafe — ohne Hirten auf Hecken umzäunten Wieſen, die mit einzeln ſtehenden Bäumen — Eichen und Ulmen — beſtreut ſind. Endlich nähern wir uns London und kommen, ſchon lange ehe wir drinn ſind, in ſeine ungeheure Rauchwolke hinein. Dunkler wird es und dunkler und es fällt wie ſchwerer Ernſt, wie Gefühl der Nähe unſichtbarer und unwiderſtehlicher Gewalt, auf die Menſchenſeele. Jetzt geht es ſchon ganz zwiſchen runden, rothen Schornſteinen einher, welche aus den ſchwarzen Häuſermaſſen, welche rechts und links unten den hohen Eiſenbahndamm umlagern, wie ſeltſam geformte Pilze emporſtarren. An zahlreichen innenſtädtiſchen Stationen, alle mit Rieſenplacaten bedeckt, und über viele Eiſenbahnkreuzungen und Eiſenbahn-Verbindungen geht es raſtlos hinweg. Unter uns brauſen in den Straßen ſchon Menſchen- und Wagenzüge vorüber. Der Bahnhof Waterloo-Terminus in Lambeth, einem ſüdweſtlichen Theile der Stadt, iſt erreicht. Wir ſind am Ziele.

XXXI.

Das Londoner Platzfuhrwerk.

Da wir uns nun in der weitaus größten Stadt der Erde befinden, welche sich zu Fuße gar nicht mehr bemeistern läßt, haben die öffentlichen Fahrgelegenheiten aller Art im Innern dieser Stadt den ersten Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. Es sind ja auch außerdem die eigentlichen Muster für die anderen Millionenstädte oder sollten es doch wenigstens sein. Sehen wir uns also das Londoner Platzfuhrwerk zur Miethe, die Londoner Omnibus, die Londoner Tramways, das Netz der Eisenbahnverbindungen im Innern Londons und den Dampfschiffverkehr auf der Themse an.

Gleich im Innern der Bahnhofshallen selbst finden wir das Londoner Platzfuhrwerk in langer Reihe wartend aufgefahren. Gepflasterte Fahrwege, auf langen Rampen sanft emporsteigend, da alle großen Bahnhöfe hochliegen, führen zu diesem Zweck in die Hallen hinein. Gepäckscheine giebt es auf vielen Englischen Bahnen schon längst nicht mehr; es werden nur Aufgabeort und Bestimmungsort auf das Gepäckstück geklebt, und eine Nummer dazu. Der Reisende hat für sein Gepäck selbst zu sorgen, muß sich also nach dem, durch Stellgeländer rasch abgeschlossenen Theile des Perrons begeben, auf welchem der Gepäckwagen entleert wird. Hier kann auch das Platzfuhrwerk anfahren, und das Gepäckstück unmittelbar aus dem Gepäckwagen auf dasselbe gehoben werden. Verwirrung beim Vorfahren ist nicht möglich, denn der gepflasterte

Fahrweg ist nicht breiter, als ein Wagen, und wo es hinausgeht, da geht es nicht zugleich hinein. Ein Englischer Bahnhof ist selber eingerichtet, wie eine Maschine, in welcher alle überflüssige Arbeit vermieden wird. Verwirrung beim Vorfahren ist überhaupt in ganz England unmöglich. Der Fahrweg, auch für Privatfuhrwerk, wird vom Englischen Fuhrwerk längst als Bahn aufgefaßt, auf welcher man nicht nebeneinander und durcheinander, sondern hintereinander fährt. Auf Plätzen wird daher gar nicht gefahren und sie sind sämmtlich umgittert und mit Rasen und Bäumen bepflanzt. Wo städtische Straßen voll Leben sich kreuzen, steht stets ein Schutzmann und regelt, in welcher der beiden Straßen der Wagenzug nur das Recht hat, die Kreuzungsstelle frei zu haben. Den mechanischen Verstand in allen öffentlichen Bestimmungen entdecken wir auch bald darin, daß bei keinem Londoner Wagen die Nabe der Achse über den Felgenkranz des Rades hervorspringt. Dies ist Gesetz. Also können sich die Wagen, beim Vorbeifahren, niemals an einander festhaken. Was das Gesetz und die Polizei nicht thun, thut aber der mechanische Verstand der Kutscher selbst.

Das Platzfuhrwerk, welches wir auf dem Bahnhofe finden, gehört zu zwei Arten, vierrädrige Wagen mit flachem umgitterten Dach — hackneys — und zweirädrige, von ganz eigenthümlicher, auf dem Festlande vollständig unbekannter Form — hansoms. Beide Arten sind mit nur einem Pferde bespannt. Die Hackneys sind für Fahrgäste mit Gepäck bestimmt, und auf den Bahnhöfen stets in der Mehrzahl. Die Hansoms aber sind draußen in der Stadt stets in der ungeheuren Mehrzahl. Wir bemerken Nummern derselben, welche über 12,000 hinausgehen. In diesem ist es fast unmöglich, mit größerem Gepäck zu fahren. Beide Arten der Platzwagen erhalten den Fahrpreis nach der Länge des zurückgelegten Weges, ohne allen

Aufschlag für Gepäck. Die Englische Meile kostet sechs Pence, also eine halbe Mark. Da die Englische Meile etwas länger, als anderthalb Kilometer, also fünf derselben etwas mehr als eine alte Deutsche Meile sind, beträgt der Preis für den Kilometer 33 Pfennig und für die Deutsche Meile etwas mehr als 24 Groschen. Der Unterschied zwischen den beladenen Hackneys und den unbeladenen Hansoms wird dadurch ausgeglichen, daß während die Hackneys so schnell oder so langsam fahren können, wie sie wollen, die Hansoms gesetzlich gezwungen sind, die Englische Meile in 7 Minuten, also die Deutsche in weniger als 35 Minuten zu fahren. Für jedes Warten wird zwei Schilling, also 2 Mark für die Stunde, oder 5 Groschen für die Viertelstunde bezahlt.

Die Packträger der Eisenbahngesellschaft, alles von ihr festangestellte, mit ihrer Signatur auf der Mütze versehene Leute, stets in Jacke und Beinkleider von dunkelgrünem Manchestersammt oder Moleskin, haben unser Gepäck mit einer für uns noch ganz überraschenden Schnelligkeit und Lautlosigkeit auf dem Dache eines Hackney untergebracht, für geringes Trinkgeld, und — nun beginnt der Kampf ums Dasein.

Die Bezahlung der Fahrt nach dem Längenmaß hat für Diejenigen, welche noch in London ganz fremd sind, den Uebelstand — und es ist vielleicht ihr einziger Uebelstand — daß ihnen die wirklichen Entfernungen noch ganz fremd sind. Sie sind also Ueberforderungen von Seiten der Kutscher ausgesetzt, wenn sie nicht die zurückgelegte Entfernung während des Fahrens richtig zu schätzen im Stande sind. Auch in London giebt es gedruckte Entfernungsmesser, wie in Berlin, aber sie genügen nicht für alle, möglicherweise vorkommenden Fälle, noch weniger, als die wirklich ziemlich geschickten colorirten Berliner. Ist die zurückgelegte Entfernung zwischen Fahrgast und Kutscher streitig, so kann man nach der nächsten Polizeiwache fahren,

und sie dort — jetzt auf dem Plan, früher geschah es sehr schwerfällig mit dem Schrittezählen oder gar mit der Meßkette! — vermessen lassen. Anticipiren wir nun ruhig solchen Streit, der schwerlich ausbleiben wird, da unser Gepäck verräth, daß wir Fremde sind und sogar, daß wir von Paris kommen, welches man auf dem Bahnhofe, wie auf dem Gasthofe Sorge getragen hat, auf die Koffer zu kleben. Dann ist es am besten, gleich das unserm wirklichen Ziele nächste Polizeiamt als Ziel der Fahrt anzugeben. Aber man braucht das nicht zu sagen, wenn man dessen Straße und Nummer kennt. Also: „Cabby, 10 Marchmontstreet, Russellsquare, Bloomsbury." Straße und Nummer reichen nämlich in London nicht aus, wo es 12,000 Straßen giebt, so daß sie Niemand sämmtlich kennt, darunter z. B. allein 60 Queensstreets sind, und eben so viel Kingstreets und zahlreiche Williamstreets, Georgestreets u. s. w. Ein benachbarter Hauptplatz oder eine Hauptstraße und das ganze Stadtviertel müssen also hinzugefügt werden.

Augenscheinlich kennt der Kutscher, welcher nickt, die Straße. Ihr Name scheint ihn aber, während er fährt, in tiefes Nachdenken zu versetzen. Man kann vermuthen, was ihm durch den Kopf geht. In Marchmontstreet giebt es keine Häuser, in welchen Leute wohnen, welche kein offenes Geschäft haben. Eine Londonerstraße hat entweder lauter offene Geschäfte, eines dicht neben dem anderen — marketstreet — oder gar keines — gentrystreet — oder wenigstens familystreet. Auch sind dann keine möblirte Zimmer drin vermiethet, sondern eben nur in den familystreets. Wir sind offenbar — er sieht es schon am Gepäck — gentry, wenn auch ausländische, foreign gentry. Wo wollen wir denn hin in Marchmontstreet? Dort, wo auch kein Gasthof ist, können wir nicht wohnen, oder wohnen wollen. An den Ecken der Straßen sind Wirthshäuser ohne

Betten; an einer wohnt auch gewöhnlich ein Wundarzt. Aber wir sind ja gesund! Noch bleibt eine ungewisse Ecke übrig, die Ecke an dem Mews, heißt Stallstraße oder Hinterstraße, hinter Woburnplace. Endlich ist er mit seiner Erinnerung fertig. Diese Ecke könnte Nummer Zehn sein. Ein schrecklicher Gedanke steigt ihm auf. Dort ist ja wohl das locale Polizeiamt. Plötzlich hält er still, steigt vom Bock und erscheint an der Thür.

„Herr", sagt er, „Sie wollen mir nur die richtige Entfernung (mileage) und die Taxe bezahlen. Nummer Zehn ist ja das Polizeiamt."

„Getroffen, Cabby."

„Aber das geht doch nicht!" fährt er kopfschüttelnd fort. „Ich habe berechnet, mit welchem Zuge die Pariser kommen müssen, die in Southampton landen; ich warte auf dem Bahnhofe; Sie sind eine Französische Familie und kommen von Paris, und nun wollen Sie mir nur die Taxe bezahlen und wissen auch, wo ein Polizeiamt ist, und beordern mich dahin! Das ist blutiges Spiel."

„Weitergefahren, Cabby!"

„Ja wohl, Herr", antwortet er. „Aber sehen Sie sich einmal den zusammengefegten nassen Schmutz drüben an der Ecke an. Da werde ich umwerfen, und Sie sammt Ihren Damen hineinwerfen. Dann haben Sie den Schmutz an den Kleidern und Quetschungen davon, und großen Aufenthalt. Mir kommt es darauf nicht an, wenn Sie so grausam sind."

„Diese Drohung bekommt die Polizei auch zu hören."

„Hoho!" ruft er, „Sie haben keine Zeugen. Ihre Französischen Damen verstehen kein Englisch."

„Aber doch, Cabby", antworten zwei Frauenstimmen.

Jetzt wird er verwirrt. „Verflucht", sagt er. „Sie sind aber doch Franzosen, oder sonst Ausländer. Ich sehe es an

den Gesichtern, wenn ich es auch an Ihrer Sprache nicht höre. Und reiten einen armen Londoner Cabby so hinein! Haben Sie Erbarmen, Herr, und ein Einsehen! Ich wäre ja nie nach dem Waterloo-Terminus gefahren, als eben um jetzt, außerhalb der Season, auf Franzosen zu warten. Es geschieht doch für die Fremden. Sein Sie doch dankbar; sagen wir auch nur zum Belaufe eines Schillings."

„Es ist gut. Ich werde also einen Schilling mehr bezahlen, als die Taxe. Da ich weiß, wo die Polizeiämter sind, werde ich auch wohl die Entfernungen richtig schätzen können. Also meine Schätzung gilt."

„Das wird's thun", antwortete er.

„Dann fahren Sie langsam, statt weiter nach Marchmontstreet, hier durch Woburnplace, und halten Sie, wo Miethszettel möblirter Zimmer aushängen."

„Danke Herr." Und er stieg wieder auf den Bock.

Es machte uns nun keinerlei Schwierigkeit, gute möblirte Zimmer auch für eine ganze Familie zu bekommen, und keineswegs theuer, ganz in der Nähe des Britischen Museums. Sie werden wöchentlich vermiethet, und schon für dreißig bis vierzig Mark wöchentlich ist das eine Treppe hoch belegene Geschoß nebst den anderen Theilen des Hauses mit drei oder vier Betten, vollständiger Bedienung, das Kochen der Mahlzeiten eingeschlossen, mit Teppichen durchweg, auch auf den Treppenstufen, bekleidet, zu haben, im abgeschlossenen Hause mit der vermiethenden Familie allein. Dies ist, auch für kürzeren Besuch Londons, durchaus der beste Ausweg.

Um sich in London umzusehen, ist nun zunächst ein Hansom das behaglichste Fahrzeug. Diese zweirädrigen Wagen werden dadurch im Gleichgewicht erhalten, daß der Kutscher hinter dem, oben und auf drei Seiten geschlossenen, schräg hängenden

Kasten, auf hoch oben befindlichem Bocke sitzt, während vorn die Gabeldeichsel das Ueberschlagen nach hinten aufwägend verhindert. Der Fahrgast steigt vorn, gleich hinter dem Pferde, ein, ohne Trittbrett, da der Boden des Wagens ganz niedrig über dem Pflaster hängt, und findet einen sehr bequemen, nach vorn gerichteten Sitz für höchstens Zwei, schließt dann durch zwei niedrige Thüren den Unterkörper von der Witterung ab, und stützt sich mit den Elbogen auf diese Thüren. Den Oberkörper schützt das gebogen oben überhängende Dach vor den Unbilden der Witterung, und, wenn es sehr schlimm wird, läßt sich vorn noch ein Fenster herabklappen. Mit dem Kutscher verkehrt der Fahrgast durch ein Ventil oben im Dache. Es ist kein guter Ton, mit einer andern Dame, als der eigenen Frau, in solchem Hansom zu fahren. Das Tête à tête ist eben gar zu vertraulich. Noch ist zu bemerken, daß die Gabeldeichsel, um den Eintritt vorn frei zu halten, wie ein Schwanenhals gebogen ist.

Der Reiz des Fahrens im Hansom, zu allen Zeiten schon wegen der namhaften Schnelligkeit, und bei der Güte des Londoner Stein- und Holzpflasters groß, ist durch die Ausdehnung, welche die Pflasterung der Fahrdämme mit Asphalt und mit getheerten Holzwürfeln neuerdings bekommen hat, wesentlich erhöht worden. So theuer ihre Reparatur, ist die Asphaltpflasterung der Fahrwege für die Großstädte überhaupt ein Gewinn. Die Reibung auf dem Asphalt soll kaum größer sein, als auf der Schiene; der Wegfall des Lärmens — Cheapside gleicht jetzt darin beinah einem Canale der Dogenstadt oder Petersburg im Schnee, man hört nur das Klappen der Hufe — ist an sich schon ein Vortheil; die Asphaltbahn kann durch Pflaster unterbrochen werden, wo die Steigung des Bodens größere Reibung nothwendig macht; sie kommt endlich allem Fuhrwerk zugute, nicht blos besonders dafür gebautem, wie der Schienenweg. Die

Asphaltbahn ist also etwas viel allgemeiner brauchbares, als der Schienenweg für den Verkehr mit Pferden. Die Frage ist nur, wie es um die Haltbarkeit und die Kosten bestellt ist. Natürlich bedingt dies die Lebhaftigkeit des Verkehrs und noch mehr die Bauart der Räder und das Gewicht und die Belastung des Fuhrwerks. Es hat von neuem in mir den Gedanken an eine Besteuerung von Pferd und Wagen, mit Berücksichtigung der Radform, wie bei unserm Wegezoll, wach gerufen, von welcher in dem Aufsatz: Vom Wegezoll und seinem Ersatze — Band XXV der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte — die Rede ist. Wenn eine solche Gemeindesteuer nach der Regel: Leistung für Gegenleistung auferlegt wird, d. h. eben nur für Deckung der Unterhaltungskosten des Fahrdamms, so wird sie in den Großstädten die Asphaltbahn wahrscheinlich durchgängig ermöglichen, und gern bezahlt werden. In London ist die Länge der Asphaltbahnen, die hauptsächlich für die großen Verkehrsadern zur Anwendung gekommen sind, schon recht beträchtlich. Die Londoner Cabs mit nur zwei Rädern großen Durchmessers, eben diese Hansoms, deren Zahl auch im Verhältniß zu dem vierrädrigen Platzwagen namhaft zugenommen, sind für die Asphaltbahn und diese für sie wie gemacht. Unter allem Fuhrwerk muthen sie der Bahn am wenigsten zu, wegen der großen Räder, und die Bahn gewährt, worauf es bei ihnen ankommt, die Möglichkeit größter Schnelligkeit und glatte, geräuschlose Fahrt. Da in London die Fahrt wie schon angegeben nach der Weglänge bezahlt wird — die allein richtige Einrichtung, welche den Kutscher antreibt, schnell zu fahren, um aus dem Tage so viel als möglich zu machen — fliegen die Cabs, die auch gesetzlich zu sehr schnellem Fahren gezwungen werden können, auf den Asphaltbahnen, wo das Pferd nicht angestrengt wird, mit einer Schnelligkeit dahin, die nichts zu wünschen übrig läßt, und die glatte, lautlose Fahrt erzeugt jenes wol-

lüstige Gefühl anstrengungs- und fesselloser Bewegung, welches bisher nur der Schlittschuhläufer gekannt hat. Man reitet, ohne auf dem Sattel emporgeworfen zu werden, ohne daß man Schluß braucht.

Kein Platzfuhrwerk in Europa ist den Londoner Hansoms zu vergleichen. Strousberg hat sich Mühe gegeben, diese witzig erfundene Wagenform in Berlin einzuführen, indem er selber durch ein Privat-Hansom voranging, hat aber damit bisher keine Nachfolge gefunden.

XXXII.

Tramways und Stadt-Eisenbahnen in London.

Hat man im Hansom sich vorläufig satt an dem Leben auf den Straßen gesehen, welches sich so übersichtlich am besten beobachten läßt, so versucht man wohl auf den Tramways, welche die größere Rolle in der ebenen Südhälfte Londons, in Lambeth und Southwark, spielen, etwas weiter in die Außentheile hinauszudringen. Wenn man dies schon in vielen Richtungen gethan, wird man es sich endlich mit einer gewissen Verwunderung zum Bewußtsein bringen, daß sich London in einer Hauptsache gerade umgekehrt verhält, wie die festländischen Großstädte. In diesen liegen die Stadtviertel für die Wohlhabenden doch meist im Innern, höchstens mit einer Vorliebe für eine bestimmte Weltgegend, wie in Paris und in Berlin für den Westen und in Wien für den Nordosten. In London ist es anders. Hier befinden sich viele Stadtviertel, die nur von der allerärmsten Klasse bewohnt werden, im Innern, und je weiter man hinauskommt, in fast allen Richtungen, desto wohlhabender sieht es aus. Auch in London besteht ein Unterschied zwischen den Weltgegenden und der Westen ist beträchtlich die vornehmste, während es der Osten am wenigsten ist und der Norden und der Süden, bei ganz verschiedenem Charakter der Häuser sowohl wie der Bevölkerung, eine mittlere Stellung einnehmen. Aber nach allen vier Weltgegenden hinaus sieht es desto besser aus, je weiter man hinauskommt. Immer mehr bekommen dabei die Wohnhäuser das Aussehen von stattlichen Landsitzen mitten in grauen Parks, und für den Uebergang zu den echten alten Landsitzen ist fast

nirgends die Grenze mit Bestimmtheit festzustellen. Wenn eine Familie reicher wird, zieht sie allmälig immer weiter aus den inneren Stadtlagen und deren Rauch hinaus. Punch, welcher das bürgerliche Leben Londons besser wiederspiegelt, als irgend eine der vielen, sonst so wahrheitsgetreuen, Englischen Novellen, illustrirte diesen Vorgang, welcher jahraus jahrein stattfindet, einst durch ein höchst komisches Bild. Ein Kaufmann in der City, welcher die Stufen zunehmenden Reichthums schnell erklommen, hatte die Gewohnheit, jedes Jahr einmal einen Jugendfreund zu Tische einzuladen, welcher in der City als abhängiger Buchhalter sitzen geblieben war. Jedesmal hatte dieser Jugendfreund, der bei den Engländern Crony heißt, von neuem zu bewundern, wie weit es schon wieder sein alter Schulkamerad gebracht habe. In England verlassen die Damen den Mittagstisch, sobald die Portweinflasche auf silbernem Rädergestell für das eigentliche Herumschieben und Kneipen gebracht und das Tischtuch abgenommen wird. Sie ziehen sich dann in das Staatszimmer — drawing room — dessen Fenster in vornehmen Landhäusern nach dem Hintergarten öffnen, zurück und trinken Kaffee. Endlich folgen die Männer, welche dann aber gewöhnlich schon gegen die Wirkung des Portweins anzukämpfen haben. Nun hat der Crony des glücklichen Kaufmanns wiederum zu bewundern, daß sein Jugendfreund reicher geworden ist. Dies drückt hauptsächlich, neben der Einrichtung, von der nicht gesprochen werden darf, die Lage des Wohnhauses aus und diese Lage ist desto vornehmer, je weiter draußen das Wohnhaus liegt und je grüner und ländlicher es um dasselbe herum aussieht, vorzüglich aus den Fenstern heraus, welche nach hinten auf den Garten blicken. Was der Crony nun der Dame des Hauses zu sagen hat, steht ganz fest. Er muß zu ihr sagen, mit dem Kaffee an das Fenster tretend: Madam, the scenery about here is truly rural — gnädige Frau, diese Ausschau

ist wirklich ländlich. Aber gerade diese Englischen Worte auszusprechen, ist nicht leicht, wenn man zu viel Portwein getrunken hat. Aus truly rural wird alsbald turelural. Sie üben es sich Beide also auf der Treppe ein, schon schräg stehend und sich am Geländer haltend. Endlich wird die schwierige Aufgabe gelöst.

Durch die Eisenbahnen im Innern der Stadt, welche bisher in der Welt allein London in solcher Vollständigkeit ausgebildet hat, läßt sich das Gesammtbild der Riesenstadt, welche ringsum mit Wohlhabenheit umgürtet ist und in allen Richtungen gar kein Ende nehmen zu wollen scheint, jetzt viel besser als früher dem beobachtenden Geiste einprägen.

Die erste Entstehung von solchen Eisenbahnen im Innern der Stadt liegt schon jenseit 1851, wo ich London zuerst kennen lernte. Damals waren die Eisenbahn aus dem Herzen der City, längs sämmtlicher Docks nach der Vorstadt Blackwall an der Unterthemse und eine Eisenbahn aus demselben Bahnhof, und mit jener eine Zeit lang parallel, nach den nördlichen Vorstädten, diese im Halbkreise berührend, bis Camdentown schon in jahrelanger Thätigkeit. Beide diese Eisenbahnen laufen auf hohen Dämmen, so hoch, daß die Bögen, mit welchen sie über viele Straßen wegspringen, eben hoch genug sind, um auch die allerhöchsten Fuhren durchzulassen. Diese Bahnen waren die lehrreiche Vorbereitung für das großartige Bahnnetz, welches seitdem im Innern der Stadt ausgeführt worden ist. Man lernte vorzüglich auf demselben, daß die Züge im Innern von London gar nicht häufig genug fahren können, und daß die Stationen im Innern von London gar nicht zahlreich genug sein und gar nicht eng genug bei einander liegen können. Ebenso lernte auch das Londoner Publikum Eisenbahnen im Innern der Stadt zu Allem benutzen, wozu sie zu benutzen sind, lernte, wie es sich auf denselben zu benehmen habe und mit ihnen, bei der Einrichtung von Wohnung und Geschäft, zu rechnen.

Diese Wirkungen waren schon eingetreten, als im vorigen Jahrzehnt in einem echt Englisch gebauten Kopfe der Gedanke auftauchte, man könne dem Englischen Gesetze, welches alle Kreuzungen von Bahnen mit Bahnen oder anderen Wagen auf gleicher Ebene verbietet und deswegen unaufhörliche kostspielige Schüttungen und Einschnitte nöthig macht, sowie der schweren Last, den Baugrund zu kaufen, dadurch ein Schnippchen schlagen, daß man ganz und gar unterirdisch in Tunnels vorgeht, deren Herstellung bekanntlich immer leichter und billiger geworden ist. Jeweilig könne man schon Oeffnungen für Luft und Licht anbringen; die hauptsächlichsten müßten die ja ziemlich dicht bei einander anzulegenden Stationen sein. Die erste Eisenbahn nach diesem Principe, hauptstädtische Eisenbahn — metropolitan railway — genannt, ward, von der City aus, unter dem Fahrdamm der City-Road und New-Road angelegt, eine Art von breitem Boulevard, welcher die nördlichen Vorstädte von den inneren Stadtlagen trennt und ward dann wieder im Kreise zur City zurückgeführt.

Diesem Unternehmen folgte das ganz ähnliche der hauptstädtischen Bezirk-Eisenbahn — metropolitan district railway — gleichfalls von der City auslaufend und zu ihr zurückkehrend, nachdem die Stadttheile am obern Themse-Ufer, an den Brücken, und die westlichen Vorstädte bis weit hinaus von den Stationen dieser Eisenbahn dicht bedeckt sind. Nun aber war die Luft, zahlreiche kleinere Stationen, neben den Hauptstationen, im Innern Londons anzulegen, in die Gesellschaften aller Eisenbahnen gedrungen, welche ihre Köpfe in London haben. Sie bauten endlich auch Zweigbahn nach Zweigbahn für diesen Zweck, diesmal, besonders in der südlichen Hälfte Londons, überirdisch.

Vor mir liegt eine sogar schon etwas ältere Karte, wie sie in des Londoners Tasche nicht mehr fehlen darf, ein Stadtplan, der aber das gewöhnliche Straßennetz gar nicht mehr

eingetragen enthält, um das innerstädtische Eisenbahnnetz desto klarer und übersichtlicher darstellen zu können. Das Straßennetz kann fehlen, weil die angegebene Lage des Stadtviertels, dessen Name doch demjenigen der Straße auf der Adresse hinzuzufügen ist, für alle praktischen Zwecke ausreicht. Den Weg vom nächsten Bahnhof zur einzelnen Straße weiß der Schutzmann, bei Tage und bei Nacht. Die Karte führt die bezeichnende Aufschrift: Reisen in London leicht gemacht — und ist auf jedem Bahnhofe zu haben. Sie stellt ein Rechteck dar, ungefähr 12 Engl. Miles ($2^1/_2$ Deutsche Meilen) lang und 9 Engl. Miles ($1^4/_5$ Deutsche Meilen) breit, und umfaßt das verstreute London immer noch nicht ganz. Diese Karte weist nicht weniger als 177 Eisenbahnstationen auf, deren Namen ich mir die Mühe gegeben habe, abzuschreiben, und hier beifüge, weil aus den Namen selbst, Namen von Stadttheilen, Straßen, Wirthshäusern, Parks, oft blos berühmten Bäumen, ein Bild zu gewinnen ist, von dem, was man vor sich hat.*) Es kommen also vierzig auf eine Deutsche Quadrat-

*) Hier sind sie:

Welsh Harp.	Camden Road.	Haggerstone.
Crickle-Wood.	do.	**Shoreditch.**
Kensall-green.	Chalkfarm.	**Bishopsgate.**
Edgeware-road-North.	**Euston.**	Lea-bridge.
Finchley road.	**Pancras.**	Hackney.
do.	**Kings-Croß.**	Homerton.
Kilburn.	do.	Victoria-Park.
Swiß-Cottage.	Bakerstreet.	Oldford.
Hampstead-Heath.	Portland-road.	do.
Hampstead.	Gowerstreet.	Mile-End.
Marlborough-Road.	Caledonian Road.	Low Leyton.
St. Johns-Wood-Road.	Finsbury Park.	Stratford.
Gospel-Oak.	Holloway.	do.
Haverstock-Hill.	Islington.	Stratford-bridge.
Kentish-Town.	Newington.	Bow.
do.	Dalston.	Bromley.

meile und wären ſie gleichförmig über den Raum vertheilt, ſo würde eine von der andern 3600 Fuß, anderthalb zehntel

Hanwell.
Ealing.
Brentford.
do.
Spring-Grove.
Richmond.
Twickenham.
Teddington.
Hampton-Park.
Kingſton.
Acton.
do.
Twickenham-Green.
Brentford.
Kew-Bridge.
Kew-gardens.
Mortlake.
Notting-Hill.
do.
Latimer Road.
Uxbridge Road.
Shepherds Buſh.
Hammerſmith.
do.
Hammerſmith Weſt.
Barnes.
Putney.
Weſtbourne Park.
Paddington.
do.
Biſhops-road.
Edgeware-road-South.
Bayswater.
Kenſington-Highſtr.
Kenſington-Addiſon-Road.
South-Kenſington.
Weſt-Brompton.
Chelſea.
Batterſea.
Wandsworth.
Wimbledon.
Tooting.
Lower Merton.
Merton Abbey.
Heydonlane.
Charing Croß.
do.
Weſtminſter Bridge.
St. James-Park.
Victoria.
do.
Sloane-ſquare.
Grosvenor Road.
Batterſea-Park.
York-Road.
do.
Wandsworth-Road.
Clapham.
Wandsworth Common.
Balham.
Streatham.
Streatham-Hill.
Streatham Common.
Farringdonſtr.
Aldersgateſtr.
Moorgate.
Broadſtreet.
Fenchurchſtr.
Cannonſtr.
Ludgatehill.
Temple.
Blackfriars.
Blackfriarsbr.
Waterloo.
Waterloo-Road.
Boro-Road.
Elephant and Caſtle.
Vauxhall.
Walworth-Road.
Camberwell-N.-Road.
Loughborough-Road.
Denmark-Hill.
Brixton.
Champion-Hill.
Home Hill.
North-Dulwich.
Dulwich.
Tulſe-Hill.
Lower Norwood.
Sydenham-Hill.
Gipſey-Hill.
Cryſtal-Palace. High level.
Cryſtal-Palace. Low level.
Upper Norwood.
Shadwell.
Stepney.
Wapping (Thames-Tunnel).
Rotherhithe.
Deptford-Road.
Deptford.
Spa-Road.
South-Bermondſey.
New-Croß.
do.
New-Croß-Eaſt.
Old-Kent Road.
Queens Road.
Peckham Rye.
Honor Oak.
Lordſhip lane.

Deutsche Meile entfernt sein und kein Platz läge weiter entfernt von einem Bahnhofe, als 2400 Fuß. Sie sind aber keineswegs ungleichmäßig vertheilt, drängen sich nur dichter in den inneren Stadtlagen und treten nach außen auseinander, genau so, wie die Bevölkerung selbst. Wo sie weiter auseinandertreten, da thun es auch die an sie sich anschließenden Wohnungen der Menschen, deren Anbau immermehr an die Bahnhöfe sich anschließt, und das von denselben entferntere Feld frei läßt. Man ist ihnen daher in der That überall mindestens ungefähr so nah, wie oben angegeben. Die ungeheure Masse der Wohnungen aber hat einen Bahnhof in viel größerer Nähe, so nah, daß sich schon jetzt sagen läßt, die vier Quadratmeilen, welche die Stadt bedeckt, seien etwa im halbstündigen Bereich ihrer Bewohner, bei geringer Ausgabe.

Die Bahnhöfe, die unterirdischen wie die überirdischen, sind mit vortrefflichen Restaurants versehen, welche sämmtlich von denselben Unternehmern, Spiers und Pond, betrieben werden, welche mit diesem Engros-Restaurant, der natürlich guten Einkauf und Ausgleich der Localvorräthe nach dem Bedürfniß ermöglicht, auch schon weit über London hinausgegriffen haben. Die Verkaufsgeschäfte aller Art drängen sich in ihre unmittelbare Nähe, und so, daß ihre Schilder vom Bahnhof aus sichtbar sind. Aber die Bahnhöfe sind auch außerdem für Geschäfte, die nicht localer Natur sind, zu höchst kräftigen

---

Forest-Hill.	Limehouse.	Lewisham.
Sydenham.	West India-Dock.	Blackheath.
Penge.	Poplar.	Ladywell.
Beckenham.	do.	Lee.
New-Beckenham.	**Blackwall.**	Bromley-Hill.
Lower Sydenham.	Barking Road.	
Catford Bridge.	**Greenwich.**	

Das halbfett Gedruckte hebt die Haupt- und Kopfstationen hervor. Jedes do. bedeutet eine Stadtgegend mit Eisenbahn an demselben Orte.

Anzeigestätten geworden und die überall mit Ziegelwänden ausgemauerten Durchschnitte dazu, in sehr praktischer und sauberer Ausführung der großen grell lackirten Schilder, die sich auf jeder neuen Strecke wiederholen, so daß der vorüberfliegende Reisende den Anfang der Anzeige auf einer Strecke, das Ende auf einer andern Strecke liest. Die stets ungeschmückten auf ihr geometrisches Element zurückgeführten Buchstaben sind, als praktisch bewährt, besonders zu beachten.

Für die Benutzung der innerstädtischen Eisenbahnen hat der Reisende keine Zeitberechnung, kein Innehalten bestimmter Zeiten mehr nöthig. Auf der Karte selbst findet er bemerkt, ob die Züge alle 5, 10 oder 15 Minuten fahren, und ob Wagenwechsel nöthig ist, oder die Treppe vom unterirdischen zum überirdischen Weg, der als high level sich dem low level gegenüber in der Concurrenz nicht wenig brüstet, zu ersteigen ist.

Das binnenstädtische Eisenbahnsystem spielt übrigens nicht blos für die Herrschaft der Person über den Raum, für die Concentrirung der Bevölkerung in Bewegung bei gleichzeitig vor sich gehender Ausbreitung der Bevölkerung in ihrer Ansiedelung, eine entscheidende Rolle, deren Einfluß auf Leben und Wirthschaft noch gar nicht abzusehen ist, sondern auch für die Circulation des Stoffes im Culturkörper. Das Geschäft mit solchem Stoff, der ununterbrochen circuliren muß, wie der meiste Nahrungsstoff, ist, mit einem innerstädtischen Eisenbahnnetz in der größten und reichsten, in der experimentalen und wegweisenden Stadt der Erde, bei der Möglichkeit ganz neuer Betriebsformen angelangt. Die täglich zweimalige Versorgung der Stadt mit Milch — die Engländer trinken ungekochte Milch zum Thee — auf diesem Wege macht sich bemerklich genug. Da der Personenverkehr die Bahnen und Maschinen des Nachts frei läßt, ist einem innerstädtischen Eisenbahnnetz kaum zu viel zuzumuthen, und wie

viel Pferdekraft und Menschenarbeit bei der Fortbewegung des Heizstoffes und des Baustoffes im Innern der Städte zu sparen ist, zeigt der Verkehr auf unseren Fahrdämmen.

Gefahren verschwinden, nach Maßgabe der Gewöhnung an dieselben. Auf den Bahnhöfen bekümmert sich kein Schaffner mehr um die Reisenden. Wenn sie ihre Fahrkarte gelöst haben und die Treppe herabgestiegen sind, auf der die Fahrkarte noch einmal angesehen und coupirt wird, stellen sie sich dort auf, wo die Wagen ihrer Klasse, wenn der Zug kommt, zu stehen kommen werden. Vorn stehen immer die Wagen dritter Klasse, in der Mitte diejenigen erster, hinter diejenigen zweiter. An der Wand des Perrons sind diese drei Abschnitte vermerkt. Sobald der Zug ankommt, öffnet ein Schaffner, der herabspringt, sämmtliche Thüren, schnell am Zuge entlanglaufend, und erst oben auf dem Zuge wieder umkehrend. Die Fahrgäste steigen ein, ohne daß Jemand nach der Fahrkarte fragt. Sie trägt dieselbe Farbe, wie die Waggons der Klasse und die Engländer stecken dieselbe in den Hutband, die Frauen etwa in den Gürtel. Erst nach dem Aussteigen wird die Karte auf der Brücke, die nach dem Ausgang auf der andern Seite führt, wieder abgenommen. Dafür, daß Jeder in die richtige Klasse steigt, sorgt nichts weiter, als die Gefahr, anderweitig noch eine Fahrkarte lösen zu müssen. Wer wird dergleichen aber auf so kurzen Strecken thun? Die Zahl derjenigen, welche mit Jahreskarten und ihrer Photographie fahren, ist ungeheuer. Man sieht, daß die Stadtbahnen jetzt schon eng mit den Wohnungsverhältnissen verbunden sind, so eng, wie früher die Omnibus und die Penny-Dampfer auf der Themse. Diese sind jetzt in der Entwickelung unter der überlegenen Concurrenz stehen geblieben, sind aber immer noch bedeutender und ausgedehnter, als dieselben Verbindungen innerhalb der Stadt selbst in irgend einer andern Millionenstadt.

XXXIII.

Londoner Privathäuser.

Hat man den faſt verblüffenden Eindruck des Reichthums von London an Fahrgelegenheiten aller Art zur Verbindung der einzelnen Theile des Stadt-Innern auf ſich einwirken laſſen, ſo kann man ſich auch gar nicht mehr enthalten, ſelbſt bei kürzerem Aufenthalte, der Londoner, überhaupt der Engliſchen und Amerikaniſchen Form der Privatwohnungen ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche dieſe Verbindung durch Fahrgelegenheiten hervorgerufen hat, weil ſie ſie nothwendig gemacht hat, und dann immermehr auf dieſelbe eingerichtet worden iſt. London wird, als Millionenſtadt, erſt verſtändlich, wenn man die Art kennt, wie es wohnt und wohnen *will* und es zu *müſſen* glaubt. Dies iſt demzufolge das nächſte, warum wir uns zu bekümmern haben.

In London alſo giebt es für *jede* einzelne Wohnung, ſei ſie groß oder klein, die Leute darin reich oder arm, ein beſonderes Haus, welches ſtets, auch bei den allerärmſten Leuten, verſchloſſen iſt und dabei des Hausflures, wenn er auch noch ſo klein iſt, nie entbehrt. Auch wenn man von allen Gärten und Gärtchen in Verbindung mit dieſen Häuſern abſieht, muß dieſe Art des Wohnens für gleiche Bevölkerung viel größeren Raum und daher viel größere Entfernung zwiſchen einem Stadttheil und dem andern erzeugen. Denn ſo viel Wohnungen es giebt, ſo viel Erdgeſchoſſe giebt es jedenfalls auch, wenn die

Häuser in der Mehrzahl zwei und sehr häufig drei oder vier Geschosse haben.

Im ganzen großen London giebt es aber keine anderen Privathäuser, welche mehr als eine Wohnung enthalten, als solche, in denen der ganz unwandelbar nur auf eine Wohnung berechneten baulichen Einrichtung Gewalt angethan ist, um dem allerärmsten Theile der Bevölkerung, welcher sich selbst als sociale Anomalie, als halber Pauperismus betrachtet, das zu verschaffen, was er selbst meist nur als provisorische Unterkunft betrachtet. Es giebt ferner eine einzige mit stattlichen Häusern besetzte Straße, mit welcher von einer Anzahl confuser, auf dem Gebiete der socialen Wissenschaften quacksalbernder Edelleute ein pecuniär gänzlich verunglückter Versuch gemacht worden ist, der bessern Gewohnheit ihrer Landsleute Gewalt anzuthun, und sie an Stockwerks-Wohnungen zu gewöhnen, wofür sie sich bedankt haben, so daß die Unternehmer nun zufrieden sein müssen, durch Vermiethung an Gastwirthe und Regierungsbehörden so viel Schaden von sich abzuwenden, als eben angeht; es giebt endlich hier und da wunderliche Behausungen, die Früchte ähnlicher gescheiterter Versuche, wenigstens die arbeitenden Klassen, oder auch nur jene schon erwähnte Gesellschaftsschicht der Halb-Paupers, die man mit der ungeheuren Mehrheit des Arbeiterstandes ja nicht verwechseln darf, bei der vermeintlichen Unmöglichkeit, für jede Familie nach der jetzigen Landessitte wirklich ein besonderes Haus zu schaffen, entweder in kleineren Gruppen, oder gar in einem Kasernenleben nach größtem Maßstabe zusammenzupacken. So steht auf Kensingtow-Common ein, vom verstorbenen Prinzen Albert, der seine festländischen Erinnerungen nicht los werden konnte, als Modell hergerichtetes Haus mit vier Familienwohnungen in zwei Stockwerken, deren Kochplätze für je zwei auf dem gemeinschaftlichen Flur jedes Stockwerks liegen, wobei der Erfinder natürlich vor-

ausgesetzt hat, daß die beiden betreffenden Hausfrauen ihr Temperament so gut zu beherrschen verstehen, als seine eigene hohe Gemahlin, und das Modell hat wirklich Nachfolge in einigen neuangelegten Straßen gefunden (double, treble, quadruple cottages). Aber die Nachfolge selbst mangelt der Nachfolge, weil keine gute geschäftliche Erfahrung damit gemacht wurde. Schlimmeres hat die Philanthropie in den eigentlichen model-lodging-houses geleistet, die geradezu zu abschreckenden Beispielen für die Kasernirung der ärmsten Bevölkerungsschicht geworden sind. Wer diese Schicht in England aus ausgedehnterem persönlichen Umgange kennt und den nothwendigen Blick für Unterschiede gewonnen hat, wird alsbald zu dem Urtheil bereit sein, daß in diesen Häusern keine wirthschaftliche und sittliche Hebung, sondern ein Sinken stattfindet, und daß vorzugsweise das darin erzogene Geschlecht trostlose Perspectiven zeigt. Die Gründer dieser Häuser, ergriffen von einem sichtbaren Nothstande, der nicht selten die Gestalt vollständiger Obdachlosigkeit annimmt, haben aber nach einem nächstliegenden Mittel gegriffen, welches eben der Nothstand rechtfertige; vergessend, daß, in ihrem Lande, allen kasernenartigen Gebäuden voll armer Leute als Stigma eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit dem Arbeitshause des Landarmenverbandes anhaftet, welchem die Aufgabe obliegt, Abschreckungsmittel gegen die Faulheit und Receptakel der wirthschaftlichen Ehrlosigkeit zu sein, und daß das Englische Volk dadurch gewöhnt ist, das Aufgeben des Familienabschlusses auf gesondertem Grundstück, als Uebergangsstufe zum wirthschaftlichen Verkommen, als Weg ins Arbeitshaus anzusehen, daß also nur diejenigen in ein Model-Lodging-House zu bringen sind, die die Noth gegen das Stigma schon abgestumpft hat. Wer aber angefaulte Waare zusammenpackt, erntet weitere Fäulniß.

Mit diesen unermeßlich geringfügigen Ausnahmen weiß die

Vier-Millionenstadt nichts von Häusern, die mehr als eine Familienwohnung enthalten. Wer sich in dem Straßennetz, von mehr als 200 Deutschen Meilen, das als gehörig zu dem wirthschaftlichen Sammelplatze zu rechnen ist, der London heißt, nur gehörig umgesehen hat und mit dem Leben des Landes genug vertraut ist, um das die mehr als 530,000 Häuser, die an diesem Straßennetze aufgereiht sind, rechts und links eine lesbare Schrift für ihn bilden, kann auch nur lächeln über die ungeheuerliche, vermeintlich so düster drohende Rolle, die den Ausnahmen von einer gesunden Familienwirthschaft bei dieser Bevölkerung, sowie über die Wichtigkeit der Palliative, mit denen man ihnen abhelfen zu können vermeint, im Kopfe der Gesellschaftsverbesserer zuertheilt zu werden pflegt. Natürlich unter einer so großen Menschenmasse nimmt selbst ein kleiner Procentsatz respectable Dimensionen an, wenn er sich, in bestimmte Stadtviertel zusammengedrängt, dem Auge zeigt; aber diese Dimensionen müssen mit denen des Ganzen gemessen werden, und zwar, da es sich um den Eindruck einer Anschauung handelt, wenn möglich mit einer Kenntniß dieser Dimensionen des Ganzen in allen seinen Theilen, die ebenfalls aus der Anschauung gewonnen ist. Diese Kenntniß ist in der größten Stadt der Welt nicht leicht erlangt; um so vorsichtiger hat man in Betreff der Urtheile zu sein, zu denen vereinzelte Anschauungen daselbst verlocken.

Die Regel also ist, daß jede Familie ein ganzes Haus bewohnt, oft ein sehr kleines, äußerst selten ein sehr großes. Von einer gewissen Gesellschaftsstufe aufwärts bis zur höchsten kommt, im städtischen Wohnungsgelaß der Vermögens- und Rangunterschied, in der Zimmerzahl wie in den Zimmerdimensionen, nur sehr allmählich zum Ausdruck. Es herrscht darin, trotz des aristokratischen Charakters der Gesellschaft, viel größere Gleichheit, als auf dem Festlande. Unterhalb derselben Gesellschaftsstufe geht die Veränderung und Verminderung des Woh-

nungsgelasses mehr sprungweise vor sich, und ordnet sich mehr nach der Berufsart, als nach dem Einkommen.

Das Haus enthält, außer dem Kellergeschoß, welches nur in den kleinsten Häusern oder, in den entfernteren Vorstädten, in großen eigentlichen Landhäusern, vorzüglich älteren, zuweilen fehlt, und dem Erdgeschoß, mindestens noch ein und höchstens noch drei Stockwerke. Häuser, ganz ohne aufgesetztes Stockwerk, die ebenfalls nur unter den allerkleinsten Häusern vorkommen, sind eine nur selten auftretende Ausnahme. Das Kellergeschoß, welches von der Straße durch einen Graben (area) getrennt ist, der seine Vordermauer in ihrer ganzen Höhe bloslegt, ihm reicheres Fensterlicht gewährt, und es gegen die Feuchtigkeit des Bodens schützt, enthält die Küche und Kellergelaß für Kartoffeln, für Bier und Wein u. s. w. Wie das Haus im Range steigt und eine größere Bodenfläche deckt, tritt zur ersten noch eine zweite, die Waschküche, die auch eine Familie geringen Einkommens nicht gern vermißt; bei noch größerem Grundriß schließt sich noch ein Kellerzimmer daran, als zweites Speisezimmer ausgestattet, von der Familie als Frühstückszimmer, oder, bei reicheren Verhältnissen, ausschließlich von den Dienstboten benutzt. Der Kohlenkeller befindet sich gar nicht im Hause, sondern unter dem Fußwege der Straße, ist von der Küche aus, über die Area hinweg, nach welcher die Küche mit einer Glasthür öffnet, durch eine Thür in der Area zugänglich, und von der Straße aus durch ein rundes, in die Schieferplatten eingeschnittenes Loch, welches mit einer Klappe verschlossen ist. Die Kohlenzufuhr gelangt in den Keller durch einen großen Trichter, den der Kohlenfuhrmann in dies Loch steckt, so daß das Innere des Hauses davon ganz unberührt gelassen wird. Die Ueberwachung der Ablieferung kann also von den Fenstern aus stattfinden, und sie besteht lediglich in der Zählung der ausgeschütteten Säcke, auf deren richtiges Gewicht man sich ver-

lassen kann, da kein Kohlensack über die Straße gefahren werden darf, der nicht richtiges Gewicht hält, und der contravenirende Fuhrmann stets Gefahr läuft, von der Straßenpolizei abgefaßt zu werden. Dieser Kohlenkeller mit dem Loch ist eine ganz vortreffliche Einrichtung, wie sich alsbald im Erdgeschosse zeigt, welches den Eingangsflur des Hauses — passage — enthält. Dieser Eingangsflur ist niemals ein Wagenflur, wie er umgekehrt es in Berlin zum Beispiel neuerdings sein muß, damit das Heizungsmaterial und die Löschmaschinen auf den Hof gefahren werden können; er ist ohne alle Ausnahme verschlossen und öffnet sich nur der Anmeldung durch den Thürklopfer. Er kann daher als Theil der Wohnung, als Corridor, fungiren, und als Warteraum für Personen, die nicht in die Zimmer gehören, und geht auf diese Weise, als Nutzraum unter Abschluß, nicht verloren. Außer dem Eingangsflur enthält das Erdgeschoß in den meisten Fällen, vorzugsweise in den inneren Stadtlagen, nur zwei Zimmer, ein größeres in der Front, ein kleineres, durch das Treppenhaus beschnittenes, auf der Rückseite des Hauses. Häufig sind beide Zimmer nur durch eine Kouliſſenwand aus lackirtem Holz getrennt, die sich in ihrer ganzen Breite öffnet. Versteigt sich das Haus nicht über diese raumsparende Einrichtung hinaus, die es möglich macht, das Gelaß im Erdgeschoß alle Functionen übernehmen zu lassen, die außerhalb des Berufs der Schlafzimmer fallen, nämlich Speisezimmer und Gesellschaftszimmer, Zimmer der Frau und des Mannes zu sein, so fällt es noch unter den Begriff der cottage, welcher indeß unter Umständen ein sehr behagliches und elegantes Familiennest bezeichnen kann. Zum Begriff der Cottage gehört noch, daß nur ein einziges Stockwerk auf dem Erdgeschoß ruht, zwei oder drei Schlafzimmer und vielleicht noch ein ganz kleines Schlafkämmerchen enthaltend. Anderweitige Einrichtung des Wohnungsgelasses im Erdgeschoß wird durch die Fortentwicke-

lung des Hauses zu größeren Proportionen in zwei verschiedenen Richtungen bedingt. Die Cottage, eine Bezeichnung, deren Wurzel sich in der Häuserclassification des Niederdeutschen Dorflebens wiederfindet — Kathe, Kothe, im Bergischen, Köthner, Kothsasse u. s. w. von den winzigen Exemplaren an, welche blos aus zwei kleinen Zimmern zu ebener Erde und zwei darüber liegenden Schlafkammern bestehen, und statt des Kellergeschosses einen kleinen Seitenflügel, der die Küche enthält, haben, hinauf bis zur Vertretung der Species in so stattlichen Dimensionen und solcher Vollständigkeit der dabei möglichen Gliederung der Räumlichkeit, daß für eine nicht allzugroße Familie, der an einer Geselligkeit im großen Stile nichts gelegen ist, kaum etwas zu wünschen übrig bleibt, ist die Wohnstätte des wirthschaftlich gesundesten Theiles der arbeitenden Klassen, welche ein kleineres Haus einem größeren vorzieht, in das zur Deckung der Miethe Fremde aufgenommen werden müßten. Sie ist ferner die Wohnstätte der jungen Ehepaare auch aus anderen Genossenschaftsklassen des jungen Kaufmanns- und Beamtenstandes, der Lehrer und Künstler, denen kein klingender Name Zins trägt, und vieler Wittwen, deren Lebensgewohnheiten es widerspricht, durch Vermiethung möblirter Zimmer und dergleichen mehr das karg zugemessene Einkommen zu erhöhen, für welches der gestorbene Gatte durch Lebensversicherung zu sorgen vermochte. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Neubau, vorzüglich in denjenigen Vorstädten, in denen die arbeitenden Klassen den Hauptstamm bilden, die Cottage in stets wachsendem Procentsatz und stets zunehmender Stattlichkeit und Geräumigkeit aufweist; es verräth das Wachsthum der Zahl solcher Familien, deren Existenz lediglich auf dem Erwerbe des Mannes oder seiner, nach seinem Tode wirkenden, Fürsorge beruht, auch wenn er Zeit seines Lebens nur Arbeiter in der Werkstatt eines Andern, Commis im Comtoir eines Andern bleibt.

Bei der Fortentwickelung des Hauſes zu größeren Proportionen iſt diejenige zuerſt und vorzüglich ins Auge zu faſſen, welche in dem ſchon erwähnten Hauſe in den inneren Stadtlagen beginnt, deſſen Erdgeſchoß zwei Zimmer zeigt, eins vorn, eins hinten, durch eine einfache Thür verbunden oder nicht, in beiden Fällen aber jedes durch eine beſondere Thür vom Eingangsflur aus zu erreichen. Der techniſche Name für beide iſt parlour. front-parlour und back-parlour. In einem Hauſe, welches nur zum Wohnen beſtimmt und von Wiedervermiethung frei iſt, pflegt das Vorderzimmer als Speiſezimmer, das Hinterzimmer als Zimmer des Hausherrn benutzt zu werden. Das Erdgeſchoß trägt dann noch mindeſtens zwei, zuweilen zwei und ein halbes, ſehr häufig, vorzüglich im Neubau, drei Stockwerke. Das erſte Stockwerk enthält nach vorn, ermöglicht durch den Raum, der hier im vordern Theile um die Breite des Eingangsflures vermehrt iſt, ein großes dreifenſtriges Zimmer, gewöhnlich mit ſchmalem Balkon vor dem Mittelfenſter, zuweilen auch vor allen dreien. Dies Zimmer iſt benutzt als Zimmer der Hausfrau und Geſellſchaftszimmer — drawing-room, gewöhnlich, aber ſicher fälſchlich, abgeleitet von to withdraw als Zimmer, in welches ſich die Frauen zurückziehen, während es aller Wahrſcheinlichkeit nach Kupferſtich und Zeichnungs- (drawing) Zimmer bedeuten ſoll, hergenommen von ſeiner Ausſchmückung — und entſpricht dem früheren Putzzimmer bürgerlicher Haushaltungen in Norddeutſchland, das ja auch denſelben Namen trug, nur daß das Engliſche ſtets weit mehr wirklich in dem täglichen Kreislauf des Familienlebens ſeine unentbehrliche Rolle geſpielt hat. Das dazu gehörige, um die Breite des Treppenhauſes kleinere Hinterzimmer unterliegt der mannichfaltigſten Benutzung. In Häuſern, die auf größere Geſelligkeit eingerichtet ſind, iſt es Theil des Drawing-Room, in dem die, in der ganzen Breite öffnende, ſchon erwähnte Thürwand dies ermöglicht; in anderen

bildet es ein besonderes Wohnzimmer — im Gegensatz zum Schlafzimmer stets sitting-room genannt — für sich; wo die Verhältnisse ärmer, die Menschenzahl im Verhältniß zur Zimmerzahl größer, wird es Schlafzimmer, häufig Schlafzimmer für Gäste. Die Zimmer in den oberen Stockwerken, zwei oder drei in jedem, sind, in dem Hause, das nur als Wohnhaus verwandt, und von Wiedervermiethung frei ist, ausschließlich als Schlafzimmer benutzt; das Vorderzimmer im dritten Stockwerk gewöhnlich als Schlafzimmer der Kinder, oder, wenn der Raum die Betten anderweitig unterzubringen erlaubt, als ihr Spiel- und Erziehungszimmer — nursery.

Dies ist das Normalbild des eigentlichen städtischen Wohnhauses, wie es sich im siebzehnten Jahrhundert ausgebildet hat, und seitdem ziemlich stationair geblieben ist. Es ist aber eben nur Normalbild und Grundlage für eine ziemlich mannichfaltige bauliche Entwickelung und außerdem eine noch viel größere Mannigfaltigkeit in der, volkswirthschaftlich so sehr viel wichtigeren wirklichen Anwendung und Anbequemung an das Bedürfniß.

Es ist nämlich *diese* Form des Hauses, welche sich hat hergeben müssen, um einen großen Theil des Ladengeschäfts in sich aufzunehmen, um Raum für Werkstätten, die nur kleine Dimensionen nöthig haben, abzugeben, um, in der City, sich in Comtoirs zertheilen zu lassen, um für die Wiedervermiethung möblirten und *unmöblirten* Wohnungsgelasses die Hauptrolle zu spielen, und, in seiner kümmerlichsten Gestalt, auf diese Weise mit dem Pauperismus auf vertrauteren Fuß zu kommen, als es auch von der allerkleinsten Cottage gesagt werden kann; um aber andererseits auch im westlichsten Theile der inneren Stadtlagen, und theilweise auch in allen wohlhabenden Vorstädten bis in Entfernungen hinaus, wo der Uebergang von der Stadt zum Lande sich schon ein paar tausend Schritt lang allmählich angekündigt hat, die stattliche und immer stattlicher werdende,

städtische Residenz der Gesellschaftsklassen abzugeben, die ihren Wohnplatz wählen können, und unter denen auch diejenigen sind, welche sich ihre verschiedenen Residenzen, zur Anpassung an die Jahreszeiten, bereit zu halten vermögen.

Mit der inneren baulichen Einrichtung des für Ladengeschäft, kleinere Werkstätten oder Comtoire verwandten Hauses ist die Nothwendigkeit der Anpassung an das allermannichfaltigste Bedürfniß dergestalt umgesprungen, daß der heutige Zustand sich auch nicht einmal nur annähernd in einer Beschreibung wiedergeben läßt. In den festländischen Großstädten mit aufeinander gethürmten Stockwerkswohnungen liegt übrigens die Sache gerade so. Die Theilungswände, die die Zimmer, die Balkenlager, die die Stockwerke scheiden, weichen vor dem Bedürfniß nach immer größeren und immer helleren Räumen, und Holz und Backstein machen Platz für Eisen und Glas. In London hat die schmale Front des Normalhauses es sogar unvermeidlich gemacht, daß auch die Brandmauern, welche Haus von Haus trennen, vor diesem Bedürfniß haben fallen müssen, daß die Häuser nicht blos paarweise, sondern zuweilen zu ganzen Dutzenden zu einem Geschäftshause zusammengekuppelt sind. An der Hand der dabei gemachten Erfahrung hat sich dann, wie auf dem Festlande, und zwar am markirtesten in Berlin, die gleich für den speciellen Zweck berechnete Bauart herangebildet, welche städtische Häuser für Verkaufsgeschäfte, Werkstätten oder Comtoirs von vornherein einrichtet, wie das Wirthshaus — public house — und der Gasthof — inn — in England stets ihre eigene Bauart hatten. Dabei tritt, in immer wachsender Ausdehnung, ein Stadium ein, in welchem das geschäftlich benutzte Haus den Charakter als Wohnhaus ganz verliert, und die Aussonderung der Fabrik, des Bazars, — für Bankgeschäfte, Versicherungsanstalten und dergleichen mehr, auch der kaufmännischen Arbeitsstätte — vor sich geht, in welcher sich die unserer Zeit eigen-

thümliche vollständige Trennung der Production vom Familienleben vollzieht, eine Stufe von höchster Bedeutung im Fortschritt der Arbeitstheilung, und welche eben für die Lösung der Wohnungsfrage ganz neue Prospecte eröffnet.

Indem die Centralisation, welche die wachsende Arbeitstheilung begleitet, für Werkstatt und Ladengeschäft an der einen Stelle Dimensionen und Einrichtungen nothwendig macht, bei welchen die Verbindung mit der Wohnung unvermeidlich aufhört, werden dadurch doch an anderer Stelle Ladengeschäfte und Werkstätten auch der kleinsten Art keineswegs überflüssig, sondern erhalten im Gegentheile ganz neuen Aufschwung, gerade wie die Einführung der Eisenbahnen den Pferdeverbrauch nicht vermindert, sondern gewaltig vermehrt hat. Wenn die Menschen, welche gegen „Concurrenz" und „Capitalsmacht" declamiren — und das sind nicht blos die Socialisten, die wenigstens das Verdienst des Versuches haben, Ernst zu machen, wo sie einen Schaden erkannt zu haben glauben — sondern, besonders auch bei uns in Deutschland, ein ganzer Haufe naseweiser Philosophen, Historiker und Juristen von Profession, deren Fleiß und Erfolg in der eigenen Wissenschaft fraglich, die sich aber nichtsdestoweniger kein Gewissen daraus machen, in eine fremde Wissenschaft hineinzupfuschen — wenn diese Menschen, denen nicht immer zuzumuthen ist, den Verstandesproceß volkswirthschaftlicher Rechnung durchzumachen, wenigstens nur ihre Augen aufsperren wollten, Zeit mit Zeit, Land mit Land, Stadt mit Stadt vergleichen und das *sehen* lernen wollten, was wirklich zu sehen ist. Dabei liegt aber auf der Hand, daß nirgends mehr über die Zukunft zu erfahren ist, als in der *größten Stadt der Welt*, wo „Concurrenz" und „Capitalsmacht" am längsten gewirthschaftet, und die sich schon die Zukunft, ausgedrückt in ihrer Größe, gemacht hat, die andere sich noch zu machen haben!

Neigt die Concurrenz in der wachsenden Stadt dazu, das Gewerbe in den Händen derjenigen zu centralisiren, die durch Waare, Auswahl und Preis den Käufer zu erobern verstehen, so öffnet sich, nach Maßgabe als dies geschieht, und darüber hinaus, Beschäftigung und Nahrung neuer Art in demselben Gewerbe, welche zu dem bis dahin siegreichen Theile desselben nicht mehr im Verhältniß der Concurrenz, sondern umgekehrt der Cooperation und Arbeitstheilung steht. Gelingt es dem einen Gewerbtreibenden, durch Waare, Auswahl und Preis aus weitem Umkreis her den Käufer an sich zu locken und dann jede Verminderung der Selbstkosten, welche die Erweiterung des Absatzes zur Folge hat, alsbald zur weiteren Preisherabsetzung verwendend, sich immer mehr in dem gewonnenen Vorsprunge zu befestigen, so entsteht für den andern die neue Möglichkeit, den Wettkampf in Waare, Preis und Auswahl aufgebend, seine Rechnung lediglich auf den Unterschied des Weges zu setzen, statt den Käufer zu sich zu locken, ihm nachzurücken bis an die Peripherie jenes weiteren Umkreises, und überhaupt dahin zu streben, es ihm bequem statt billig zu machen, und zu versuchen, ob er nicht geneigt ist, die größere Mühwaltung und das größere Risico, die der Verkauf des einzelnen Stückes in sich schließt, durch willig gezahlten höheren Preis aufzuwiegen. In dieser ganzen Erscheinung tritt uns aber nur, in ihrer ganzen tiefen und praktischen Bedeutung, Bastiat's Zurückführung des Preises auf das Maß der persönlichen Dienstleistung, die bei Ueberlassung der Waare stattfindet, entgegen, seine Loslösung des Preises von der Waare und Anknüpfung desselben an zwei bestimmte Personen und an bestimmte Zeit und bestimmten Ort, welche den wahren Charakter der Volkswirthschaft verräth, nämlich daß sie nicht eine Wissenschaft der Dinge, sondern eine Wissenschaft der menschlichen Handlungen ist.

Der Gewerbtreibende, der den Wettkampf in Preis und

Auswahl aufgegeben hat, und der seine Anstrengungen auf denjenigen Käufer zuspitzt, welcher aus absolutem Zeitmangel, oder aus Kostbarkeit der eigenen Zeit, oder aus einer durch seine Vermögenslage wirthschaftlich gerechtfertigten Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit gegen eine kleine Mehrausgabe, lieber theurer in der Nähe, als billiger in der Ferne kauft, würde selber Zeit und Mühe verlieren, wollte er daneben noch versuchen, es in der Verminderung der Selbstkosten mit demjenigen aufzunehmen, der darin den Vorsprung gewonnen hat; weit vortheilhafter benutzt er, und fördert er dadurch, was dieser leistet, wird selbst dessen Abnehmer und Propagandist, und so cooperirt er mit ihm, so theilt er mit ihm die Arbeit, statt ferner mit ihm zu concurriren. Wir haben damit nur ein Stück des Processes vor uns, der den Kaufmann vom Krämer, im allgemeinen Fortschritt der Arbeitstheilung, zum Vortheile beider geschieden hat. Die Werkstatt begleitet das Verkaufsgeschäft bei diesem fortwährenden Uebergang zu neuer Zweitheilung. Das fertig zum Verkauf gehaltene und das bestellte Product vertragen sich auf die Dauer nicht in derselben Werkstatt; beim ersten ist Centralisation das Ziel, dessen Erreichung kein Widerstand hindern kann; beim letzten muß die Decentralisation mit der Größe der Verhältnisse und der mit der Größe wachsenden örtlichen Gliederung der Bedürfnisse wachsen. In vielen Gewerben schließt sich noch als allerletztes Stadium die Reparaturarbeit daran, die ganz auf die Nähe des Käufers, auf den kleinen Kreis, auf das reiche Spiel des Gesetzes, welches den Preis von der individuellen Dienstleistung abhängig macht, verwiesen ist.

Das kleine Ladengeschäft und die kleine Werkstatt sterben also nicht, während sich aus ihnen höhere Stufen ihrer selbst entwickeln; sie nehmen nur veränderte Gestalt an und suchen sich neuen Platz aus. Sie weichen dem auf Centralisation beruhenden Theile des Gewerbes im Mittelpunkte der Städte,

und, dem umgekehrten Bedürfniß der Decentraliſation vertrauend, bewegen ſie ſich, dem Käufer folgend, der Peripherie zu, laſſen nicht nach, bis ſie die Stadt in allen ihren Theilen durchdrungen haben, ja ſie gehen in Zeiten ſchwungvoller Unternehmung, kräftigen Neubaus, ihrem Wachsthum wo möglich voraus, um bei Zeiten den für ſie allentſcheidenden Platz zu ſichern, und ermöglichen eben dadurch, indem ſie ja dafür unentbehrlich ſind, diejenige räumliche Ausdehnung der Anſiedelung, auf welche ſie rechnen.

Wir ſind auf dies wirthſchaftliche Geſetz abſichtlich ausführlicher eingegangen, weil wir auch noch bei ſpäterer Gelegenheit nothwendig haben werden, darauf zurückzukommen. Der augenblickliche Zweck iſt, einen höchſt intereſſanten Uebergangsproceß zu belauſchen, der bei der Anwendung des Londoner Normalhauſes für das Bedürfniß des auf Decentraliſation geſtützten Kleingewerbes, bei welchem die örtliche Ablöſung der Wohnung von Verkaufsladen und Werkſtatt nicht leicht eintritt, ſich vollzogen hat und vollzieht.

Indem das Kleingewerbe aus den inneren Stadtlagen in die concentriſchen Ringe des vorſtädtiſchen Anbaus hinauszubringen, vorſtädtiſches Gewerbe — suburban business — zu werden hatte, fand es das Normalhaus, welches im Neubau, wie ſchon erwähnt, der für gewerbliche Anwendung ganz unbrauchbaren Cottage, oder der höheren Stufe, auf die wir ſpäter kommen werden, mehr und mehr weicht, hauptſächlich noch an den zuerſt bebauten Linien, nämlich an den nach dem Stadtmittelpunkte convergirenden Strahlen, den alten Landſtraßen, vor. Hier war aber auch gerade die Lage, eine Lage an einem Hauptſtrome, in den alle Seitenſtröme münden, die ſich für geſchäftliche Anlage am meiſten empfahl. Da wo ein, von dem Stadtungeheuer verſchlungenes Dorf an der Landſtraße gelegen hatte — und in einigen Richtungen zeigt der Hauptſtrang fünfmal hinter ein-

ander ein solch absorbirtes Dorf — hat das aus dem Dorfgeschäft entsprungene Geschäft einen marktartigen Charakter zum Theil in offenen Buden bewahrt, der diesen Straßenabschnitten im Volksmund einen generellen Namen — market-street, mart — gegeben hat. Die Zwischenstücke des Hauptstranges — der road — hatten sich dagen mit Normalwohnhäusern gefüllt, immer stückweise, in Gruppen von etwa sechs bis etwa vier und zwanzig, von demselben Unternehmer in demselben Stile ausgeführt, die als bequeme Handhabe für die in einer so großen Stadt zur Lebensfrage werdenden Straßen-Nomenclatur sich als besondere „Terrassen" — terraces — auf der Road herausscheiden ließen. Nach Maßgabe der zunehmenden Entfernung vom Mittelpunkte hat frühzeitig auch das städtische Normalhaus den Vortheil des billigeren Baugrundes dazu benutzt, nicht blos ein hinteres, sondern auch ein vorderes Gärtchen sich zuzulegen, einen eisenumgitterten Rasenfleck mit niederem immergrünen Gebüsch, nicht sowohl um es wirklich durch Betretung zu benützen, welches die rauchige Luftschicht über der Stadt verbietet, als um durch dasselbe vom Lärm der Straße, von der Neugier der Vorübergehenden etwas weiter getrennt zu sein, und wenigstens etwas Grün dem Auge hinter den Fenstern überall zu bieten. Die Roads sind überall von Anfang an breit genug angelegt worden; diese Vorgärten brauchen also nicht, worauf es bei uns leider häufig genug hinauslaufen wird, als ein zum Glück noch dafür reservirter Raum zur Erweiterung des Fahrdammes und Fußweges, unter großem Kostenaufwand von Seiten der Gemeinde in Anspruch genommen zu werden. So bieten sie sich dar als reservirter Raum zur Ausdehnung des Gelasses beim Uebergange des reinen Wohnhauses in ein Geschäftshaus, welches den Vorgarten nicht mehr nöthig hat, ihn gar nicht erträgt, dagegen gar nicht besser fahren kann für den Verkaufsladen, der nun, ohne die Vollständigkeit des Wohnhauses zu zerreißen, in viel

größeren Dimensionen, als sonst möglich wäre, und trotzdem, weil leichte Construction genügt, weit billiger, mit so viel Vorderlicht und Oberlicht, als gewünscht wird, bis an die Straßenfront projicirt werden kann. Ganz ähnlich bildet der größere Hintergarten reservirten Raum für die Errichtung einer Werkstatt, die ebenfalls in leichter Construction, billig, ihrem bestimmten Zwecke entsprechend, und mit soviel Seiten und Oberlicht als gewünscht wird, errichtet werden kann.

Drängt sich nicht hierbei schon der Gedanke auf, es sei bei der Wohnungsfrage ins Auge zu fassen, daß jedem neuerbauten Hause eine Geschichte mit Stadien verschiedenen Gebrauches bevorstehe, für welche von Anfang an viel verdorben werden kann, zum Schaden der Wirksamkeit des in den Häuserbau gesenkten Anlagecapitales? Daß aber für die Zukunft — in Bauordnungen und gesetzlich festgestellten Stadtbauplänen — positiv sorgen zu wollen, noch thörichter sein würde, als eben nur gar nicht daran zu denken, wo, wie sich später zeigen wird, daran zu denken ist, liegt auf der Hand. Denn die Zukunft ist eben das, was man nicht wissen kann. Was uns aber hier, als Lehre der Vergangenheit und Gegenwart, in einem andern Lande entgegentritt, ist der Werth jener negativen Fürsorge für die Zukunft, welche in der Erscheinung so außerordentlich in Zeit und Ort gelegen kommenden reservirten Raumes spontan zu Tage tritt.

Freilich hat der geflickte Bau auf künstlerische Schönheit keinen großen Anspruch. Doch ist auch nicht viel verdorben; denn das schmucklose, des Kalküberwurfs entbehrende Londoner Normalhaus, rauchgeschwärzt nach Maßgabe seines Alters und seiner Nähe an den Mittelpunkt, erhebt einen solchen von vornherein nicht. Im Englischen Hause kehrt die Kunst das Gesicht überhaupt mehr nach innen, als nach außen; auch ist der Kern,

das Mobiliar, gewöhnlich mehr werth, als die Schale, das Haus. Fände aber auch ein Opfer künstlerischer Schönheit statt, was verschlüge es? Der künstlerische Geschmack ist ein Kind der Zeit, gleich der Wirthschaftsform. Und nicht solches ist das Verhältniß zwischen den beiden, daß die letzte sich der ersten, sondern umgekehrt, daß der erste sich der letzten anzupassen hat. In sich selbst trägt die Kunst kein Fortschrittsgesetz; wenn ihr keines von außen kommt, wird sie durch die bloße Sucht nach dem Neuen bald in elende Spielerei hineingetrieben, an der sie untergeht. In der Wirthschaftsform steckt für die bildende Kunst die wahre Initiative der Fortbewegung; von dorther, wo vollkommener Stillstand unmöglich, kommen ihr die Aufgaben, denen sie in der Pflicht der constructiven Behandlung, welche mit dem Schönheitsgesetze eines und dasselbe ist, Rechnung zu tragen hat, und wenn der Fortschritt der Wirthschaftsform hybrider Uebergangsschöpfungen bedarf, ist ihre streng constructive Behandlung durch die Kunst auch für diese letztere der Weg, sich allmählich in die Gewohnheit des neuen Geschmacks zu finden, dessen Aera im Anbruch begriffen ist. Nach Glas und Eisen, statt nach Holz und Stein, wird sie benannt sein.

Jedenfalls wird derjenige sich zweimal besinnen, ehe er von künstlerischer Anforderung spricht, dem die Gesundheit des gesellschaftlichen Organismus vor allen anderen Dingen, wie recht und billig, am Herzen liegt. Wir hatten schon, indem wir das vorstädtische Geschäftshaus der Riesenstadt überhaupt heranzogen, Gelegenheit, an das fundamentale Gesetz zu erinnern, daß der Concurrenzkampf nicht das Ziel hat, den einen Concurrenten zu vernichten, sondern nur die Concurrenz selbst zwischen zweien zu beseitigen, indem er beide Concurrenten nöthigt, statt zu concurriren, die Arbeit, die zwischen dem Beginn der Production und dem Verkauf an den Verbraucher

liegt, untereinander zu theilen und so zu cooperiren. Die Concurrenz ist weiter nichts als der Zwang, die Productivität der Arbeitstheilung dem Geschlecht dienstbar zu machen bis ins Endlose, wie das Wachsthum des Capitals das Mittel dazu ist. Verhältnisse, die wie der reservirte Raum für eine unvermeidliche Fortentwickelung des großstädtischen Productions- wie Verkaufsgewerbes in der Richtung weiterer Arbeitstheilung das nothwendige Anlagecapital auf das Minimum reduciren — denn Anbau ist billiger als Umbau und kostet jedenfalls kein schon im Gebrauch befindliches Wohnungsgelaß — kommen aber damit nicht blos der Schnelligkeit im Fortschritt des Gesammtreichthums zugute, sondern verhindern auch, daß der Schwächere im Concurrenzkampf bei dem Versuch, sich demselben durch Uebergang zur Arbeitstheilung und Cooperation zu entziehen, aus Capitalsmangel zusammenbricht, und genöthigt wird, eine selbstständige Stellung in der Arbeitstheilung mit einer unselbstständigen zu vertauschen. Es verhindert also den Verfall selbstständiger capitalischer Geschäftsexistenzen, aus deren Zahl die unselbstständige Arbeitskraft nur als Ausnahme recrutirt werden soll, während die sociale Gesundheitsregel umgekehrt die ist, daß die Bevölkerungsvermehrung sich dergestalt auf kapitalische selbstständige und noch unselbstständige Erwerbskräfte vertheilt, daß die erste Klasse im Verhältniß zur letzteren beständig wächst. Was sie thun würde, wenn es gar keine künstlichen Hindernisse dafür gäbe.

Im alleräußersten Vorstadtkranze ist das Uebergangsstadium, das uns so eben beschäftigt hat, schon überwunden. Man baut nicht mehr „Terrassen“ auf einem Male, man baut ganze Vorstädte auf einem Male, wenn auch nicht immer die Unternehmung die eines einzelnen Unternehmers ist. Man baut diese nach einem einheitlichen Bauplane, den aber nicht die Behörde, sondern die es stets viel besser und zweckmäßiger

auch im Interesse des Ganzen verstehen, die Unternehmer oder gar die künftigen Miether und Käufer der Häuser selbst unter sich festgestellt haben. Hier ist für das unentbehrlichste Localgeschäft von vornherein vorgesehen, in eigens dazu hergerichteter Häuserreihe der Eingangsstraße, die das Geschäft im Erdgeschoß und die Wohnung in zwei Stockwerken darüber enthalten. Es ist aber zu bemerken, daß bis jetzt so doch meist nur für das Geschäft in frischer Waare und denjenigen Kleinkram gesorgt wird, den jede städtische Wohnung in nächster Nähe haben muß.

Mit der Wohnung, welche der Hauswirth entweder selbst bewohnt, oder an den Miether vermiethet, ist es aber für Verständniß des millionenstädtischen Lebens in London nicht gethan. Im nächsten Capitel werden wir auch der im Verhältniß zu sämmtlichen festländischen Millionenstädten viel ausgedehnteren Aftervermiethung unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

XXXIV.

Die Aftervermiethung in London.

Die Aftervermiethung, in allen Großstädten, vor Allem den Millionenstädten, eine besonders wichtige und interessante Erscheinung, welche schon in den Pariser Maisons meublées und, für die arbeitende Klasse daselbst, in den garnis de Paris ziemlich großartig auftritt, verdient in London, wenn man das zum Theil geheimnißvolle Leben dieser Riesenstadt verstehen lernen will, eine ganz besondere Aufmerksamkeit.

Die Anwendung des Normalhauses zur Wiedervermiethung möblirten Wohnungsgelasses ist in England überhaupt, vor Allem aber in London, viel häufigeren Vorkommens als auf dem Festlande und spielt in der Lebensweise des Landes eine viel wichtigere und regelmäßigere Rolle. Nicht blos umfaßt diese Einrichtung die Fürsorge für den Stadtfremden während längeren Aufenthaltes und für den Hauptstamm des aus der Familie getretenen und noch nicht verheiratheten Theiles der Bevölkerung beider Geschlechter, sondern sie wird auch sehr häufig von jungen Ehepaaren benutzt, die sich entweder noch größere Freiheit der Bewegung wahren wollen, oder es vorziehen, mit ihrer Einrichtung auf einen Zeitpunkt zu warten, wo die bereiten Mittel in ihrer Hand oder ihre Einkünfte nach ihrer Schätzung ausreichen, die Einrichtung, so wie sie sie als ihrem Stande gemäß betrachten, zu treffen. Bekanntlich stellt die Englische Landessitte keinerlei Anforderungen an die Familie einer Braut; ein nicht bedeutendes Geldgeschenk „auf den

Weg" — „into the carriage" — ist Alles, was von dorther in die neue Wirthschaft fließt. Die Hauptlast derselben hat der Bräutigam zu tragen. Im Lande des unabläßigen Ringkampfes um gesellschaftliche Stellung — des Ringkampfes, auf dem eben seine wirthschaftliche Größe beruht — ist es keine kleine Last. Wohl erinnern wir uns, aus dem Munde einer jungen Engländerin, deren Manne nicht jeder Versuch gleich glückte, die Worte gehört zu haben: „es schaudert mich bei dem Gedanken, in eine Cottage ziehen zu müssen." Gerade wo höhere Ansprüche beginnen, wo der wirkliche oder eingebildete Stand nicht einmal den Anfang in kleineren Verhältnissen zuläßt, und die Mittel für größere Einrichtung doch fehlen, bleibt der einzige Ausweg, im möblirt gemietheten Wohnungsgelaß auf bessere Tage zu harren. Im möblirt gemietheten Wohnungsgelaß kann man, wenn man will, für die Gesellschaft gar nicht existiren. Der Engländer, der sich nicht so zeigen kann, wie er möchte, zieht es vor mit unübertrefflicher Resignation zu verschwinden. Jedermann weiß, was es bedeutet, und jeder respectirt es. Es ist ein hoher Grad der Freundschaft, welcher die Voraussetzung der Ausnahme auf beiden Seiten bildet. Ein anderes junges Ehepaar hat solche Grillen nicht im Kopfe, hat in keinem Gesellschaftskreise überhaupt noch Fuß gefaßt, und fragt nicht das Urtheil Anderer, sondern lediglich sein eigenes, indem es mit seiner Einrichtung wartet. Es sieht zunächst nur auf dies Eine: Freiheit der Bewegung. Je länger die Frist für die Auswahl, desto besser die Aussicht auf Glück bei dem entscheidenden Griff, der für den Rest des Lebens bestimmend wirkt. Beide Ursachen der Zögerung aber fließen sie nicht aus muthiger Auffassung der Zukunft und bildet die reservirte Entscheidung nicht einen Fond reservirter Kraft der Gesellschaft für wissenschaftlichen Fortschritt, wie er da sein muß, wenn nicht unabläßig günstige Gelegenheiten unbenutzt vorübergehen sollen?

theilen läßt, welches eine zu nahe Berührung ausscheidet, daß diese Scheidung, die wir von vornherein vornehmen, für die Vermiethung möblirten Wohnungsgelasses reservirt bleibt, hat drüben eine Form dafür geschaffen, die der Häuslichkeit so sehr viel weniger Eintrag thut, als es bei der Unterabtheilung von Stockwerkswohnungen denkbar, hat eine Combination der werdenden Familienwirthschaft mit der verfallenden, gewöhnlich dem Wittwenhaushalt, zu Stande gebracht, welche beiden zugute kommt, der einen Frist für den Beginn, der andern Frist für das Ende gewährt.

Wir kommen nun zu derjenigen Erscheinung, welche in London selbst Anlaß gewesen ist zu jenen schon erwähnten Versuchen wenigstens für die unteren Schichten der Bevölkerung, die Englische Sitte des abgeschlossenen Hauses durch die festländische der Stockwerkswohnung und Kasernirung zu ersetzen, nämlich der Wiedervermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses im Normalhause, welches doch dafür durchaus nicht eingerichtet ist, da es, vor Allem, nur eine Küche und einen Keller hat.

Während bei der Vermiethung möblirten Wohnungsgelasses, insofern dieselbe über das Bedürfniß einzelner Schlafzimmer hinausreicht, und vorzugsweise insofern sie für das Bedürfniß junger Ehepaare zur Anwendung kommt, es vorzugsweise das Erdgeschoß und erste Stockwerk sind, die den Vermiethungsgegenstand bilden, indem entweder das hintere Parlour oder das Hinterzimmer des Drawing-Room-Stockwerks zu Schlafzimmern hergerichtet, oder auch Schlafzimmer in den oberen Stockwerken des Hauses dazu gegeben werden, sind es die oberen Stockwerke, das zweite Stockwerk und das dritte und höchste — attics —, welche bei der nur für Familien in Anwendung kommenden Aftervermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses die Hauptrolle spielen. Auch gehören die Straßen und Häuser,

in denen sie vorkommt, durchweg einer andern Klasse an, als diejenigen, bei denen die Aftervermiethung möblirten Wohnungsgelasses für Familien stattfindet. Es sind die Häuser der untersten Rangstufen. Es ist ferner zu bemerken, daß es nur zwei Fälle giebt, in denen sich das Vorkommen mit der Annahme wirthschaftlicher Gesundheit verträgt. Eine Arbeiterfamilie kann in ähnlicher Weise die definitive Einrichtung ihres Haushaltes vorbereiten, als aus anderen Ständen ein gewisser Bruchtheil es im möblirt gemietheten Wohnungsgelaß thut. Der Unterschied ist, daß die Arbeiterfamilie das Mobiliar allmählich zusammenbringt, die andere das Geld dafür. Dies Uebergangsstadium ist in der Abnahme begriffen, nach Maßgabe, als, gestützt auf größere Creditfähigkeit der arbeitenden Klassen, theils die Sitte weit ausgedehnter Abschlagszahlung auf angekaufte Haushaltungsgegenstände sich ausbreitet, theils die noch höhere Form des Personal-Geld-Credits auf dem Wege der speculativen Darlehnsgeschäfte für Arbeiter — loan offices —, die sich hauptsächlich der Sicherheit der persönlichen Verbürgung eines andern, und der in einem Zinssatz von 12 pCt. liegenden Versicherungsprämie anvertrauen, oder auch, auf dem Wege der, auf eigene Ersparniß und solidarische Haft gestützten und mit geringerem Zinssatz arbeitenden Vorschußvereine Boden gewinnt, welche beide den Credit mit einjähriger oder auch zweijähriger Rückzahlung aus dem Wochenlohne kennen.

Als weiter Fall endlich kann eine Arbeiterfamilie, durch die Beschäftigung des Ernährers, an eine Stadtlage gebunden sein, in welcher es keine Häuser giebt, die nicht für die Verhältnisse der Familie zu groß wären. Es ist dafür auf unsere Erinnerung zurückzugreifen, daß ein neuerbautes Haus eine wandlungsvolle Geschichte verschiedenen Gebrauches vor sich habe. Mit dem Hause hat sie nämlich auch der ganze Stadttheil, desto mehr, je größer die Stadt, und je markirter sie sich dem-

zufolge, für die Verschiedenheiten der Gesellschaftsstufe wie der Beschäftigung, nach ganzen Stadttheilen gliedert. Bei diesem Wandlungsprocesse gilt für das Londoner Normalhaus der inneren Stadtlagen in allen denjenigen Straßen, welche das Geschäft ganz bei Seite liegen ließ, weil der mangelnde Durchgangsverkehr sie dafür weniger vortheilhaft machte — jetzt liegt die Sache ziemlich so, daß eine Straße entweder nur Geschäfte oder gar keins enthält — die Regel, daß es allmählich in der Rangstufe seiner Bewohner sinkt. Mit der allgemein wachsenden Cultur paßt dasselbe Haus nicht mehr für dieselbe Rangstufe; mit der wachsenden Stadt wird ferner die Lage eingeschlossener und weniger einladend — wer kann, bewegt sich beim Wohnungswechsel der Peripherie zu; endlich wird das Haus selbst dadurch nicht besser, daß es älter, baufälliger, schmutziger, tiefer vom Rauch geschwärzt wird. So geht es ihm in seiner Lebensgeschichte, wie dem Pferde; stolz der Anfang, traurig das Ende. Anfangs beherbergt es die „gute Gesellschaft"; vor der Thür steht der gepuderte Lackei in Schuhen und Strümpfen; während der Saison schimmert der Kronleuchter im Drawing-Room die ganze Nacht hindurch; die Fasanen wandern von der Küche auf den breiten Eßtisch des Parlour. Dann kommt der Zeitpunkt einer ziemlich plötzlichen Auswanderung in westlicher Richtung, die, nur so lange das Geschlecht lebt, einige zähe Gewohnheitsthiere und einige, die sich durch Verschwendung die Flügel verbrannt haben, als Nachzügler zurückläßt. Andere Gesichter und ein anderes Leben ist hinter den Fenstervorhängen. Zunächst läßt es ein Theil der bürgerlichen Gesellschaft sich angelegen sein, die „gute" Gesellschaft zu äffen, so weit er das fertig bekommt. In ihrer Mitte nisten sich der Arzt und der Advocat ein, welche auf innere Stadtlagen angewiesen sind, und es mitnehmen, die Nachbarbekanntschaft verwerthen zu können. Endlich wird es auch der bürgerlichen Wohlhabenheit zu enge und ängst-

lich, daß sie sich jedes Jahr tiefer in der Häusermasse stecken findet und auch sie wandert aus, wohin wir sie bald begleiten werden. Der Arzt, der Advocat, gebunden durch das Geschäft, bleiben noch auf ihrem Posten. Was sie nun zu Nachbarn bekommen, wählt Alles schon, wie sie, den Aufenthalt nicht mehr, weil es eine Stadtlage ist, um Geld darin auszugeben, sondern weil es zu einer Stadtlage geworden ist, um Geld darin zu verdienen. Ihren messingenen Thürschildern reihen sich nun auf der ganzen Linie ebenfalls messingene Thürschilder an. Die Schule und die Kunst sind der Jurisprudenz und Medicin gefolgt. Diese brauchen das Haus schon nicht mehr blos zum Wohnen. Endlich schleicht sich, zuerst ganz verstohlen, ein Messingschild ein, welches die zurückgebliebenen, Geld nur ausgebenden Familien nicht gern in ihrer Nähe sehen. Es trägt die Inschrift: boarding establishment for families — Kost- und Logirhaus für Familien vom Lande. Es markirt eine neue Uebergangsepoche im Leben des Stadtviertels. Ein bis dahin von den Hausbesitzern verpönter Zettel bringt bald nach: furnished rooms to let — möblirte Zimmer zu vermiethen. Die Sache war schon vorher da, aber erst der Zettel macht den Charakter. Nun sucht das Weite, wer da nicht mehr hineingehört. Man weiß, hier sind Haushaltungen im Verfall, und nun ist das Stadtviertel im Verfall. Lange sieht der Verfall so aus, daß die entsprechenden Schichten unserer Bevölkerung mit solchem Verfall außerordentlich zufrieden sein könnten. Doch wird es niemals wieder besser, nur schlimmer. Zuletzt wird es auch dem vollgültigen Arzt und Advocaten, dem geschätzten Lehrer und dem Künstler von Namen unheimlich in der Nachbarschaft; sie räumen ihren Platz dem Quacksalber und dem Winkelconsulenten, der Halbbildung, welche zum Unterricht als Lebensrettung griff, und dem hoffnungslosen Pfuscher. Jene ganz problematische Existenz, die der Begriff Agent zu decken hat, setzt sich dazwischen und das Stadtviertel ist beim Zustande

des verschämten Pauperismus der gebildeten Gesellschaftsklassen angelangt.

Man merke wohl, dieselben Menschen sind nicht gesunken, sondern dieselben Häuser. Die Menschen, im Gegentheil, sind alle nur gestiegen. Die, welche fortgingen, sind hingegangen, wo es besser ist; die, welche blieben, Wittwen und dergleichen, sind geblieben, wo sie bei der Verkleinerung des Haushaltes, die bestimmte Lebensverhältnisse unvermeidlich begleitet, nicht hätten bleiben können, wenn die entwickelte Möglichkeit, das Normalhaus über das eigene Bedürfniß hinaus zu verwerthen, es nicht ermöglicht hätte; und die, welche gekommen sind, sind von da gekommen, wo es schlechter war.

Endlich wandert auch diese ganze Gesellschaft aus, an einen besseren Platz, der unterdeß in ähnlicher Weise für sie offen geworden, und eine durch ihre Beschäftigung auf die Nachbarschaft angewiesene Arbeiterbevölkerung hat sich in die Häuser, für den Rest der Zeit, welche ihnen der hundertjährige Pachtvertrag und ihre auf denselben berechnete Constructionsart noch zu stehen erlaubt, zu theilen. Sie werden eben ausgenutzt, und nicht unnöthigerweise abgerissen; das Anlagecapital, welches dazu nöthig wäre, wird gespart und kann dafür desto rüstiger auf neuem Boden solche Cottages bauen, als genau dem jeweiligen Bedürfniß der einzelnen Arbeiterfamilie angepaßt sind. Wenn der Zeitpunkt eintritt, wo die Wohnung in der Nähe der Werkstatt für den Arbeiter nicht mehr zu haben ist, ist denn doch wenigstens die Wohnung überhaupt, und zwar eine bessere Wohnung da, und es bleibt der Werkstatt überlassen, es mit der Concurrenz abzumachen, ob sie dem Arbeiter dahin folgen will, oder nicht.

Der Fall, daß die Aftervermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses an Arbeiterfamilien, bei welcher die am besten situirte Arbeiterfamilie als Miether des Hauses selbst auftritt, das letzte Stadium eines Stadtviertels bildet, welches einst der Wohnsitz

der allererſten Rangſtufe der Bevölkerung war, iſt natürlich nur ſelten. Ich verweiſe den Beſucher Londons dafür auf die Nachbarſchaft von Fitzroy-Square, wo Wohnungen der Möbeltiſchler, Matratzenmacher und Steinmetze, die für die benachbarten Verkehrsſtraßen Tottenham-Court-Road und New-Road arbeiten, untermiſcht mit Reſten der Bevölkerung aus dem vorletzten Stadium unſere Entwickelung zu veranſchaulichen geeignet ſind. So hoch — auch ſo früh nicht — haben die meiſten Stadtviertel ihre Laufbahn nicht begonnen, in denen zur Zeit die Wiedervermiethung unmöblirten Wohnungsgelaſſes ſtattfindet, ohne daß dabei von einem krankhaften wirthſchaftlichen Zuſtande oder in der That von etwas Anderem die Rede ſein kann, als daß Häuſer ausgenutzt werden, welche für ihre urſprüngliche Beſtimmung nicht mehr paſſen. Alter Bau iſt es im Ganzen aber Alles: der Fremde weiß nur ganz ausnahmsweiſe davon, nur wo ein Baumeiſter ſich durchaus verſchmitzt und größere Häuſer hingebaut hat, wo nur für eigentliche Arbeiter-Cottages Ausſicht auf regelrechte Vermiethung war. Das Charakteriſtiſche aber iſt, daß die freie, nur praktiſche Rückſichten ins Auge faſſende Unternehmung nirgends auch nur das mindeſte Schwanken darin zeigt, ob Häuſer bei nur auf eine Familienwohnung berechneter Façade ſolidarer, daß ſie bei ſo eben gewöhnlicher und in keiner ganz beſonder Hinſicht der Vermiethung unterworfener Beſtimmung auch nicht der geringſten Einfluß auf ihre Maſſenform gewinne und ſich etwa nur eine beſtimmte Linie, welche [illegible] den oberen Stockwerken einhalten müſſe. Es ſind alſo die Wiedervermiethung möblirter Zimmer [illegible] Erſcheinung weniger nur auf der vorgeſchobenen Parterre- [illegible] zweiten und dem [illegible] Lehre gezogen, auf welche [illegible] gebaut werden kann, und [illegible]

Ich bin auf eine Frage vorbereitet, welche zu beantworten mir eine Leserin wenigstens gewiß nicht erläßt. Wie steht es denn um den Mittagstisch in dem doch noch als wirthschaftlich gesund bezeichneten Haushalt, in dem die Frau über keinen Kochplatz zu verfügen hat? Nun, Kartoffeln und Kaffee, wie leider bei einem so großen Theile der arbeitenden Klassen in Deutschland, giebt es nicht. Es giebt sehr gutes Essen, Essen, genau wie es der Arzt demjenigen vorschreibt, dem seine Mittel erlauben, zu essen, wie er will. Nachdem des Morgens Thee — und für die Kinder Cacao — mit geröstetem Speck, Alles vorm Zimmerkamin mühelos, reinlich und schnell hergestellt, mit feinem Weizenbrod, für die Grundlage gesorgt haben, folgt Mittags um 1 Uhr ein tüchtiges Stück leicht gesalzenes, gekochtes Rindfleisch mit Mohrenschnittchen und einer gewaltigen Schüssel Erbsenbrei, beides von der benachbarten Garküche — cook-shop — heiß geliefert. Das Rindfleisch ist in Stücken von mehr als 40 Pfund in vorher zum Sieden gebrachtem Wasser gekocht worden, so daß das Eiweiß der Schale alsbald gerann und die Entziehung der Brühe verhinderte. Es ist eine ganz vortreffliche, im Privathaus in solcher Vollendung gar nicht herzustellende Speise, und der Gourmand setzt es dem besten Roastbeef nicht nach. Es wird pfundweise, mit wunderbar geringem Aufschlag auf den Preis des Rohfleisches, ausgeschnitten. Dazu wird Porter getrunken. Am Sonntag ersetzt es ein tüchtiger Schweinsbraten, den der Bäcker in seinem Ofen für 20 Pfennige gar gemacht hat, nebst einer Fruchtpastete, ebenfalls in des Bäckers Ofen gebacken, die beim Essen mit Molassezucker in Fülle gesüßt wird. Beides kommt am Montag, auch wohl am Dienstag noch kalt wieder auf den Tisch. Um 5 Uhr Nachmittags giebt es wieder Thee, mit Brod, Butter und Wasserkresse, oder, im Winter, mit Sprotten oder Krabben. Abends, daheim oder draußen im Wirthshause, wo die Reihe

herum gesungen wird, mit Weib und Kind dabei, ein Schluck Bier und ein Stück Brod mit Käse. Das ist die regelrechte Londoner Arbeiternahrung, und jedes Jahr wird die Verhältnißzahl der regelrecht lebenden Arbeiterfamilien größer, auch unter denjenigen, die den Schritt zum vollständigen Haushalt in der Cottage noch nicht gemacht haben.

Liegt der Aftervermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses keiner der beiden angeführten Specialfälle zu Grunde, so ist sie in London freilich unzweifelhaft Ausdruck einer kranken Familienwirthschaft, so ist sie, so weit sie reicht, Symptom des Pauperismus, und es ist der bei weitem größte Theil des Pauperismus, der hier zu suchen ist. Denn sie läuft eben auf ein verzweifeltes Aufgeben der Anstrengung hinaus, der im Lande gewohnheitlichen Form des Familienlebens — die Englische Volkswirthschaft hat bekanntlich dafür den prägnanten Ausdruck: standard of life — zu genügen, zu welcher die Wirthschaft im abgeschlossenen Hause gebieterisch gehört. Von dieser „normalen Lebensform" geht es aufwärts, aber eben so gewiß auch abwärts, weil die menschliche Gesellschaft ein lebendiges Gebild, und weil auf Erden wohl das Todte, dem die Zeit nichts anhat, niemals aber das Lebendige, das unter der Herrschaft der Zeit steht, vollkommen ist. Es ruhen aber in der normalen Lebensform einer bestimmten wirthschaftlichen Gesellschaft die tiefsten Springfedern der Erscheinungen, welche, nachdem die Geburt der volkswirthschaftlichen Wissenschaft der Gewohnheitsblindheit auf einem ganzen Gebiete des Gedankens und der Beobachtung ein Ende gemacht hat, als „sociale Frage" das Massenbewußtsein wach gerüttelt haben. Diese Untersuchung führt uns, wie sich zeigen wird, überhaupt schnurstracks darauf hin, und es ist daher angezeigt, wo immer schon im Laufe derselben sichtbare Einwirkung des Gesetzes der normalen Lebensform stattfindet, derselben Aufmerksamkeit zu schenken.

Was meinen wir doch, wenn bei der Begegnung mit einem abgemagerten und zerlumpten Menschen in den Straßen von London uns die „sociale Frage“ einfällt, beim Anblick einer spindeldürren, halbnackten, von Rheumatismus krumm gezogenen Rothhaut aber, unter gleichem Breitegrade, am Winipegsee in Nordamerika, oder eines von Schmutz starrenden, blödsinnig dreinblickenden Jakuten am Baikalsee in Sibirien, alsbald nicht die „sociale“, sondern die „Culturfrage“ in unsern Mund kommt? Meinen wir dabei nicht, daß der eine hinter der normalen Lebensform seines Landes zurückgeblieben ist, die beiden anderen dagegen das Bild einer niedrigen normalen Lebensform bieten? Wenn wir von der socialen Frage reden, messen wir den einzelnen Fall mit der normalen Lebensform eines bestimmten Landes; wenn wir von der Culturfrage reden, messen wir die normalen Lebensformen verschiedener Länder miteinander. Die Abweichungen nach oben und unten kümmern uns bei der letzten gar nicht; der Glanz des Newsky-Prospect in Petersburg besticht uns nicht; der Schrecken der Londoner Straßen, in die wir uns später hineinwagen wollen, ficht uns nicht an, wenn wir Russische mit Englischer Cultur vergleichen. Wir erkennen also dabei an, daß es eine normale Lebensform überall giebt, daß ihre Erhöhung das Ziel des Culturfortschritts ist, daß ihr Unterschied absolut, sociale Unterschiede dagegen nur relativ, nämlich durch sie bedingt sind.

Es liegt nun die Betrachtung nahe, daß, je höher die normale Lebensform, ein desto tieferer Fall von derselben möglich ist. Der tiefere Fall von höherer Steile bringt zwar räumlich nicht tiefer, als der flache Fall von der niedern Höhe, aber seine Wirkung auf den, der fällt, oder auch auf den, der blos bei der allmählichen Erhebung der normalen Lebensstufe zurückgeblieben ist, ist viel furchtbarer. Denn der Weg wieder hinauf erscheint schwerer, die Hoffnung

auf Erfolg geringer, und damit ist die Gefahr gegeben, daß der Wille dazu überhaupt zusammenbricht. Den Willen beherrscht ja eben die Hoffnung, und außer der Hoffnung, auf socialem Gebiet, jener segensreiche Zwang, der aus der socialen Natur des Menschen stammt, das Ehrgefühl. Die Hoffnung, die mit dem Denkvermögen und der Kenntniß wächst, hat die Willenskraft des Volkes zur Erhöhung der normalen Lebensform aufgestachelt, und das Ehrgefühl hält den Willen dann bei der erhöhten Stufe fest. Bei jedem einzelnen Sturze von derselben, und jedem einzelnen Zurückbleiben unter derselben, erhält aber nicht blos die Hoffnung, sondern auch das Ehrgefühl einen desto schwereren Schlag, je straffer das Ehrgefühl im Lande wirkt, und dafür ist die Höhe der normalen Lebensform eben der Ausdruck. Wo die Anspannung am stärksten, wird die Abspannung am vollendetsten, wenn sie eintritt.

Wo und so lange das Ehrgefühl im Volke schwächer entwickelt ist, beruhigt sich dasselbe wohl bei geschlossener ständischer Gliederung, d. h. einer niedrig bleibenden normalen Lebensform, an der gar nicht mehr gerüttelt wird, über welcher aber ein oder mehrere höhere normale Lebensformen aufgethürmt werden, für den Specialgebrauch bestimmter, durch erblichen Rang abgeschlossener Theile des Volkes, und diejenige Seite der Geschichte, die mit dem Schwerte geschrieben wird, hat dabei ihre Rolle zu spielen. Die conservative Partei sieht in einem solchen Zustande die Vollendung, innerhalb deren wohl, aber über welche nicht hinaus, der Fortschritt stattzufinden habe. Ganz klar, offen und folgerichtig hat sie es ausgesprochen in dem bekannten Hinweis auf den segensreichen Schutz der schwieligen Haut. Die revolutionaire Partei, zunächst anstürmend gegen die geschlossene ständische Gliederung, ist vom Gegensatz dazu befangen geblieben, und fortwährend befangener geworden und hat der gesetzlichen Ungleichheit die erzwungene materielle Gleichheit statt der gesetz-

lichen Freiheit gegenübergestellt. Sie haben beide damit den Bruch mit dem volkswirthschaftlichen Gedanken unvermeidlich gemacht, der nur die letztere kennt. In Europa zeigt die Slavische Welt noch am treusten die auf niederer Stufe festgehaltene normale Lebensform der großen Volksmasse, über welche besondere normale Lebensformen für höhere Stände aufgethürmt sind, und, bedeutsam genug, aus Nachahmung des Auslandes bestehen, während die Masse an nationaler Eigenthümlichkeit festhält. In der romanischen Welt kämpft mit ähnlichem Thatbestande der mächtig erwachte revolutionaire Gleichheitsdrang. Doch hat der Italienische, der Spanische, der Portugiesische Bauer und Arbeiter kaum noch den *ersten* Schritt in der Ausgleichung der verschiedenen normalen Lebensformen zu machen vermocht, die bisher für ihn, und für die Stände über ihm, maßgebend waren. In Frankreich aber hat die normale Lebensform der großen Masse im Blaukittel sich selbst die Uniform angelegt, in der der Verzicht auf Erhöhung ausgedrückt ist. Die continentale Germanische Welt, die zwischen beiden liegt, zeigt im Osten, Süden und Westen deutlich die Einflüsse beider, oder vielmehr die ethischen Uebergangsstadien zu beiden. Aber von Norden, von der See her weht andere Luft. Je näher der See, hauptsächlich der Nordsee, desto höher erweist sich die normale Lebensform der großen Masse, desto mehr verwischen sich die besonderen Formen über ihr, und verwandeln sich in Unterschiede des *Grades*, nicht mehr des *Standes*. Die Culmination liegt in Holland; für Deutschland im Besonderen in Bremen, Oldenburg und Friesland. Socialen Unterschied giebt es erst recht, aber er wird nur noch vertreten durch hoch ausgebildete oder jämmerlich verkümmerte Exemplare einer und derselben, specifisch von der niedersten bis zur höchsten Stufe ihrer Ausnahmen nicht unterschiedenen, normalen Lebensform. Die Germanische Welt des Oceans, das heißt die Angelsächsische Welt, die mit ihren ab-

gelösten oder noch an der Schnur gehaltenen Siedelungen in allen Erdtheilen längst zu einer Welt für sich geworden ist, und in Europa gar nicht eingeordnet, sondern ihm gegenübergestellt werden muß, läßt immer noch, und in allen Dingen, eine weite Kluft zwischen sich und dem, was ihr auf dem Europäischen Festlande am nächsten steht. Es giebt auf dem Gebiete der öffentlichen Debatte kaum etwas Komischeres, als wenn sich die continentalen Aristokraten auf die Englischen Aristokraten oder die continentalen Demokraten auf die Englischen Demokraten berufen. Eine babylonische Sprachverwirrung ist die unvermeidliche Folge. Es wird nicht besser, wenn, wie es neuerdings Mode geworden, die continentalen Aristokraten sich auf die Englischen Demokraten, und die continentalen Demokraten sich auf die Englischen Aristokraten berufen. Die normale Lebensform ist in England durchaus nur *eine*; es giebt keine Bauern, es giebt keine Bürger, es giebt keine Edelleute; es giebt nur, sorgsam im Schrein aufgehoben, einen König und eine Pairie, um durch ihr Dasein es unmöglich zu machen, daß unruhiger Ehrgeiz statt nach Reichthum nach Macht strebe, und den innern Frieden gefährde. Darunter ist alles eine, auf derselben normalen Lebensform aufgebaute Gesellschaftspyramide ohne Stufen, auf welcher es nur freiwillig vom Volke errichtete Marksteine für den Fortschritt des Einzelnen und der Familie von unten nach oben giebt, wie den Begriff des Gentleman, der sich übrigens auch von Jahr zu Jahr mehr verwischt, oder vielmehr zum Gemeingut Aller wird, die der normalen Lebensform genügen, während er noch vor einem Menschenalter nur dem zukam, der von Jugend auf vom *Vermögen* gelebt hatte, und *so* davon zu leben gelernt hatte, als die Gesellschaft im Interesse der Cultur es von ihm verlangte, vor zwei Menschenaltern aber Landbesitz und vor dreien wirklich Stammbaum und Wappen haben mußte, wäre Beides auch, wie gewöhnlich war, nur erfunden. Die *Namen* sind

lichen Freiheit gegenübergestellt. Sie haben beide damit den Bruch mit dem volkswirthschaftlichen Gedanken unvermeidlich gemacht, der nur die letztere kennt. In Europa zeigt die Slavische Welt noch am treusten die auf niederer Stufe festgehaltene normale Lebensform der großen Volksmasse, über welche besondere normale Lebensformen für höhere Stände aufgethürmt sind, und, bedeutsam genug, aus Nachahmung des Auslandes bestehen, während die Masse an nationaler Eigenthümlichkeit festhält. In der romanischen Welt kämpft mit ähnlichem Thatbestande der mächtig erwachte revolutionaire Gleichheitsdrang. Doch hat der Italienische, der Spanische, der Portugiesische Bauer und Arbeiter kaum noch den *ersten* Schritt in der Ausgleichung der verschiedenen normalen Lebensformen zu machen vermocht, die bisher für ihn, und für die Stände über ihm, maßgebend waren. In Frankreich aber hat die normale Lebensform der großen Masse im Blaukittel sich selbst die Uniform angelegt, in der der Verzicht auf Erhöhung ausgedrückt ist. Die continentale Germanische Welt, die zwischen beiden liegt, zeigt im Osten, Süden und Westen deutlich die Einflüsse beider, oder vielmehr die ethischen Uebergangsstadien zu beiden. Aber von Norden, von der See her weht andere Luft. Je näher der See, hauptsächlich der Nordsee, desto höher erweist sich die normale Lebensform der großen Masse, desto mehr verwischen sich die besonderen Formen über ihr, und verwandeln sich in Unterschiede des *Grades*, nicht mehr des *Standes*. Die Culmination liegt in Holland; für Deutschland im Besonderen in Bremen, Oldenburg und Friesland. Socialen Unterschied giebt es erst recht, aber er wird nur noch vertreten durch hoch ausgebildete oder jämmerlich verkümmerte Exemplare einer und derselben, specifisch von der niedersten bis zur höchsten Stufe ihrer Ausnahmen nicht unterschiedenen, normalen Lebensform. Die Germanische Welt des Oceans, das heißt die Angelsächsische Welt, die mit ihren ab-

gelösten oder noch an der Schnur gehaltenen Siedelungen in allen Erdtheilen längst zu einer Welt für sich geworden ist, und in Europa gar nicht eingeordnet, sondern ihm gegenübergestellt werden muß, läßt immer noch, und in allen Dingen, eine weite Kluft zwischen sich und dem, was ihr auf dem Europäischen Festlande am nächsten steht. Es giebt auf dem Gebiete der öffentlichen Debatte kaum etwas Komischeres, als wenn sich die continentalen Aristokraten auf die Englischen Aristokraten oder die continentalen Demokraten auf die Englischen Demokraten berufen. Eine babylonische Sprachverwirrung ist die unvermeidliche Folge. Es wird nicht besser, wenn, wie es neuerdings Mode geworden, die continentalen Aristokraten sich auf die Englischen Demokraten, und die continentalen Demokraten sich auf die Englischen Aristokraten berufen. Die normale Lebensform ist in England durchaus nur eine; es giebt keine Bauern, es giebt keine Bürger, es giebt keine Edelleute; es giebt nur, sorgsam im Schrein aufgehoben, einen König und eine Pairie, um durch ihr Dasein es unmöglich zu machen, daß unruhiger Ehrgeiz statt nach Reichthum nach Macht strebe, und den innern Frieden gefährde. Darunter ist alles eine, auf derselben normalen Lebensform aufgebaute Gesellschaftspyramide ohne Stufen, auf welcher es nur freiwillig vom Volke errichtete Marksteine für den Fortschritt des Einzelnen und der Familie von unten nach oben giebt, wie den Begriff des Gentleman, der sich übrigens auch von Jahr zu Jahr mehr verwischt, oder vielmehr zum Gemeingut Aller wird, die der normalen Lebensform genügen, während er noch vor einem Menschenalter nur dem zukam, der von Jugend auf vom Vermögen gelebt hatte, und so davon zu leben gelernt hatte, als die Gesellschaft im Interesse der Cultur es von ihm verlangte, vor zwei Menschenaltern aber Landbesitz und vor dreien wirklich Stammbaum und Wappen haben mußte, wäre Beides auch, wie gewöhnlich war, nur erfunden. Die Namen sind

geblieben, die Dinge haben gewechſelt, und unabläſſig geht dieſer Wechſel weiter, in ſich den wahren Fortſchritt unſerer Zeit ſchließend, mit dem das politiſche Leben des Landes, das ſeit 1846 zum bloßen Spiele ward, auch nicht das geringſte mehr zu ſchaffen hat.

Wir müſſen nun darauf gefaßt ſein, wenn uns im Lande der höchſten und einheitlichen normalen Lebensform, für welche die Wohnung die wichtigſte Rolle ſpielt, und die gerade in Betreff der Wohnung, durch eiſernes Feſthalten an der abgeſonderten Hausthür, am höchſten geſpannt iſt, die Abweichung nach unten beſonders unheimlich berührt. Wo die beiden erwähnten erklärbaren Fälle bei der Wiedervermiethung unmöblirten Wohnungsgelaſſes in London nicht ſtattfinden, iſt denn auch „unheimlich" das rechte Wort für das Gefühl, welches uns ſelbſt da ſchon beſchleicht, wo wir noch ein äußerlich ſelbſt recht ſtattliches Vorkommen vor uns haben. Die Berichte über die Gerichtsverhandlungen in den Zeitungen haben uns nämlich darauf aufmerkſam gemacht, daß in ſolchen Wohnungen häufig unheimliche Dinge vorgehen, oder doch, daß unheimliche Dinge von ihnen ausgehen. Für den Wirth, der den Miether braucht, weil er ſelbſt ſonſt das Haus nicht halten kann, iſt es am vortheilhafteſten, ſich um den Miether gar nicht näher zu bekümmern. Denn bekümmert er ſich näher darum, ſo kann ihm das entweder mit allerlei Verantwortlichkeiten beladen, zu deren Uebernahme er keine Luſt hat, oder es kann auch das Geſchäft ſelbſt ganz unmöglich gemacht werden. Er hat ſich einen Namen geben laſſen; ob es der richtige iſt, weiß er nicht, ſollte ſpäter ein ganz anderer Name auftauchen, was kann er dafür? Nach der Beſchäftigung hat er gar nicht gefragt; er weiß ſchon, daß es heut die eine, morgen die andere ſein kann. Die Leute ſind von „außerhalb", ſagen ſie; ſie haben ſich noch nicht endgültig arrangirt, darum wohnen ſie ſo, ſagen ſie. Hinweis auf Freunde

— reference — hat er auch nicht verlangt, sie sind ja von außerhalb, Freunde in London haben sie also nicht. Er ist zufrieden, wenn er seine Miethe wöchentlich bekommt, läßt sie auch mehrere Wochen anstehen, je nachdem, denn er hat jedenfalls den ersten Griff auf die Möbeln. So scharf ist darin das Gesetz zu seinen Gunsten, daß es ihn sogar überhaupt als Eigenthümer dieser Möbeln betrachtet, bis Gegenbeweis geliefert ist. Es kennt eben, als Regel, in jedem Hause nur einen Möbelbesitzer. Wer ein Haus miethet, wird ganz anders befragt. Da muß wirklich feststehen, wer er ist und was er ist, und zwar durch das Zeugniß unverdächtiger Freunde feststehen. Denn er kann ja mit dem Hause machen, was er will, und es mit Hab und Gut verlassen, wenn er will, ohne daß der nicht darin wohnende Besitzer ihn zu controliren vermag. Er kann auch, umgekehrt, sich eine geraume Zeit hindurch in dem Hause festsetzen ohne Miethe zu zahlen. Denn das Gesetz hat, zum Schutze gegen Obdachlosigkeit, die Exmissionsklage zu einer der kostspieligsten und schwierigsten Klagen voll möglicher Einreden gemacht, oder vielmehr ihr absichtlich den mittelalterlichen Zuschnitt gelassen, der das zu Wege bringt. Die Leute, welche bei dem so wenig neugierigen Wirth zur Aftermiethe wohnen, hätten niemals ein Haus, nicht einmal die kleinste Cottage, mit Ausnahme solcher, die wohl in sittlich und wirthschaftlich ganz verwahrlosten Lagen für Wochenvermiethung gebaut sind, bekommen; darum wohnen sie bei ihm. Der Hauswirth selbst hat gerade noch ein Haus bekommen, aber eben auch nur ein solches, welches aus falscher Rechnung für die Stadtlage zu groß gebaut, oder, weil dieselbe ihren Charakter geändert, zu groß geworden ist. Wir fühlen es bald heraus, daß wir neben der wirthschaftlichen die sittliche Ungesundheit vor uns haben, welche die Abspannung des Ehrgefühls begleitet, die mit dem Aufgeben der normalen Lebensform verbunden ist.

Der Verfall kann, wie gesagt, noch stattlich genug aussehen, wo er so eben beginnt; geht es aber nicht rasch wieder aufwärts, so geht es unaufhaltsam abwärts und kann sehr tief gehen. Jeder Schritt abwärts bringt in andere Nachbarschaft und andere Gemeinschaft, und die Gesunkenen beschleicht die Resignation der Zurückgebliebenen, und mit der Hoffnung und mit dem Ehrgefühl geht auch die bewegliche Habe, unter solchen Umständen der letzte Halt der Stellung, stückweise darauf. Mancherlei Stufen und mancherlei Straßen und mancherlei concrete Leute könnte ich dem Leser vorführen, denn ich habe die gewaltige Stadt unter dem Einfluß besonderen Forschungstriebes und der Gunst des Naturells und der Stellung gut kennen gelernt, wie sie nur die Polizei kennt. Aber die Physiologie des Elendes und des Verbrechens selbst liegt außerhalb der Grenzen dieser Bilder, und für England wenigstens hat der Fleiß der Engländer — wir brauchen den Wißbegierigen nur auf Mayhew's „Working Classes of London" zu verweisen — das Material in großer Vollendung und Treue schon beschafft. Was uns jetzt allein interessirt, ist das Element der Wohnung dabei, und zwar dessen Eigenthümlichkeit, in soweit die Sitte der abgeschlossenen Hauswohnung, an welcher die normale Lebensform festhält, bestimmend darauf wirkt. Es enthüllt sich dabei vor Allem das Verhältniß, daß — um der Medicin einen brauchbaren Ausdruck zu entlehnen — der schwachgradige sociale Verfall mehr in sporadisch gelegenem, nach Maßgabe, als er hochgradiger wird, aber — ja wie ist das zu nennen? hat man den einen Ausdruck vom Griechischen Archipelagus geholt, kann derselbe auch den andern liefern — also mehr in kykladisch gelegenem Wohnungsgelaß auftritt.

Die Vorsicht, mit der sich das abgeschlossene Haus gegen die ungesunde Familienwirthschaft wehrt, sie nicht blos an der eigenen Thür zurückweisend, sondern zuletzt in der ganzen

Straße nicht duldend, die dem einzelnen Hause den Charakter giebt, und schon seit lange nur noch aus Häusern des gleichen Modells zusammengesetzt wird, drängt diese mehr und mehr auf einzelne Haufen zusammen, die sich theils nach dem Grade des socialen Verfalls, theils nach der eigenthümlichen Form der Lebensfristung, theils — ganz mittelalterlich oder morgenländisch — nach der nationalen Abstammung gliedern. Sie drängen sich dem Blicke so markirt auf, daß der Volksmund längst dafür — auf den Urquell aller Sprachbildung, die Hieroglyphik des Thierreiches zurückgreifend — den schlagenden bildlichen Ausdruck gefunden hat. Die in England sehr häufige Dohle — rook — läßt sich als geselliger Vogel in großen Schwärmen auf ganze Baumgruppen oder Baumreihen nieder, die sie dann furchtbar mit ihrem Unflath zurichtet, so daß alle Klassen der ländlichen Bevölkerung, denen in England ein sehr empfindliches Gefühl für landschaftliche Schönheit gemeinsam ist, dagegen ankämpfen. Darnach nennt das Volk eine Straße voll verfallener Familienwirthschaften ein Dohlennest, eine Dohlerei — rookery. Unter den nationalen Rookery's gewährt der Londoner Ghetto, die große Rookery des jüdischen Pauperismus an der Grenze zwischen der City und Whitechapel, die Straßen Petticoat-Lane und Hounds-Ditch, dem Festländer ein schon bekanntes Schauspiel. Gut sieht sie nicht aus, ist aber besser, als sie aussieht, denn sie ist immer noch voll rührigen Handels, hat sogar zwei eigene große Börsen, die Börse der alten Kleider und die Orangenbörse, und das wird in ihr wohl nicht erlebt, daß Leute hineinsinken, sondern nur, und zwar recht häufig, daß Leute daraus hervorgehen. Die Irischen Rookery's sind über die ganze Stadt zerstreut. In ihnen haben wir nicht die sociale, sondern die Culturfrage allein vor uns. Die Männer gehen auf Arbeit, die keiner Vorschule bedarf, in freier Luft aus; die Weiber sind theilweise Höker, theilweise Lumpen- und

Knochensammler. Für gewöhnlich wohnt Niemand in einer irischen Rookery, als eben Irländer, denn für Andere ist es kaum möglich. Während nämlich die Juden in ihrer Rookery sich unabläſſig zanken, ohne sich zu prügeln, prügeln sich die Irländer in den ihrigen, auch ohne sich zu zanken, aus bloßer Luſt daran. Auch in eine Irische Rookery sinkt niemals Jemand hinein, es geht aber auch fast niemals Jemand daraus hervor. Culturunterschiede sind nicht so schnell beseitigt als sociale. Eine Irische Rookery giebt es, Leatherlane bei Holborn mit seinen Seitengängen — alley's —, schon höheren Charakters, nach welcher der wandernde Italienische Pauperismus, mit Einschluß der Italienischen Arbeiter in Gips, sich hingezogen hat. Den Italienern hat ihr Messer Ruhe geschafft, und die Irländer sind in der Auswanderung begriffen. Man sieht, das Alles ist schon abzuziehen, wenn man den einheimischen Pauperismus untersucht, und zeigt, wie vorsichtig man bei der Untersuchung der Ausdehnung verfahren muß. Die bloße Anschauung ohne Specialkenntniß, und die bloße Statistik, welche den Freiheiten wirklich concreter Unterscheidung nie genügen kann, reichen alle beide nicht aus. Auch unter den eigentlichen Englischen Rookery's, denen die Form der Lebensfristung ihre Stelle anwies, sind beträchtliche Abzüge zu machen, so weit es sich um das Verhältniß zur normalen Lebensform handelt. Das seefahrende London, welches vom Tower abwärts auf dem Norduſer der Themse die Docks umlagert, kann gewiß Rookery's nicht entbehren, die nur mit weiblichen Dohlen bevölkert sind. Die See hat eben ihre eigene Volkswirthschaft, von der die Schulbücher und Streitschriften noch nicht Notiz genommen haben, wie von so Vielem andern. Geschehen aber wird es, trotz der Schulbücher und Streitschriften, welche von der concreten und continuirlichen Arbeit in der Wissenschaft, so weit sie es werth sind, zwar dankbar begrüßt, aber nur gerade so weit berücksichtigt werden,

als die in ihnen gelieferten Gedanken praktisch reichen. In Westminster, ganz nahe dem Parlamentshause, giebt es sogar eine militairische Rookery, die das Werbesystem zu verantworten hat. Bis hieher ist wohl alle Auseinandersetzung von vornherein überflüssig, daß das kykladische Auftreten, welches die Sitte der abgeschlossenen Hauswohnung unzweifelhaft befördert, vortheilhaft und nicht schädlich wirkt.

Schon zog ein mächtiger Theil wirthschaftlicher Verkommenheit in London an unserm Auge vorüber; die Zahl und dichte Bevölkerung der Irischen Rookery's allein macht es dazu. Und doch war es Alles gar nicht London selbst, sondern eingenistete fremde oder künstlich erzeugte Culturformen, denen es eben nur seine abgenutzten Häuser überlassen hat, und denen es erlaubt, die von seinem reichen Tische dick herabfallenden Brosamen aufzulesen. Und mehr als dies. Es giebt ganze Stadtviertel, in denen die Aftervermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses keine der beiden mit voller wirthschaftlicher Gesundheit verträglichen Erklärungen zuläßt, und an denen die Höhe der normalen Lebensform doch keine Schuld trägt. In den Stadttheilen auf der Südseite der Themse, und zwar in dem Kreissegmente, welches zwischen dem großen Centralpunkte des Südens, dem Obelisken und dem gekrümmten Laufe der Themse oberhalb der Londonbrücke liegt, befinden sich Stadttheile, deren Querstraßen überwiegend mit Arbeitern bevölkert sind. Der Maschinenbau im Kleinen, die gröbere Arbeit in Metall überhaupt, weiter aufwärts die Töpferei, haben sich dort ihren Sitz ausgesucht. Wegen des kurzen Weges über die Brücken mischt sich auch zahlreiche Bevölkerung hinein, welche als Ableger der am andern Ufer gegenüberliegenden, höher stehenden, Stadttheile zu betrachten ist. In der Mitte dieses Segments folgt eine gewaltige Marktstraße, New Cut, weiter hinauf fortgesetzt als Lambeth-Mart, concentrisch der Flußbiegung. Rechts und links von

dieſer Straße enthüllen ſich in Quergaſſen und Alley's, in welchen die Aftervermiethung unmöblirten Wohnungsgelaſſes häufig iſt, die Merkmale des ſocialen Verfalls. Die von den Fabrikarbeitern bewohnten, mit Cottage's beſetzten, Straßen heben ſich davon ſehr deutlich ab. Mayhew hat nachgewieſen, daß die Mehrzahl der inficirten Bevölkerung hierſelbſt aus fahrenden Straßenhökern — costermongers — beſteht — ſeine Angabe, daß es deren 30,000 gebe, iſt unzweifelhaft übertrieben — einem Gewerbe, welchem die wachſende Kraft des localen Ladengeſchäfts, für das es den Weg bahnt, ſtets größeren Abbruch thut. In zwei ebenfalls vom Pauperismus und zwar in noch viel höherem Maße angefreſſenen Stadtvierteln, Spitalfields und Bethnalgreen, im Nordoſten der Stadt gelegen, und häufig genannt, weil in ihnen die furchtbarſten Fälle hülfloſen Elends vorzukommen pflegen, hat lange den Hauptſtamm der Bevölkerung ebenfalls ein ſeit Generationen dahinſiechendes Gewerbe, welches dabei noch obenein an der unglücklichen Form der Erblichkeit des Berufs feſthielt, gebildet, die Seidenweberei. Dies Schoßkind des verruchten alten Schutzzollſyſtems hat nicht blos ſeine Gewerbsangehörigen, ſondern die ganze Gegend, in der ſie den Hauptſtamm bilden, hoffnungsloſer wirthſchaftlicher Erkrankung überliefert, indem die der ſinkenden Handweberei eigenthümliche Energieloſigkeit, von der Sachſen und Schleſien, und jetzt vorzugsweiſe das nordöſtliche Böhmen, noch viel Furchtbareres zu erzählen wiſſen, als London, der Charakter der Bevölkerung dieſer ganzen Stadttheile geworden iſt, in denen jetzt auch vorzugsweiſe für Magazine genäht und geſchneidert wird.

Die Nachbarſchaft ſteckt an, denn das Ehrgefühl iſt ſocialer Natur. Auch hier alſo entſtand der Fall aus Verhältniſſen, die mit der normalen Lebensform nichts zu ſchaffen haben und die lediglich hiſtoriſcher und vorübergehender Natur ſind. Hinein-

geſunkenes Element giebt es dort kaum; auch nimmt dieſer bei weitem größte Sitz des Pauperismus in London, in Extenſität wie in Intenſität, ſchnell ab; vorzüglich die männliche Arbeitskraft wandert aus und wirft ſich auf andere Gewerbe und andere Stadttheile, wo er zur wirthſchaftlichen Geſundheit zurückkehrt und nichts weiter von ſich hören läßt.

Wir kommen zu troſtloſeren Erſcheinungen, zu denjenigen, wo der wirthſchaftliche Verfall von einem moraliſchen begleitet iſt, der keine Schranken mehr kennt, und wo wir weder Wirkung nationaler Beſonderheit, noch der Beſonderheit der Lebensfriſtung vor uns haben. Sie treten zum Theil ſporadiſch, in ihrer Hauptmaſſe aber wiederum kykladiſch auf, und es ſind die centralen Theile des Weſtendes der Stadt, wohin wir dafür aufzubrechen haben. Bekanntlich gabelt ſich die große Verkehrsader zwiſchen der City und dem Weſtende noch innerhalb der City, vor der Pauls-Kathedrale, in zwei Hauptſtränge, die allmählich ſtets weiter von einander abweichen. In dem ſpitzen Dreieck zwiſchen den beiden Hauptſträngen liegt ein unendlich mannichfaltiges Leben; eine Reiſe, deren Beſchreibung Bände füllte, ließe ſich darin machen. Es folgen ſich darin, in der Richtung von Oſt nach Weſt, der Buchhandel, die Zeitungspreſſe, und, um die Querverbindung Chancerylane herum, die Juriſtenwelt. Hier iſt die Grenze zwiſchen der City und dem Weſtende. Die Gruppe der älteren Theater, ein großartiges Wirthshausleben, das Boxerquartier, die Sammelplätze der modernen Demi-monde und des fremdländiſchen, nicht angeſiedelten Elements. Alles das drückt den weſtlich ſich anſchließenden Stadttheilen, zwiſchen Holborn und dem Strand, genau jenes großſtädtiſchen Charakters auf, den derjenige dort ſucht, der daran Gefallen findet, auch ohne daß die großen Vergnügungslokale exiſtirten, die auf dem Feſtlande als nothwendiges Attribut der Großſtädterei betrachtet werden. Aber noch eins thun in:

genau wo das öffentliche Vergnügen wohnt, wohnt auch das Verbrechen und, gepaart mit ihm, das tiefste Elend. Ueberall, wo hinter den Hauptstraßenlinien für Gassen und Gänge Platz war, zwischen dem Strande und dem gewaltigen zum Juristenquartier gehörigen Square, Lincolns-Inn-Fields, von da bis zu der Querverbindung durch Bowstreet und Drurylane, dann weiter westwärts, der ganze berüchtigte Siebenstraßenstern des Kirchspiels St. Giles, und bis Soho hinein, wo die Sitze des dem Westende eigenthümlichen feineren Handwerks beginnen, treten die Symptome gesunkener Bevölkerung zu Tage. Neben der Aftervermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses tritt, massenweise, die noch darunter stehende Modalität der Londoner Obdachsverhältnisse auf, das Lodging-House, welches Betten, so viel in ein Zimmer gehen wollen, nur auf eine Nacht, für 4 und 3 Pence vermiethet, und neben dieser die vollständige Obdachslosigkeit, für welche die Humanität oder das Arbeitshaus zu sorgen hat. Auch da giebt es noch locale Abstufungen, und St. Giles ist nicht die unterste. So denn, zum Schluß der Wanderung durch die Londoner Rookery's, ein ganz dunkles Bild, wie manches vor meiner Erinnerung schwebt.

Es ist Nachts nach zwei Uhr; kalter dünner Regen rieselt die ganze Nacht hindurch herunter; der Wind peitscht den Regen und die Gasflammen. Der Weg geht durch Drurylane, an dem gewaltigen schwarzen Kasten des Drurylane-Theaters vorüber. Die Straße ist menschenleer, die Wirthshäuser geschlossen, kein Fenster erleuchtet; die alten charakterlosen Häuser stehen schwarz und stumm da; die Straße gleicht einem Thal ohne Baum, Strauch und Gras, zwischen Basaltwänden. Bewegt sich nicht etwas im Thürwinkel des Theaters? Augen rechts behalten, mit der nöthigen Londoner Vorsicht. Vielleicht ist es nur ein herrenloser Hund, vielleicht — aber warum nicht untersuchen? Dabei ist jedenfalls der Rücken frei. Herrgott, es ist

kein Hund; es iſt ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, halb nackt; was ihr um den Leib hängt, ſieht aus, wie zuſammengebundene alte Scheuerlappen. Sie ſitzt in den geſchützteren Winkel gekauert, die Knie unter's Kinn gezogen, die Arme um die Knie geſchlungen. Was machſt Du da? Ich habe kein Geld für's Bett. Steh auf! komm! wie heißeſt Du? Jane Grey. Ein ſtolzer und unglücklicher Name! Haſt Du Eltern? Nein. Was waren ſie? Vater war ein Soldat, er ſtarb draußen. Mutter durfte ihn nicht heirathen. Warum gehſt Du nicht nach dem Arbeitshauſe von St. Giles? Ich kenne einen Jungen, er wollte kommen, mir drei Pence bringen, er iſt nicht gekommen. Haſt Du gegeſſen? Dieſen Tag nichts. Wir ſind an eine ſchmale Quergaſſe zur Rechten gelangt; am Eingange ſteht der Schutzmann, ein Kleiderbündel unterſuchend, das er einem zerlumpten alten Weibe weggenommen hat. Das Weib ſpricht zu ihm in Tönen jämmerlichen Flehens. Gewiß und wahrhaftig, fleiſchiger Heinz — fleshy Harry — ich hab's geſchenkt bekommen, von der Unternfrau, der ich helfe; ihr habt ein Herz im Leibe, fleiſchiger Heinz, und ein Einſehen; hätte ich's denn gebracht, wenn es geſtohlenes Gut wäre! Der Schutzmann, der ſich in der Unterſuchung nicht ſtören läßt, giebt es ihr endlich wieder und ſagt: gut für diesmal. Er iſt ein rieſiger Mann, ſtrotzend von blühendem Fleiſch: daher ſein Stichname. Ein ſolcher iſt nöthig an der Stelle, denn wir ſind am ſiebenten Ringe angekommen, den beiden Parallel-Straßen King-street und Charles-street, Drurylane, dem letzten Zufluchtsort des letzten Auswurfs. Sie enthalten nur sodging-Houſes in ihrer ganzen Länge, die von Drurylane bis zu der, wunderlicher Weiſe, hier angeſiedelten Parlamentsbrüderei laufen. Der Schutzmann muſtert mich und das Mädchen. Kennen Sie das Mädchen, Schutzmann? Ja: wo iſt der Junge, der ſonſt mit Dir geht? Er iſt nicht gekommen, Herr. Also, das Kind

nicht lange ausbleiben; was wollen Sie mit dem Mädchen anfangen? Helfen, wenn's geht. Wo ist Ihr „junger Mann“? Das bedeutet nämlich den wachthabenden Aufpasser der geheimen Division — detectives — der Polizei. Wie so? wer sind Sie? was wollen Sie von ihm? Ich zeige eine Karte. Ich danke Ihnen, mit Vergnügen? gehen Sie an die Ecke von Broadstreet und rufen Sie: Bob. Die Karte, die der Schutzmann respectirt, ist nicht die eines Vorgesetzten; es ist nur der Passepartout der Zeitungspresse, der in jedem Lande natürlich so viel gilt, als die Presse selbst und im Lande der persönlichen Freiheit gerade bei der Polizei beinahe mehr als alles Andere gilt, denn noch mehr als die Presse auf die Hülfe der Polizei ist die Polizei dort auf die Hülfe der Presse angewiesen. Also: Bob! Von der andern Seite der breiten dunklen Broadstreet ruft es wieder: Bob; der Ruf wird augenscheinlich weiter gegeben; es muß das Weib gewesen sein, die dort, in der späten Nachtstunde, noch gebackene Kartoffeln oder Kastanien feil bietet. Der Gerufene ist bald da; leise und wie ein Schatten gekommen, und sieht mir wißbegierig ins Gesicht. Haben Sie noch ein offenes Wirthshaus im Bezirk? — Ja gewiß, Herr, dies hier; es ist eines von unseren Häusern. — Seinem leisen Klopfen öffnet sich die Thür. Armes Ding, wieviel mag sie wiegen? — sagt der Detective, im Lichte der Gasflamme des Ladens das Mädchen musternd. Glauben Sie, Herr, daß sie vierzig Pfund wiegt? — Vorläufig wollen wir sie um das Viertel einer kalten Schweinspastete — Fett heizt — und eine Pint Porter — die heizt auch — schwerer machen. Und dann sollen Sie sagen, wo ich sie unterbringen kann, so daß wir wissen, wo sie bleibt, darum war ich so frei, Sie zu rufen. — Das Arbeitshaus ist voll, aber in Charlesstreet sind schon Häuser, da habe ich die Hand drüber. — Es ist aber eine schlimme Straße? — Die schlimmste, Herr; sehen Sie, dies Wirthshaus hier, das am

nächsten daran liegt, das brauchen wir ausdrücklich wegen dieser Straße und wegen Kingstreet. Hier fassen wir nämlich nie einen ab; das wissen sie, und so können sie es nicht lassen, sich hier zu zeigen. In den Straßen selbst geht die Klopfsprache, wie der Telegraph, von einem Ende zum andern, bei Tage und bei Nacht, und macht die Controle sehr schwer. Aber die, auf die es ankommt, können das Trinken nicht lassen, und notiren wir sie hier als anwesend, so wird, wenn auf dem Lande etwas vorfällt, durch deren Londoner Alibi der Kreis derjenigen, die verdächtig bleiben, weil sie nicht notirt sind, schon beträchtlich kleiner. Dies Haus ist im Dienst, und die Hökerin drüben, die mich rief, auch; giebt Auskunft, wo einer von hier aus hingeht. So haben wir die Straße auf allen Seiten umstellt, denn es ist sehr nöthig. Die da drinnen kommen mir vor, als könnten sie nur nicht sterben; als seien es so zu sagen lebendig gebliebene Leichen, die nun nichts als Unfug anrichten. Drin sind, wie gesagt, ebenfalls Häuser unterm Griff; die kennen sie aber schon und gehen nicht hinein; für so Etwas — auf das Mädchen zeigend — sind die nun gut."

Wenn wir nun mit dem „Bullenauge" — der Blendlaterne des Schutzmanns — bewaffnet, die Wanderung durch zwei ganze, nicht kurze Straßen anzutreten haben, hier und da in ein Zimmer hineinleuchtend, welches gestopft voll niedriger schäbiger Betten steht, die voll verkümmerter Gestalten im Zustande der äußersten körperlichen Vernachlässigung liegen, um in einem Einzelfall acuter Obdachlosigkeit zunächst die nöthige augenblickliche Abhülfe zu gewähren, für welche wir kein besseres Haus, bei dem Kleidermangel des armen Kindes, entgegenkommend finden würden; wenn ein ungefährer Ueberschlag, durch den Polizisten bestätigt, uns sagt, daß gleichzeitig, in diesen beiden Straßen allein, 2000 Menschen so gebettet sind, so ist der Eindruck furchtbar genug. Aber wir haben auf unsere

frühere Erinnerung zurückzugreifen: ist es die Größe der Verkommenheit, oder nicht blos die Größe der Stadt, der wir ihn verdanken? Zweitausend unter vier Millionen, das ist so viel als Zwei in einer Stadt von viertausend Einwohnern. Fehlen diese so schlecht gebetteten Zwei in irgend einer solchen Stadt? Verstreut über tausend solcher Städte, werden die entsprechenden Zweitausend unsichtbar, und wer als Einzelner den Einzelnen sieht, glaubt eben nichts, als einen einzelnen Fall, der des Nachdenkens kaum werth ist, vor sich zu haben, *eben weil es nur einer unter zweitausend ist.* In der großen Stadt sind es vielleicht zweitausend, welche die zweitausend sehen, aber, umgekehrt, dabei die vier Millionen vergessen, zu denen sie ins Verhältniß zu setzen sind. Großstädtisches Elend schreit auf zum Himmel — der Oeffentlichkeit; kleinstädtisches und gar ländliches, welches unter allen Umständen, auch den besten, sowohl extensiv als intensiv weit darüber hinausragt, entbehrt des acuten Eindrucks, nicht blos wegen seiner Zerstreuung, welche den einzelnen Fall als zufällig und vorübergehend erscheinen läßt, sondern auch wegen der dabei stets stattfindenden Vermischung der socialen Frage mit der *Culturfrage*, welche den Beobachter ohne sichern Maßstab, und damit ohne festes Urtheil und Bewußtsein läßt.

Aber nicht blos dieser siebente Ring, zu dem uns die Fahrt in die Unterwelt socialer Verkommenheit, wie sie sich in der Form des Obdachs ausdrückt, geführt hat, nein, die ganze Reihenfolge dunkler und dunkler werdender Bilder, welche uns auf der Fahrt begleiteten, von dem Augenblick an, wo die ausgefüllte normale Lebensform hinter uns lag, was bedeutet das Alles, sobald wir uns nur überhaupt ernsthaft an den Vergleich mit dem Ganzen machen? Eine wirthschaftliche Localeinheit von vier Millionen Menschen in 530,000 Häusern — die runden Zahlen reichen aus, wo so große Zahlen einen so kleinen

Quotienten ergeben sollen — das will sagen, daß durchschnittlich auf jedes Haus 7,5 ... Menschen kommen. Der Ueberschuß dieses Quotienten über die durchschnittliche Familiengliederzahl, welche schon selbst in England etwas höher ist, als bei uns, deckt zunächst die bei dem Reichthum Londons so sehr zahlreiche Klasse der Dienstboten; ferner die gewaltige, durch junge Familien, wie ausgeführt, vermehrte Zahl der Bewohner möblirter Zimmer, die Kostgänger der Kost- und Logirhäuser, die Lehrlinge, die in die Familie aufgenommen sind, und die ganze, nicht geringe Bevölkerung der Kost- und Logirschulen, welche mit Kindern aus den Provinzen besetzt sind. Es kommen dazu die Insassen der Alterversorgungshäuser — alms houses — der Innungen und anderer Stiftungen; endlich die im Census einbegriffene, ganz ungeheure Zahl der Gasthofsfremden, die nicht blos in den Gasthöfen zu suchen sind, da auch eine sehr große Zahl der Wirthshäuser und selbst alle Kaffeehäuser Betten bereit halten.

So weit hat also der Ueberschuß mit dem Zurückbleiben hinter der höheren normalen Lebensform, die sich in der abgeschlossenen Hauswohnung ausdrückt, nichts zu schaffen. Es ist auch davon nicht die Rede für den ganzen Theil der Arbeiterbevölkerung, bei welchem die abgeschlossene Hauswohnung nur deswegen nicht erscheint, weil entweder die junge Familie sich dazu noch vorbereitet, oder weil Rücksicht auf die Lage der Werkstatt, verbunden mit der Ausnutzung größerer Häuser, die ihre ursprüngliche Bewohnerschaft eingebüßt haben, das Verhältniß der Vermiethung unmöblirten Wohnungsgelasses herbeigeführt hat. Die Abgrenzungslinie ist aus der Statistik nicht zu ermitteln; persönliche Umschau lehrt aber bald, daß der größte Theil des Ueberschusses, den die durchschnittliche Menschenzahl des Hauses über die durchschnittliche Familiengliederzahl zeigt, auf Rechnung dieses, hinter der normalen Lebensform nicht

zurückbleibenden Theiles der Bevölkerung zu setzen ist. Auch von dem Reste hat derjenige Procentsatz, den der irische, jüdische und sonstige fremde — auf den Culturunterschied gegründete — Pauperismus davon bildet, sowie diejenige Verarmung, die ein künstlich zwischen Leben und Sterben erhaltener Industriezweig uns aufwies, nichts mit der Schwierigkeit gemein, der höheren normalen Lebensform, der abgeschlossenen Hauswohnung zu genügen. Es bleibt daher bestehen, daß diese Aufgabe, welche sich das Englische Volk gestellt, oder die es vielmehr niemals aufgegeben hat, selbst in der größten Stadt des Landes, die zugleich die größte Stadt der Welt ist, im Wesentlichen erreicht ist, und keine viel namhafteren Ausnahmen zurückläßt, als auch da noch übrig bleiben, wo man sich, im Uebergange zur Kasernirung, soweit es die Familienwohnung betrifft, einer niedrigeren normalen Lebensform anbequemt hat.

XXXV.

Das Londoner hohe Westend. Der Vorstadtkranz. Squares, Commons und Parks.

Steigen wir nun aus dem Abgrunde wieder empor, und zwar hinauf auf die höchsten Sprossen der socialen Stufenleiter, um auch dort noch kurze Umschau zu halten. Kurz ist in London der Weg von St. Giles nach St. George, aber der sociale Contrast — Douglas Jerrold hat ihn unter diesen Namen, die für jeden Londoner schon Alles sagen, geschildert — ist der größte auf der Erde. Noch bewegen wir uns in dem innern Stadtkörper, den das Normalhaus ausschließlich füllt, sogar noch das alte rauchgeschwärzte Normalhaus aus dem vorigen Jahrhundert. Aber westlich von Regentstreet ist auch nur vom leisesten Beginn des Verfalls hinter seinen schwarzen Mauern nicht mehr die Rede. Mit Ausnahme der scharf herausgeschiedenen Verkehrsstraßen ist alles Wohnsitz der höchsten Gesellschaftsklassen; auch das möblirt vermiethete Wohnungsgelaß hat nichts mit jungen Familien, welche Kräfte sammeln, sondern nur mit dem Bedürfniß dessen, was in England der Adel ist — landed gentry and nobility — für die Dauer der Parlamentssitzung und der Gesellschaftssaison zu thun. In immer steigender Pracht, die sich aber mehr im Innern als an der Außenseite des Hauses entfaltet, geht es so fort bis an den Green-Park und Hydepark. Nördlich und südlich vom Hydepark befinden sich die modernen Fortsetzungen des vornehmen Westendes, südlich die vornehmste, Belgravia, an welche sich jetzt noch weiter südlich, in Pimlico,

er kann sie aber auch dem Miether auflegen — repairing lease — und danach bemißt sich natürlich der Miethspreis. Die Reparaturkosten sind namhaft, denn Alles soll stets neu und reinlich sein. Der Anstrich, so weit derselbe in Anwendung kommt, wird jährlich erneut, die Tapezierung alle sieben Jahre. Das Haus kann auch in einem Amortisationsvertrage, der dem Lehnsvertrage hinzugefügt wird, im Wege der Abschlagszahlung gekauft werden, und dies geschieht immer häufiger. Auf diese Weise kann das Haus allein, für 99 Jahre, ohne den Grund, auf dem es steht, und für den die Rente zu tragen bleibt, gekauft werden, oder wo kein Erbschafts- oder vielmehr Heirathsvertrag und kein Besitztitel zur todten Hand entgegensteht, kann es auch mit dem Grunde, als Freibesitz — freehold — gekauft werden. Auch dies geschieht immer häufiger. Noch ist zu bemerken, daß der Fortschritt in der innern Entwickelung des Hauses am allerwenigsten zur Vermehrung der Zahl der Gesellschaftszimmer, welche bei uns eine so große Rolle spielt, geführt hat. Große geräuschvolle Geselligkeit — die Abfütterungsmethode — ist immer mehr aus der Mode gekommen. Man überläßt dem höchsten Adel, der politischen Gesellschaft, gern das Monopol derselben. Dagegen hat die Institution der Eisenbahn — die wichtigste unserer Zeit, die nirgends und in keiner Richtung die socialen Dinge lassen wird, wie sie bisher waren — zur Folge gehabt, daß die Sitte des Logirbesuchs, wie es der Berliner nennt, immer mächtiger um sich greift. In einem gewissen Lebensalter verbringen die Töchter aller Stände, einen gar nicht geringen Bruchtheil selbst der arbeitenden Klasse nicht ausgeschlossen, das halbe Jahr auf Logirbesuch bei Freunden in der Provinz, ja selbst nur in einem andern Stadtviertel der Hauptstadt. Es ist der Weg, auf dem sich für sie die entscheidenden Lebensbekanntschaften anknüpfen. Dies hat natürlich ein beständiges Wachsthum der Zahl der Schlafzimmer beim

Neubau zu Folge. Die abgeſchloſſene Hauswohnung, welche die Zimmer auf die Stockwerke vertheilt, giebt ſich dazu vortrefflich her. Ineinanderlaufende Schlafzimmer ſind eine grenzenloſe Unbequemlichkeit.

Die Bewohnerſchaft der Villen beſteht keineswegs überwiegend aus Rentnern, wie ein feſtländiſcher Beobachter auf den erſten Blick zu vermuthen wohl geneigt iſt. Rüſtige Thätigkeit in allen Zweigen des wirthſchaftlichen Lebens geht von ihnen ſo gut als von den Cottages aus. Den Unterſchied zwiſchen beiden bildet nur der größere oder geringere Ertrag der höher oder der niedriger ſtehenden Thätigkeit, wie ihn Intelligenz und vor allem Willenskraft und Unternehmungsmuth in der Welt überhaupt differenciren. Wenn die Morgenbriſe den Rauch des Frühſtücks weſtwärts verweht, und bei der Trennung der Arbeitsſtätte von der Wohnung Mann und Weib ihrem verſchiedenen Berufe nachgehen, gewähren die Roads der Vorſtädte ein wirthſchaftliches Lebensbild, das immer neu feſſelt. Stadtwärts geht, zu Fuß, im Omnibus, im Straßenwagen, oder auch — aber ſelten, faſt nur bei ganz alten Herren — in der eigenen Equipage, endlich in neuerer Zeit immer mehr, auch neben der Road, auf den binnenſtädtiſchen Eiſenbahnen, ja, auf den großen Bahnen bis von weit entlegenen Stationen her, mit dem Abonnementsbillet bewaffnet, der Strom der Männer, je früher die Stunde, deſto jüngeren Alters und beſcheidenerer Lebensſtellung, ein Flor hochaufgeſchoſſener, breitſchultriger Geſtalten, mit blühender Geſichtsfarbe, und feſtem fröhlichen Geſichtsausdruck, welche gehen, ihr Theil am volkswirthſchaftlichen Herzſchlag der Welt, der in der City pulſirt, zu übernehmen. Erſt um 6 Uhr Nachmittags ſieht das Haus ſie wieder, zum Mittagbrod. Gleichzeitig beginnt und währt die ganze Zwiſchenzeit hindurch, die Bewegung der Frauen im Vorſtadtkranze ſelbſt, wo ſie die Läden der Marktſtraßen zu durchmuſtern gehen — shopping — einander Beſuche

abſtatten — giving a call — oder mit dem Buche in der Hand einſame Feldwege aufſuchen, in denen wohl hier und da ein junges Mädchen mit der Skizzirmappe vor einer krauſen Eiche ihren Sitz genommen hat, oder eine ganze Schaar noch jüngerer auf dem Gemeindegrün — common — mit Pfeil und Bogen nach Strohſcheiben ſchießt, die mit buntem Leder überzogen ſind, oder den Federball mit dem Brett ſchlägt. Weiter hinaus, wo die Einſamkeit ſchon zu groß, wo die Villa ſich hinter Mauern birgt, deren Kopf Glasſcherben trägt, und im allmählichen Uebergang ſich in den Landſitz verwandelt, wo das Gemeindegrün zur weiten Gemeindehaide wird, wo den Omnibus der ſtattliche Hauderer — stage coach — erſetzt, und ſtatt des ſtädtiſchen Wirthshauſes der alte braune Landgaſthof, mit dem gemalten Schilde auf dem Poſten an der Straße gar behaglich zu ſich hineinwinkt, verſchwindet die Spaziergängerin, die Begegnung des wandernden Handlangers — tramp — ſcheuend, dafür aber ſendet der ſchattige Baumgang des Landſitzes die Reiterin, welche in Sicherheit vom Sattelſitz herabſchaut auf die Haide hinaus, oder die Frauenhand ſchwingt die Peitſche vom offenen Sitze der Korbkaleſche, vor welcher die Traberſtute oder der Pony aller Verfolgung ſpottet.

So alſo ſieht London aus, die allergrößte Stadt, die nichts deſtoweniger den Bruch mit der ländlichen Sitte der abgeſchloſſenen Hauswohnung im Gartengrund nicht vollzogen hat, ſondern umgekehrt, von der Abweichung davon, welche im vorigen Jahrhundert und im Anfang des jetzigen im Normalhaus in gewiſſem Grade ſtattfand, jetzt mit verdoppeltem Eifer zur Annäherung an die ländliche Sitte zurückkehrt.

Der grüne Vorſtadtkranz, im Norden ziemlich raſch bergaufſteigend, auch im flacheren Süden ſchließlich die Hügelkette der Grafſchaft Surrey erreichend, giebt der Stadt durch die zahlloſen Gärtchen vor wie hinter den Häuſern den am meiſten

hervorstechenden Zug ihres Charakters. Für Pflanzengrün ist aber überall in London gesorgt und man hört in der Stadt wohl die Behauptung, daß es keine einzige Stelle in ihrem ungeheuren Häuserconvolut gäbe, von welcher aus kein Baum sichtbar sei. Dies klingt fast verblüffend, und doch kann ich sagen, daß, mag ich, der wirklich an all ihren Stellen gewesen ist, mein Gedächtniß anstrengen, so viel ich will, ich wirklich mich keiner solchen Stelle erinnere. Mitten in der City, in Cheapside selbst, unbedingt der von Fuhrwerk belebtesten Straße der ganzen Welt, steht noch vor einem Hause in der Straße, in welcher sich die Goldschmelze befindet, ein hoher Baum. Viel dazu thun die kleinen Friedhöfe bei den zahlreichen Kirchen der City und aller älteren Stadttheile, dann thun es aber auch die Squares, welche, wie ich glaube, noch niemals gezählt sind, aber sich schon auf Tausende belaufen müssen. Es sind Plätze mit einem umgitterten Rasenfleck in der Mitte, malerisch mit Bäumen bepflanzt, zuweilen mit Standbildern versehen, welche allerdings vom Rauche bös geschwärzt sind, von namhafter Größe herunter bis zur winzigsten Kleinheit. Die Bewohner der das Square umliegenden Häuser haben sämmtlich den Schlüssel zu dem umgitterten Rasenfleck und schicken bei schönem Wetter ihre Kinder, niemals ohne Aufsicht eines Kindermädchens, hinein. Das Straßenpflaster vor den Häusern trennt dieselben von dem Rasenfleck des Squares; aber in neuerer Zeit sind auch Squares nach einem andern System angelegt worden, welches mir als das viel bessere und als sehr zukunftsreich in allen strebsamen Großstädten erscheint. Bei ihnen stoßen die Häuser, mit ihren von einander getrennten Hintergärtchen, unmittelbar an den gemeinsamen Rasenfleck, welcher im Innern des Häuservierecks liegt und Banken enthält. Hier kann Niemand zu dem Rasenfleck hinein, oder aus demselben heraus, als durch den Privatgarten, durch den Flur, und durch die

Straßenthür eines dazu gehörigen Hauses. Die Sicherheit für die Kinder ist also hier noch größer. Auch kann der im Innern gelegene Rasenfleck, ohne den Anblick auf den Straßen zu schädigen, zum Wäschetrocknen benutzt werden, wenn auch hiervon gewöhnlich im rauchigen London in sofern Abstand genommen wird, als die Trocknung im rotirenden, durchlöcherten Cylinder, statt in freier Luft eingeführt ist. Bei beiden Arten von Squares können die Kinder und die Dienstmädchen in ihrer Begleitung von den Häusern aus beständig beobachtet werden, das eine Mal aus den vorderen, das andere Mal aus den hinteren Fenstern.

Was die Squares für eine bestimmte Gruppe von Häusern, sind die öffentlichen Parks für ganze Stadttheile. In sie steht Jedermann der Eintritt frei, obgleich sie ebenfalls umgittert sind und Abends, wenn es dunkelt, ganz geschlossen, und erst Morgens, wenn es hell wird, wieder eröffnet werden. Folgende Parks sind jetzt besonders zu erwähnen. Zuerst die drei Parks im vornehmsten Theile des Westendes, einer an den andern stoßend, und einen Spaziergang bildend, von Whitehall, wo sämmtliche Ministerien liegen und das Parlamentshaus sich ganz in der Nähe befindet, bis nach dem Sommerschlosse und Garten von Kensington. Es sind, in der Reihefolge von Osten nach Westen, Jamespark, Greenpark (der schönste), Hydepark, und, an diesen stoßend, der ebenfalls öffentliche Kensington-Garten. Weiter nördlich, aber immer noch im Westende, befindet sich der große Regentspark, mit Einschluß des botanischen und zoologischen Gartens, und, an diesen Park stoßend, das grüne Feld des Schlüsselblumenhügels (Primrose hill). Mitten in den nordöstlichen Stadttheilen befindet sich die jüngere Schöpfung des Victoriaparks. Jenseit der Themse, entsprechen im Südwesten die ebenfalls jüngere Schöpfung des Batterseaparks am Oberlaufe des Flusses, und im Südosten, am Unterlaufe des Flusses,

der mit gewaltigen Bäumen geschmückte Park von Greenwich, dem großen öffentlichen Bedürfniß. In der Mitte der südlichen Stadttheile befindet sich auch noch der kleine öffentliche Park von Kennington, einst eine Common oder Gemeindeweide.

Die Gemeindeweiden oder die Commons thun dieselben Dienste, wie die öffentlichen Parks, nur daß sie nicht wie diese, umgittert und des Nachts geschlossen sind, und deswegen bis jetzt arm an Baumpflanzungen blieben. Wo die Gemeindeweiden auch mit Haidekraut bestanden sind, heißen sie eben Haiden. Zu erwähnen sind die berühmte Haide von Hamstead, im äußersten Nordwesten, mehr als 1000 Fuß hoch über dem Meere, mit schönen Fernsichten. Ferner die schwarze Haide (Blackheath), welche hinten an den Greenwichpark stößt. Die Gemeindeweide der Vorstadt Peckham ist ein Hauptsammelplatz der weiblichen Bogenschützen. Die Gemeindeweiden von Clapham, von Tooting, von Streatham, von Wandsworth, von Wimbledon, von Putney, sämmtlich in den südwestlichen Vorstädten, Wimbledon am meisten von den freiwilligen Büchsenschützen aufgesucht, bilden große Reize dieser Vorstädte. Es folgen nun noch die Parks, welche mit besonderen Instituten verknüpft sind, oder mit Vergnügungs-Anstalten, welche für Eintrittsgeld zugänglich sind. Dahin gehören der großartige Park des Krystallpalastes mit Wasserkünsten, welche diejenigen von Versailles weit übertreffen, und der Insel mit den in Ton nachgebildeten, vorsündfluthlichen Riesenthieren, der Park der Gesellschaft für Gartenpflege mit der immerwährenden Weltausstellung in der Vorstadt Kensington, der Surreygarten in der Mitte der südlichen Stadttheile mit einem großen Glaspalaste für billige Concertaufführungen, u. s. w. Grün, üppiges Grün ist überall und währt, bei der hochausgebildeten Kunst, zu welcher man es in Behandlung des Rasens gebracht hat und der Vorliebe für Anpflanzung immergrüner Bäume aus allen Welttheilen, auch den ganzen Winter

hindurch. Fast kann man London, auch es nur äußerlich beschreibend, die immergrüne Königin der Millionenstädte nennen.

Weiter hinaus liegen die großen königlichen Parks von Richmond und Windsor, jeder von beiden fast eine Quadrat-Meile groß. Ihre landschaftlichen Reize sind sehr groß. Für London sind sie, was die Parks von Versailles, St. Germain und Fontainebleau für Paris, was die Thäler des Wienerwaldes für Wien, was die Potsdamer Schloßgärten für Berlin. Der Strom zu ihnen, im Dampfschiff und auf den Eisenbahnen aus der Stadt, ist beständig und groß, und schwellt besonders an Sonntagen an. Aber da thut er es auch nach dem fernsten Theile des Landes. Das Leben Londons breitet sich aber viel mehr im ganzen Lande aus, als dies bei irgend einer andern Millionenstadt der Fall. Die Grenze muß hier gezogen werden.

XXXVI.

Das Britiſche Muſeum.

Unter den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Sammlungen Londons nimmt das Britiſche Muſeum die erſte Stelle ein. Von einer künſtleriſchen Sammlung darf man übrigens hier kaum ſprechen. Unter ſeinen drei Abtheilungen, der Sammlung ausgeſtopfter Thiere, der Reichsbibliothek und der Sculpturenſammlung könnte doch höchſtens die letztgenannte auf den Namen einer Kunſtſammlung Anſpruch machen, und ſie kann es nicht, weil ſie durchaus nicht als ſolche behandelt iſt. Nur im Intereſſe der allgemeinen Culturgeſchichtsforſchung und in Verbindung mit der Architektur, kommt hier die antike Sculptur zur Vertretung; was älter und ſeltener, wird als wichtiger behandelt, denn dasjenige, was ſchöner iſt.

Schon in ſeiner Entſtehung unterſchied ſich das Britiſche Muſeum von allen Feſtländiſchen. Ein Privatſammler, Sir Hans Sloane, bot in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſeine Sammlungen dem Parlament zum Kauf an für 20,000 Pfund Sterling und es erwarb ſie. Alſo während die öffentlichen Sammlungen des Feſtlandes zuerſt von den Landesherren angelegt, und entweder von ihnen geſchenkt oder ihnen durch Revolutionen weggenommen wurden, bildete in England die Privatſammlung und die parlamentariſche Bewilligung die Grundlage. Für alle drei Abtheilungen des Muſeums ward dies Verfahren dann fortgeſetzt, unter Zutritt von Geſchenken, bei welchen ſich freilich auch ſolche des Königs befanden. Syſtematiſche

Ordnung konnte dabei erst später hineinkommen, wie etwa in die Sammlung der Englischen Rechtssatzungen selbst. Aber die Ausbreitung sammelnder Engländer über die ganze Welt, welche mit dem politischen Vordringen des Landes seit dem siebzehnten Jahrhundert und seinem steigenden Reichthum Hand in Hand ging, sorgte dafür, daß den Sammlungen des Britischen Museums reichhaltigerer Stoff zugetragen wurde, als irgend welchen anderen. Besonders die naturwissenschaftlichen Sammlungen und die archäologische Sculpturensammlung hatten anfangs den Vortheil davon. Während Napoleon sich auf seiner Egyptischen Expedition befand und dort für die Sammlungen des Louvre sorgte, benutzte Lord Elgin, außerordentlicher Gesandter Englands bei der Pforte, das brennende Bedürfniß der Türkei nach dem Beistande Englands, um vom Sultan zwei Firmans zu erhalten, durch welche die Wegschaffung der Sculpturen des Parthenon und aus Griechenland überhaupt verstattet wurde. Sie wurden dann vom Parlament Lord Elgin für 31,000 Pfund Sterling abgekauft, wahrscheinlich wenig mehr, als ihm die Herabnahme, Ausgrabung und Herüberschaffung nach England gekostet hatte. Ein eigentliches Geschäft daraus konnte er, als Gesandter, eben nicht machen. Derselbe Zug Napoleons nach Egypten brachte aber noch eine andere Beute für das Britische Museum. Das Französische Kriegsschiff, auf welchem sich der zweisprachige Stein von Rosette befand, durch den die Entzifferung der Hieroglyphen zuerst theilweise gelang, ward von den Engländern im Mittelländischen Meere angegriffen und genommen. Der Stein wanderte in das Britische Museum, und ist noch darin. So kam Gough in London dazu, noch viel früher, als Champollion in Paris, über die Richtung mit Erfolg nachzudenken, in welcher die Entzifferung der Altegyptischen Schrift noch am wahrscheinlichsten Erfolg haben werde.

Schon früh schlossen sich also an die bedeutenden Griechischen

Erwerbungen des Britiſchen Muſeums, die Marmorſculpturen der Akropolis, die phigaliſchen, die äginetiſchen auch ein Anhang ſeiner Aegyptiſchen Erwerbungen, und zwar gleich die allerwichtigſte an, welche von einem Sieger, welcher ſie mit kämpfender Hand gewaltſam nahm, wiederum mit kämpfender Hand gewaltſam genommen wurde. Ein Kampf um eine Ueberſetzung! Jetzt gehören die Aegyptiſchen Alterthümer des Britiſchen Muſeums, unter welchen ſich der Sarg des Königs Menke-Ra aus der dritten Pyramide, der älteſte Sarg der Erde, befindet, zu den großartigſten Aegyptiſchen Sammlungsſtücken, die es giebt. Noch mehr aber zeichnet ſich das Britiſche Muſeum durch ſeine Aſſyriſchen Erwerbungen aus Niniveh, und durch die Grabdenkmale Lydiſcher, Phrygiſcher, Lyciſcher und Xanthiſcher Herkunft aus Kleinaſien aus. Bei all dieſen, in anderen Muſeen kaum vertretenen archaiſtiſchen Denkmalen, unter denen ſich der Basreliefſchmuck des echten Mauſoleums des Königs Mauſolus befindet, hat man Gelegenheit, ſich von der, unter allen Klaſſen der Engländer verbreiteten archäologiſchen Bildung und von der Theilnahme an archäologiſchen Forſchungen zu überzeugen, welche jetzt die ganze Bevölkerung Londons, auch einen großen Theil der arbeitenden Klaſſen, durchdringt.

In der Sammlung der Aſſyriſchen Alterthümer haben wir alsbald hiervon ein Beiſpiel. Zwei Arbeiter, kenntlich an ihrem Anzug, wie an ihrer Unterhaltung, ſtehen vor einem der koloſſalen Löwen in Relief, mit welchem die Aſſyrer in ihren Paläſten die Ecken ausſchmückten, ſie aus dem Bauſtein herausmeiſelnd. In der Vorderanſicht iſt der Löwe dargeſtellt, auf den ſtehenden Vorderfüßen aufgerichtet. In der Seitenanſicht, um die Ecke herum, iſt er ſtreitend dargeſtellt. Dabei iſt der Vorderfuß, welcher ſich unmittelbar auf der Ecke befindet, auch in dieſem Sinne benutzt. Aber der zweite Vorderfuß, deſſen Vorderanſicht für den Beſchauer von der Seite verdeckt iſt, iſt

auf der Seitenansicht beim Schreiten nach hinten gesetzt, nun noch einmal im Relief dargestellt. Nun, wir Alle kennen ja dies aus unseren eigenen Abgüssen. Der stehende Löwe zeigt zwei, der schreitende vier Beine, und dabei ist das Eckbein von doppelter Geltung, nach vorn, wie nach der Seite. Der Löwe hat also fünf Beine, von der Ecke aus betrachtet.

Tief nachdenkend untersuchen ihn die beiden Arbeiter, unablässig um die Ecke herumtretend.

„Man sollte ihn entweder nur von vorn, oder nur von der Seite betrachten", sagt Tom zu Jack. „Wäre das zurückgesetzte Bein auf der Seite weggelassen worden, weil es vorn stehend schon dargestellt ist, so hätte er, von der Seite aus gesehen, nur drei Beine."

„Von vorn sieht man aber gar nichts von den beiden Hinterbeinen", sagt Jack zu Tom. „Wären sie in der Vorderansicht noch einmal sichtbar gemacht, so hätte der Löwe zusammen sieben Beine."

„Fünf Beine, drei Beine, sieben Beine, und niemals vier", rief Tom. „Ja ja, mein guter Sardanapal, da saßen wir in der Klemme (in a fix)."

„Aber es braucht auch Niemand einen Löwen im Eck anzusehen", sagt Jack.

„Da hast du recht", sagt Tom. „Sieh nur, wie viel Leute vorübergehen und merken gar nicht, daß der Löwe fünf Beine hat. Und klüger, als wir Erfinder, brauchten die Assyrier nicht zu sein. Sie haben den Löwen so gemacht, als wäre er das eine Mal von vorn, das andere Mal von der Seite photographirt worden.

„Richtig", sagt Jack. „Es sind also zwei Löwen und jeder hat drittehalb Beine."

„Nein, jeder hat drei für sich und eins haben sie gemeinschaftlich", sagt Tom. „Darin steckt der Fehler. Sie haben also jeder viertehalb Beine."

So scherzhaft unterhalten sich aber auch die Arbeiter im Museum nicht immer, sondern es kommt oft bei ihren Unterhaltungen zu Tage, daß Grote, Rawlinson, Layard, Smith u. s. w. im allerweitesten Kreise und keineswegs nur von der glücklich situirten Minderheit gelesen werden. Die zahllosen „Litterary Institutions", „Birkbeck Institutions", „Working Man's Librarys u. s. w. haben wesentlich hierzu beigetragen.

Eine der schönsten Sammlungen des Museums, die der Großgriechischen und Etruskischen Thongefäße, ward bekanntlich vor etwa dreißig Jahren durch einen Wahnsinnigen, Namens Lloyd, der ihr schönstes Stück, die Portlandvase, in Stücke zerschlug, mit einem unersetzlichen Verluste bedroht. Die Kostbarkeit des Stücks scheint ihn wie mit einem Schwindel gepackt zu haben. Es ist gelungen, sie so zusammenzukitten, daß die Sprünge nicht mehr sichtbar sind. Jetzt steht sie im verschlossenen Raume, und ein Bedienter ist dabei, wenn sie ein Besucher besichtigt. Der „Brunnen" ist also nun zugedeckt.

Die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Museums werden weniger benutzt, als diejenigen des Pariser Pflanzengartens, aus welchem Grunde, bin ich außer Stande zu sagen, denn reichhaltig, für alle möglichen wissenschaftlichen Zwecke sind sie genug. Vielleicht kommt es dieser Art Sammlungen in Frankreich zu Statten, daß die Franzosen, welche unermeßlich viel weniger von der weiten Welt zu sehen bekommen, als die Engländer, neugieriger sind als diese.

Desto stärker benutzt wird die Bibliothek des Museums. In Folge der reichen Jahreseinnahme, welche für dieselbe in neueren Zeiten vom Parlament bewilligt worden ist, dürfte diese Sammlung jetzt, mit mehr als anderthalb Millionen Bänden, die

umfangreichste Bücherſammlung der Welt ſein, wenn auch nicht die reichſte an ſeltenen Manuſcripten, die vorzüglich in Rom, Paris, Wien und München zu ſehen ſind.

Die Bibliothek des Muſeums verdankt ihre Popularität hauptſächlich ihren verſtändigen und gerechten Einrichtungen und Geſetzen. Es werden keine Bücher aus ihr, unter keinen Umſtänden verliehen. Alle Bevorzugung, welche einem berühmten Gelehrten gewährt werden darf, beſteht darin, daß es ihm erlaubt wird, an einem beſonderen Tiſche für ihn in dem Saale ſeines Faches zu arbeiten, und die Bücher ſelbſt herabzunehmen, ſtatt auf den allgemeinen Leſeſaal verwieſen zu ſein. Es ſind alſo alle Bücher ſtets vorhanden und zu haben und werden nicht, wie bei uns, von den Univerſitätsprofeſſoren, welche vielleicht funfzig Nummern auf einmal bei ſich im Hauſe haben, dem Fleiße jüngerer Leſer entzogen. Um Zutritt in das allgemeine Leſezimmer zu erlangen, genügt ein Brief an die Curatoren, welche, wie wir noch ſehen werden, von keinem ſocialen Unterſchied und keinem Amtsvorrechte etwas wiſſen dürfen. Der allgemeine Leſeſaal aber wird in England häufig, und zwar mit Recht, der Gelehrtenhimmel genannt. Es iſt ein kreisrunder Saal, überwölbt mit einer Kuppel, welche genau dieſelbe Spannweite hat, wie diejenige des Petersdomes in Rom, während beide nur die antike Kuppel des Pantheon in Rom mit drei Fuß größerer Spannweite über ſich haben. Die breiten Tiſche ſind ſternförmig zuſammengeſtellt und an demſelben befinden ſich breite, höchſt bequeme, gepolſterte und mit rothem Leder überzogene Rollſeſſel. Statt des Teppichs iſt der Boden mit einer dicken Kautſchukdecke belegt. Der Katalog, nach Gegenſtänden, wie nach Verfaſſernamen geordnet, läuft in Tauſenden von Bänden unten um den ganzen Saal. Er iſt ſo eingerichtet, daß die Titel neuangeſchaffter Werke beſtändig durch Einkleben nachträglich eingeſchoben werden können. Ueber

dem Katalog befindet sich ringsum ein schmaler Tischvorsprung und über diesem, immer ringsum, die Schränke mit allgemeinen Nachschlagewerken, Wörterbüchern, Encyclopädien, Geographien, Atlanten. Eine zahlreiche Dienerschaft ist beständig gegenwärtig, und das allgemeine Lesezimmer täglich geöffnet, so lange das Tageslicht dauert. Immer ist es gefüllt, etwa zu einem Drittel mit Damen, für welche ein besonderer Kreisausschnitt zurückbehalten ist. Die Zulassungskarte gilt für ein halbes Jahr und muß dann erneuert werden.

Die gewünschten Bücher schreibt man jedes auf einen besondern Zettel. Was ich kannte, habe ich niemals im Katalog erst gesucht, sondern frischweg aufgeschrieben und stets erhalten, und zwar stets rasch erhalten, was ich zu haben wünschte. Man bekommt den Eindruck, daß eben Alles vorhanden ist, wenigstens alles in den letzten Jahrhunderten Gedruckte, in allen denkbaren Sprachen.

Nun, zum Schlusse, ein räthselhaftes Bild aus dem allgemeinen Lesesaal.

Lange war mir ein großer, ziemlich junger Mann, mit sehr großem Kopfe aufgefallen, der jeden Tag, von Morgen bis Abend, eifrig las. Er war im Anzuge durchaus schmutzig und zerlumpt, so daß man erstaunt war, einen so herabgekommenen Menschen im Lesesaal der großartigsten Bibliothek auf Erden zu sehen, und noch dazu in England, wo man im Anzuge so peinlich ist. Nur auf den Straßen begegnet man dort solchen abscheuerregenden Gestalten; dies aber, allerdings, durchaus nicht wenig. Einst begegnete ich demselben jungen Menschen draußen in der Dämmerungsstunde. Er trug eine Korbkiepe auf dem Rücken und sammelte Lumpen und Papier aus den Gossen. Nicht leicht erlaubt man sich in England, irgend wen über irgend wen auszufragen, wenn man von dem letzteren nicht ausdrücklich dazu ermächtigt ist. Jetzt fragte ich aber

einen der Bibliothekare, wer dieſer Menſch ſei, und wenigſtens was er läſe. „Es iſt ein Welſchmann (Walliſer)“, war die Antwort. „Mit ſeinem Chriſtennamen heißt er O...; aber mit ſeinem welſchen Bardennamen heißt er: die klagende Harfenſaite. Es iſt ein berühmter welſcher Barde und hat, als das Criſteddrod (welſche Sängerfeſt) hier in London ſtattfand, einen Dichterpreis auf demſelben gewonnen. Hier lieſt er nichts als keltiſche Alterthümer. Mr. Prichard hat ihn einſt empfohlen.“ Dies war die Auskunft, die ich erhielt. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht. Ich glaube, an den Reizen der Muſeumsbibliothek, die den Menſchen ſo leicht nicht wieder los laſſen, geht Mancher zu Grunde, weil er für erwerbende Thätigkeit unbrauchbar gemacht wird.

XXXVII.

Sonſtige Sammlungen und öffentliche Unterhaltungs- und Bildungsanſtalten in London.

Im Ganzen kann man ſagen, daß die Engliſche Millionenſtadt, auf dem Gebiete öffentlicher Sammlungen und Ausſtellungen, jetzt Alles bietet, was ähnlicher Art in den feſtländiſchen Millionenſtädten zu finden iſt, obgleich weit mehreres darunter den Stempel privater Unternehmung oder der Unternehmung durch gemeinnützige Geſellſchaften trägt. Dies gilt vom zoologiſchen Garten im Regentspark, dem vornehmſten Garten dieſer Art in Europa, welcher ebenbürtig neben ſich nur den älteſten, den von Amſterdam, und jetzt auch den Berliner hat. Ein botaniſcher Garten befindet ſich nahe bei dieſem ebenfalls im Regentspark und ein großartigerer, mit ſchönen Gewächshäuſern, in Kew bei Richmond an der Themſe. Indiſche Sitte, Tracht und Kunſt, in Verbindung mit einer ethnographiſchen Sammlung aus Oſt-Aſien überhaupt, iſt in einem beſondern Muſeum vertreten, welches aus dem Hauſe der Oſtindiſchen Geſellſchaft in der City jetzt in das ſtattliche Gebäude des Indiſchen Regierungsamts nahe den Parlamentshäuſern übergegangen iſt. Die Sammlung von Gemälden aus der klaſſiſchen Zeit der Italieniſchen und Niederländiſchen Malerei in der Nationalgallerie auf Trafalgar-Square hat ihre Laufbahn zu ſpät angetreten, und kann neben den großen Gallerien des Feſtlandes keine Rolle ſpielen. Die dem Engliſchen Volke mehr als anderen Europäiſchen Völkern eigenthümliche Concentration auf ſich ſelbſt und

seine eigenen Leistungen hat dafür gesorgt, daß auch die Englische Malerei des vorigen Jahrhunderts — eine ältere, die der Rede werth wäre, gab es nicht — von Hogarth an ausgiebig in dieser Sammlung vertreten ist. Sogar aus diesem Jahrhundert haben Englische Gemälde Aufnahme gefunden, wie das allerdings großartige Landschaftsbild Turner's, die Erbauung von Karthago, welches er der National-Gallerie unter der Bedingung vermachte, daß es zwischen zwei Claude Lorrain's aufgehängt würde. Mit dieser Herausforderung hat er aber weiter nichts zu Stande gebracht, als daß dem Beschauer recht deutlich zum Bewußtsein gebracht wird, wie Turner auf Claude Lorrain steht, ebenso, wie auch Claude Lorrain auf Salvator Rosa stand. Die neueste Englische Malerei kämpft um Triumphe und Preise nicht blos in der jährlichen Ausstellung der Königlichen Akademie der Malerei in Piccadilly, sondern auch in den gleichfalls jährlichen Ausstellungen von zwei großen Gesellschaften für die Malerei in Wasserfarben, welche in England besonders in Aufnahme gekommen und hoch ausgebildet worden ist. Der präraphaelische Kunstgeschmack, zuerst durch den großen Schriftsteller im baugeschichtlichen Fach, Ruskin, ins Leben gerufen, ist jetzt, nach ziemlich kurzem Lebenslaufe dieser bloßen Mode, im Aussterben. Eigentlich bestand er in vollständiger Verzichtleistung auf alle Landschaftsmalerei, wie sich dieselbe weniger seit Raphael als seit Tizian ausgebildet hat, die Effecte zusammenfassend und in ihrem Ersatz durch saubere Ausführung der einzelnen Pflanzen u. s. w., als ob dieselben als Illustrationen zu einem botanischen Werke dienen sollten. Eine Zeit lang hatte die feurige und eindrucksvolle Schreibweise Ruskins dieser präraphaelischen Schule auf dem Gebiete der Geschichtsmalerei fast zur Alleinherrschaft verholfen. Ihre Anhänger betrachteten sich als eine Art von esoterischem Freimaurerbund, wie etwa heute bei uns die Anhänger der musikalischen Com-

positionsweise Wagner's, zeichneten alle ihre Bilder mit dem Buchstaben P. B. — präraphaelischer Bruder — und erklärten alle Malerei von der Zeit der Renaissance bis zu ihrem eigenen Auftreten für eine künstlerische Verirrung, welche die Welt vergessen müsse, und deren sie sich zu schämen habe. Dauerhafter ist die Einwirkung Ruskin's auf die Englische Architektur gewesen. London strotzt bis heute von Beispielen dafür. Hauptsächlich durch sein schriftstellerisches Wirken ist die Rückkehr zum romanischen und zum gothischen Baustile durchgesetzt worden, welche den Neubauten in London und in England überhaupt vorzüglich dadurch zugute gekommen ist, daß der Renaissancestil, für welchen die Englischen Architekten alles Verständniß verloren zu haben scheinen, durch diese Rückkehr fern gehalten worden ist.

Außer solchen Kunstsammlungen, wie sie auch in den festländischen Großstädten zu finden sind, giebt es aber auch in London die neue Form, welche zuerst im Jahre 1852 durch Verpflanzung des Paxton'schen Krystallpalastes aus dem Hydepark auf die Hügelkette der Grafschaft Surrey bei Sydenham ins Leben gerufen worden ist. Die Verpflanzung ward dadurch ermöglicht, daß die Einnahme aus dem Eintrittsgelde der Weltausstellung ziemlich beträchtlich die Ausgabe für dieselbe von Seiten der Society of Arts überstieg. Eine besondere Actiengesellschaft für den permanenten Krystallpalast ließ sich dann leicht bilden. Es kam hierbei vielleicht am greifbarsten die ungeheure Ueberlegenheit Londons über alle übrigen Großstädte auf Erden zum Vorschein. Es waren für die erste Weltausstellung nicht weniger als 21,000 Halbjahrskarten, also nur für Stadtansässige bestimmt, verkauft worden. Auf der bisher großartigsten der Weltausstellungen in Paris hatte man wenig mehr als 4000 abgesetzt, nämlich im Jahre 1867. An vier Wochentagen betrug das Tageseintrittsgeld einen Schilling, am Freitag

zwei und einen halben Schilling und am Sonnabend, dem vornehmen Tage in ganz England, nicht weniger als fünf Schilling. Am Sonntag waren, wie gesagt, auch die Weltausstellungen, wie alle übrigen in London, stets geschlossen. Und trotzdem wurden in London schon zwei Mal namhafte Ueberschüsse bei den Weltausstellungen erzielt, während in Paris, und noch mehr in Wien, bis jetzt ungeheure Zuschüsse nöthig wurden und auch wieder für die nächste Weltausstellung in Paris ein Zuschuß von vielen Millionen Francs in Aussicht genommen wurde. Auf die Schlußrechnung der Ausstellung in Philadelphia warten wir ja noch. Bis jetzt hat es sich gezeigt, daß London, als Boden für großartige Culturunternehmungen, sich zu Paris etwa verhält, wie Paris zu irgend einer kleinen Provinzialstadt, und allen übrigen Städten gegenüber steht es erst recht so da.

Es ist für die festländischen Regierungen sehr kostspielig geworden, in ihren Hauptstädten die Allüren Londons nachahmen zu wollen.

Der Krystallpalast in Sydenham und sein großartiger Garten haben sich jetzt zu einer Unterhaltungsanstalt ausgebildet, von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß man nur in London selbst nach etwas Aehnlichem suchen darf. Man wandelt in ihm durch die Architektur aller Jahrtausende und aller Jahrhunderte, sowie aller Erdtheile und aller hervorragenden Culturländer. Zugleich vertritt eine stets wachsende Sammlung von Gypsabgüssen auch die Sculptur, und der Malerei geschieht ihr Recht in einer permanenten Ausstellung verkäuflicher Gemälde. Ein permanenter Bazar für alle denkbaren Artikel der Kunstindustrie findet ebenfalls in seinem Innern statt. Für Pflanzen, auch aus fremden Zonen, bildet er ein ungeheures Treibhaus, von welchem ein Viertel, durch Vorhänge abgeschieden, geheizt ist. Große Restaurants, mit abgestuften Preisen, so daß es für jede Gesellschaftsklasse ein besonderes Restaurant giebt, sorgend für

die Erfrischung der Besucher, von welchen manche einen ganzen Tag im Krystallpalaste verbringen, während andere, mit Jahreskarten ausgerüstet, ihn fast täglich besuchen. Zu diesen letzteren gehören viele Erzieher und Erzieherinnen mit den ihnen anvertrauten Kindern. Die bildende Kraft des Krystallpalastes und der ihm verwandten öffentlichen Unternehmungen in London, welche nun schon ein Vierteljahrhundert im Spiele war, ist jetzt der Bevölkerung leicht abzulauschen. Vorzüglich die Kenntniß der Baustile ist durchgedrungen und hat z. B. die Londoner Theater genöthigt, bei geschichtlichen Schauspielen auf historisch treue Decorationen Acht zu haben. Noch intensiver haben vielleicht die Darstellungen in Thon in naturwahrer Größe der vorsündfluthlichen Thiere gewirkt, welche sich auf einer Insel im Park des Krystallpalastes befinden. Das Englische Volk, bis in seine roheſten Schichten hinunter, hatte schon eine Vorstellung von der wandelvollen Entwickelung der Thierwelt bekommen, als Darwin's Ursprung der Gattungen erschien. Außer dem, was der Krystallpalast an naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Darstellung bietet, ist er fast von vornherein auch zu colossalen musikalischen Aufführungen benutzt worden, zu Händel- und Weber-Festen, und zur Einführung deutschen und französischen Chorgesanges in England. Es erwuchs in ihm, und zwar rasch, wirklich ein Tempel aller Musen. Das Kind, welches die erste Weltausstellung hinterließ, sprang als ein Neues, und zwar fast schon als ein Ganzes in die Welt. Nachfolge hat es seitdem in anderen Krystallpaläſten gefunden, die zum Theil noch ihrer Vollendung warten. Die zweite Londoner Weltausstellung in Kensington rief aber das kunstindustrielle Museum daselbst und die Anfänge einer permanenten Weltausstellung ins Leben. Ueberall macht sich auch sonst in den öffentlichen Anstalten für Eintrittsgeld fühlbar, z. B. im Polytechnicum mit seiner Sammlung physikalischer Apparate und seinen physika-

liſchen und aſtronomiſchen Vorleſungen, in der Alberthalle für coloſſale Concertaufführungen, vor dem Eingange zur permanenten Weltausſtellung in Kenſington, daß ſich London des Berufes bewußt iſt, ſich zu einem würdigen Mittelpunkte der geſammten Weltcultur auszubilden. Die Zeiten ſind wohl auf verſchiedene Jahrhunderte hinaus vorüber, wo es hierin ernſthafte Nebenbuhler hatte. Dieſe ſtolze Stellung in der Welt verdankt es vor Allem dem inneren Frieden und der geſicherten Stellung nach außen des britiſchen Reiches, in Verbindung mit einer Lage an breitem, für Seeſchiffe zugänglichem Waſſer, und doch im Innern des Landes, in welcher es ſowohl nach der feſtländiſchen Urheimath zurückblickt, als über alle Oceane des Erdballs hinüberſchaut, welchen es mit einem Kranze von Siedelungen umzirkelt hat, die ſeinen Loſungen und Weiſungen im Culturfortſchritt Gehorſam leiſten.

XXXVIII.

Londoner Gasthöfe, Wirthshäuser, Speisehäuser, Kaffeehäuser und Clubs.

Ich habe schon angeführt, daß der Fremde in London, wenn er irgendwie mit der Sprache und Landessitte Bescheid weiß, im Ganzen viel besser thut, sich dem in ungeheurer Ausdehnung vorhandenen, zum Theil sehr glänzenden und in allen Fällen höchst praktischen möblirt vermietheten Wohnungsgelaß anzuvertrauen, bei welchem stets volle Bedienung eingeschlossen ist, mit Einschluß der Küche, als die Gasthöfe aufzusuchen. Der Unterschied besteht nur in wöchentlicher, statt täglicher, Abmachung und Bezahlung. Für die Gasthofseinrichtung in London läßt sich eine bestimmte Grenze kaum ziehen. Es giebt eigentliche Gasthöfe, welche theilweise schon aus sehr frühen Jahrhunderten herstammen; ich habe in Southwark einen gekannt, welcher schon von Chaucer erwähnt wird, da in ihm die Pilgrimfahrt nach Canterbury beginnt, und welcher erst vor Kurzem eingegangen und abgerissen worden ist. Sowohl in der City, sowie in den älteren Theilen der westlichen Stadthälfte, wimmelt es von ähnlichen Gasthöfen, welche auf Erwähnungen, wenigstens in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hinweisen können. Sie sind sämmtlich schmucklos in der baulichen Ausstattung, aber meist höchst behaglich im Innern. Es wäre sinnloses Bemühen, auf einzelne aufmerksam machen zu wollen. Ebenfalls noch aus dem vorigen Jahrhundert stammen Gasthöfe im Westende, welchen es gelungen ist, den vornehmsten Theil

der einheimischen Reisenden zu gewinnen, und welche sich durch besonders hohe Preise die Exclusivität bewahren, wie Clarendon-Hotel und Milwart's Hotel in Brookstreet.

Neuerdings aber sind auch die Riesengasthöfe in London eingedrungen, wie in England überhaupt. Von den festländischen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie noch großartiger und luxuriöser eingerichtet sind. Ein großer Theil von ihnen ist gleich mit den Endstationen, den Termini der Eisenbahnen verbunden worden, so das ungeheure Midland-Hotel bei Kings Croß, und das Hotel zu Charing Croß am Westend-Terminus der Dover-Eisenbahn. Dieß letztere wird, abwechselnd mit dem großen neuen Langham-Hotel in Regentstreet und dem ähnlichen Victoria-Hotel, am Endpunkte der zweiten Eisenbahn nach Dover, welche über Chatham führt, viel von festländischen Reisenden benutzt. In allen Englischen Hotels ist von der Einnahme von Mahlzeiten in Zimmern, in welchen auch Betten stehen, niemals die Rede. Es widerstrebt der Englischen Vorstellung von Reinlichkeit und Wohlanständigkeit dergestalt, daß es ganz unmöglich ist. Selbst das Frühstück muß schon im vollen Tagesanzuge im allgemeinen Gastzimmer eingenommen werden, oder es muß ein besonderes Sitzzimmer, außer dem Schlafzimmer, dafür gemiethet werden, welches in England stets sehr theuer ist. Außer dem Frühstück, Thee oder Kaffee, stets mit Schüsseln von Fisch oder Fleisch, wird in den Gasthöfen diejenige Form des Mittagsessens eingenommen, welches dem Englischen Familienmittagsessen aller Gesellschaftsklassen in guten Umständen am meisten entspricht, und welche als Diner off the joint bezeichnet wird. Man ißt keine Suppe; dann wird der Braten in vollem Stück (joint) aufgetragen und es folgt eine oder mehrere der der Englischen Küche eigenthümlichen Pasteten und Puddings. Den Schluß bildet Käse und Sellerieſtaude. Dies ist aber nur die einfachste Form eines solchen Diners.

Gewöhnlich geht dem Braten ſtatt der Suppe Seefiſch voraus oder auch eine der der Engliſchen Küche eigenthümlichen fetten und ſtark gewürzten Suppen, welche fertig in den Conditorgeſchäften nach dem Pfunde zu kaufen ſind und nur geſchmolzen zu werden brauchen. In dieſen Suppen und in den Seefiſchen ſucht die Engliſche Küche ihre Hauptfeinheiten. Gemüſe werden durchaus nur mit Waſſer gekocht und als Zuthat zum Braten aufgetragen. So anſpruchslos wie ihre Kochweiſe iſt, ſo wähleriſch iſt man in Betreff ihrer Zucht. Es giebt z. B. nicht weniger als ſechzig Arten von Kohl und eben ſo viel Erbſenarten. In die Paſteten werden Früchte hineingethan, Aepfel, Pflaumen, Johannisbeeren und Himbeeren, oder auch Fleiſch, wie Beefſteaks und Hammelnieren, oder Kalbfleiſch mit Schinken. Alles Fleiſch, an ſich ſchon vorzüglich, wird durch die Paſtetendecke oder den Puddingteig beſonders zart erhalten. Zu jedem Mittageſſen wird zuerſt Bier — Ale oder Porter — im Kruge gebracht, ſeltener Flaſchenbier getrunken, dann Sherry (Xeres mit Cognac verſchnitten) und am Schluſſe Portwein. Nur die höheren Stände trinken auch Bordeauxwein (Claret), Rheinwein (Hock) und Moſelwein (moselle) und greifen auch wohl zu Schaumweinen.

Außer den eigentlichen Gaſthöfen hält aber auch beinahe die Hälfte aller Wirthshäuſer (taverns und public houses) deren Zahl ganz ungeheuer iſt, Betten für Fremde. Auch in dieſen Wirthshäuſern giebt es Diners, nicht wie in den eigentlichen Gaſthöfen (inns) um fünf Uhr, ſondern ſchon um ein Uhr, weil hier eben hauptſächlich die gewerbtreibenden Klaſſen verkehren. Dieſe Wirthshaus-Diners ſehen denen in den Gaſthöfen ganz ähnlich, ſie ſind nur etwas einfacher und es wird zu ihnen nur Bier und kein Wein getrunken. Ihr geringer Preis — ein Schilling bis anderthalb Schilling — bei häufig ganz ausgezeichneter Leiſtung iſt auffällig und macht den Lebens-

Unterhalt in London für anſpruchsloſe Leute im Verein mit der Billigkeit der Wohnung vielleicht zum billigſten in allen größeren Städten Europa's. Dieſe Wirthshaus-Mittagseſſen, welche ſtets in Geſellſchaft unter Vorſitz des Wirthes eingenommen werden, ſind den feſtländiſchen table d'hôtes noch am meiſten ähnlich und führen den Namen ordinary, d. h. gewöhnliches Mittagsbrod.

Nur diejenigen Wirthshäuſer, welche ausdrücklich als ſolche conceſſionirt (licensed) ſind und dadurch für Gepäck verantwortlich gemacht, ſind ein ſicherer Aufenthalt für Reiſende. Es haben aber auch andere Bierhäuſer, und vorzüglich die Kaffeehäuſer, Betten zur Verfügung. Nur benutzt von ſolchen, welche kein koſtſpieliges Gepäck darin bei Ausgängen zurückzulaſſen haben.

Die Kaffeehäuſer vorzüglich, welche jetzt mit den Kaffeehäuſern des Feſtlandes auch nicht einen Zug gemeinſam haben, werden ausgedehnt von dem vagirenden Theil der Bevölkerung Englands als Gaſthöfe benutzt. In ihnen giebt es nur Kaffee, Thee und Cacao zu trinken; nur Eier, Rindfleiſchſchnitte (beefsteaks), Hammelrippchen (chops) und geröſteten Speck zu eſſen, den Kaffee aber, eine Brühe, die den ganzen Tag auf dem Feuer brodelt, vermag kein Menſch von jenſeit des Canals zu trinken. Dabei trinkt man in den wohlhabenderen Familien ganz guten Kaffee. Aber die Maſſe des Engliſchen Volks ſcheint entſchieden nicht zu wiſſen, daß was man allenfalls dem Thee, dem hauptſächlichen warmen Getränke, bieten kann, man dem Kaffee nicht bieten darf.

Noch ſind auch dieſe Kaffeehäuſer, eben ſo wie der größte Theil der Wirthshäuſer, zu den Gelegenheiten zu zählen, wo ein Nachtlager gefunden werden kann. Sie werden aber durchaus nur von Fremden benutzt, welche kein redenswerthes Gepäck mit ſich führen, denn da der Wirth für die Sicherheit deſſelben nicht verantwortlich iſt, iſt daſſelbe durchaus unſicher. In den Kaffeehäuſern iſt Alles beſonders billig. Für ein Schlaf-

zimmer werden selten mehr als anderthalb Mark, für eine Tasse Kaffee oder Thee gewöhnlich nur funfzehn, höchstens zwanzig Pfennige verlangt. Ebenso billig ist hier das geröstete und mit Butter getränkte Frühstücksgebäck, Muffins und Crumpets genannt.

Zwei Arten von Geschäften für die Ernährung außerhalb der Familien gehören den neueren Zeiten an. Dies sind die öffentlichen Speisezimmer (dining rooms) und die Frühstücksläden nach Amerikanischem Muster. In den Dining-Rooms wird nach der Karte gegessen, und auch sie sind im Verhältniß zu ihren Leistungen ganz auffallend billig. Für ungefähr eine Mark wird in ihnen Mittagsessen aufgetragen, bestehend aus Braten und Pastete oder Pudding. Sie sind, verglichen mit den Speisehäusern niederer Klasse, vorzüglich in Wien und Berlin, unbedingt reinlich. In den Frühstücksläden werden im Ganzen höhere Ansprüche gemacht und höhere Preise gefordert.

Es bleibt noch übrig, der Kochläden und der Pastetenbäcker zu erwähnen, welche ausschließlich in den arbeitenden Klassen ihre Kundschaft haben. In den Kochläden wird leicht gesalzenes und gekochtes Rindfleisch, welches nicht durch Auskochen der Brühe saftlos gemacht ist, pfundweise verkauft, ein ganz ausgezeichneter Nahrungsstoff. Daneben wird auch Vorkost gekocht und eine Anzahl von altherkömmlichen Volksleckerbissen, wie Schafs- und Schweinefüße, Gekröse und Kalbskopf in Form falscher Schildkrötensuppe, Mock-Turtle, welche zwar fertig gekocht gekauft, aber nur in der eigenen Wohnung verzehrt werden. Die Leistungen der großen Zahl von Volks-Pastetenbäckern (pie-chops) habe ich zu untersuchen mich nie überwinden können.

In den Wirthshäusern bildet Englisches Bier das Hauptgetränk, Ale, wie Porter. Das Porterbier ist London und der benachbarten Grafschaft Kent eigenthümlich und erst seit dem Aufstand der Niederlande gegen Spanien aus Flandern

nach England gekommen. In den Flandrischen Städten ward es von den brauberechtigten Städten frei herumgebraut, wie dies früher auch in unseren Deutschen Städten der Fall war und hieß Bürgerbier, oder, da Flamändisch ein Bürger Porter heißt, nämlich Einwohner innerhalb der Thore, Porterbier. Bis heute nennt das Englische Volk im Innern des Landes den Porter, der nur in den Städten London und Canterbury, und in Irland in Dublin gebraut wird, London-Porter. Das Ale ist das alte National-Getränk aller nordischen Germanen und führt bei den Schweden und Norwegern fast denselben Namen (Oel), wie bei den Engländern.

In allen besseren Wirthshäusern findet außer dem ungeheuren Bier- und Branntwein-Verkauf über dem Ladentisch hinweg, der stets ein höchst dramatisches und sehr häufig abschreckendes Schauspiel bietet, der Ausschank und die Aufwartung in zwei Räumlichkeiten statt, welche in Betreff des Publikums, das sie zu besuchen pflegt, streng von einander geschieden sind, und in welchen auch besondere Preise gefordert werden. Die Engländer unterscheiden im Wirthshaus das Sprechzimmer (parlour) für die besser situirten Klassen streng von dem Zapfzimmer (tab-room) für Arbeiter in der Werkstatts-Tracht. Bei der Concessionirung der Wirthshäuser, bei welcher übrigens auch auf die Wohlthat der Habeas-corpus-Acte Verzicht geleistet werden muß, so daß die Polizei Verhaftungen vornehmen kann, ohne das Hausrecht zu brechen, wird die Bedingung gestellt, daß der Wirth den Gästen im Zapfzimmer, wenn sie nur dort Bier trinken, Teller, Messer und Gabel zur Verfügung stellen muß, auch wenn sie keine Speisen von ihm nehmen, sondern dieselben schon mitbringen. Hiervon wird vom Volke sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht. Von dem Sprechzimmer, welches stets eleganter ausgestattet ist, in London zuweilen sehr elegant, ist in vielen Fällen ein sogenanntes Kaffee-

zimmer abgezweigt, welches bedeutet, daß hier auch Frauenbesuch angenehm und erwartet ist. In allen Wirthshäusern sind zu allen Tageszeiten die eigentlichen Wirthshausspeisen zu haben, nämlich Beefsteaks, Hammelrippchen oder Mutton-Chops, geröstete Hammelnieren und geschmolzene Käseschnitte auf Brod, Welscher Leckerbissen (welsh rarebit) genannt.

An diese bunte Musterkarte der Londoner Speisehäuser, Kaffeehäuser und Wirthshäuser schließt sich nun eine ganze Reihe von Prachtexemplaren der eigentlichen National-Institution auf diesem Gebiete, der geschlossenen Clubs. Sie sind innerlich wie äußerlich eine wahre Blüthe großstädtischer Cultur. Alle Nachahmungen auf dem Festlande, die Cercles von Paris, die Museen und Athenäen in Französischen und Deutschen Provinzialstädten, die Casini von Italien und ihre Ableger in Wien und Berlin, vermögen mit den Englischen Originalen und der Bedeutung derselben im socialen Leben des Landes auch entfernt den Vergleich nicht auszuhalten. Vorzüglich London ist jetzt ohne Clubs eben so wenig denkbar, wie etwa ohne Parlamentshäuser, ohne Thron, oder auch ohne Börsen und Docks. Die Clubhäuser, mit höchster architektonischer Pracht aufgeführt, drängen sich sämmtlich in derselben Stadtgegend, bei nur weniger verstreuten und entfernter gelegenen Exemplaren. Sie müssen dies. Es ist nothwendig für leichteren Verkehr zwischen Clubhaus und Clubhaus. Es ist das Stadtviertel nahe den Ministerien und Parlamentshäusern, dem königlichen Schlosse, den westlichen Parks und dem älteren Theile des Westendes, und die berühmte Straße Pall-Mall, die älteste, welche in Europa mit Gas erleuchtet war, bildet seine Hauptader. Innerhalb der Clubhäuser darf Niemand schlafen, und doch kann man sagen, daß sie für denjenigen Theil der Männer aus den vornehmen Ständen, welche sonst in London keine Haushaltung haben, die eigentliche Wohnung bilden. Alle Mahlzeiten von Morgens früh bis tief in die

Nacht hinein werden dort eingenommen, und zwar meiſt in ausgezeichneter Qualität bei verhältnißmäßig geringen Preiſen. Die Weine im Keller des Clubhauſes, vom Ausſchuß ſelbſt beſorgt, ſind rigorös echt; die Auswahl von Zeitungen, der beſonderen Tendenz des Clubs entſprechend, iſt großartig. Es ſind darin Bibliotheken, welche langſam, aber unabläſſig wachſen, vorhanden: Zimmer mit Schreibmaterial aller Art nebſt Poſtmarken, welche der Club ohne Beſchränkung aus den Beiträgen liefert, Billardzimmer und worauf dergleichen es noch ankommt. Viele Clubs bleiben während der ganzen Nacht offen und haben ein zweimal wechſelndes, tägliches Dienſtperſonal. Daß ſie Sonntags nicht zu ſchließen nöthig haben, wie ſämmtliche Wirthshäuſer während der Kirchzeit, iſt wohl ein Hauptlockmittel zum Beitritt, neben der Einführung in gute Geſellſchaft, für welche derſelbe ſorgt. Die Beiträge reichen von vier Pfund jährlich, bis zu vier und zwanzig Pfund hinauf, und werden vom Londoner Publikum ſo wenig als verſchleudertes Geld betrachtet, daß die Zahl der zum Eintritt angemeldeten Mitglieder, welche damit warten müſſen, weil die ſtets ſtatutenmäßig begrenzte Zahl ſchon voll iſt, ſich bei den meiſten derſelben beſtändig auf Hunderte, ja auf Tauſende beläuft. Die Londoner Clubs ſind ein reich geſchmückter Stirnziegel auf dem ariſtokratiſchen Geſellſchaftsbau des ganzen Landes, welcher keineswegs auf beſonderen Vorzügen irgend eines blauen Blutes beruht.

XXXIX.

Theater, Concerte und andere Abendunterhaltungen in London.

Bei allen Abendunterhaltungen Londons iſt, wie in allen übrigen Städten der Engliſch redenden Länder, daran zu denken, daß ihnen um Mitternacht, am Sonntag ſogar ſchon um elf Uhr Nachts, eine unüberſteigliche zeitliche Grenze gezogen iſt. Alle Engliſch redenden Völker trauen ſich im Punkte ungebührlicher Ausdehnung der Abendunterhaltungen auch anderer Art, bis in ſpätere Nachtſtunden hinein, *ſelber* nicht. Sie wiſſen eben, daß wenn ſie es ſich nicht geſetzlich unmöglich machen, über die Stränge zu ſchlagen, dies ganz gewiß von ihnen geſchieht. Nur in die Clubhäuſer, als, im geſetzlichen Sinne, Privathäuſer vermag das Geſetz nicht einzudringen, und eine ganze Anzahl von ihnen iſt denn auch die ganze Nacht hindurch, und bis es wieder hell wird, offen und gewöhnlich auch gefüllt. Es hat dieſe Freiheit der Clubs nicht wenig dazu beigetragen, ſie im Engliſchen Leben immer tiefere Wurzeln ſchlagen zu laſſen, denn bei Allem, was um ſeiner möglichen Schädlichkeit willen verboten wird, wird immer auch gleichzeitig mögliche Nützlichkeit verboten. Gerade bei den vornehmſten unter den Londoner Clubs, den politiſchen, unter welchen die Clubs der beiden großen parlamentariſchen Parteien, der Conſervativen und Liberalen, reſpective der ältere und jüngere Carlton-Club und der Reform-Club an der Spitze ſtehen, kommt es, während der Parlamentsſitzung, recht deutlich zum Ausdruck, daß wenn die Clubs um Mitternacht ſchließen müßten, wie alle öffentlichen

Wirthshäuser, eine sehr wesentliche Gelegenheit für die politische Parteiverständigung ganz abgeschnitten wäre. Mitternacht ist der früheste der Termine, an welchen die Parlamentssitzungen zu schließen pflegen, welche ja sämmtlich Abendsitzungen sind. Dies müssen sie sein, da während der ersten Hälfte des Tages die Zeit der meisten Parlamentsmitglieder durch die Sitzungen der einzelnen Ausschüsse mit Beschlag belegt wird und die im Wesentlichen doch vorbereitende Arbeit der Ausschüsse, welche übrigens gleich den Sitzungen der Häuser als Regel öffentlich sind, ja auch weit mehr in die erste Hälfte des Tages hineingehören, als die Plenarsitzungen, welche doch gewöhnlich auf fertig vorbereitete Schauspiele mit genauer Vertheilung der Rolle hinauslaufen.

Sonst, wie gesagt, ist um Mitternacht in London alles öffentliche Leben zu Ende, und hat man in den Theatern bei der Aufführung sich verspätet, so muß der Vorhang doch herunter, sobald es Zwölf schlägt. Indes wird es hiermit nicht gar zu streng genommen, außer am Sonnabend-Abend und am Sonntag-Abend um elf Uhr; ebenso wie auch die Wirthshäuser, außer an diesen beiden Tagen, eine halbe Stunde über Mitternacht hinaus offen halten dürfen.

Der gleichzeitige Schluß der Theater und der Wirthshäuser hat nun zur Folge gehabt, daß sich in London keine solche Gewohnheit ausbilden konnte, wie in Berlin, nach dem Theater noch an einem öffentlichen Orte zu Abend zu essen. Nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Austernläden mit einem kleinen Hinterzimmer machen hiervon eine Ausnahme. Diese aber sind keine concessionirten Wirthshäuser, hierin den Kaffeehäusern ähnlich, und dürfen, ähnlich diesen, kein geistiges Getränk verschänken. Vor Mitternacht helfen sich diese beiden Arten nicht concessionirter Wirthschaften dadurch, daß sie sich bestelltes Getränk im Voraus bezahlen und dasselbe angeblich

aus einem Wirthshause holen lassen. Die dem Englischen Volke eigenthümliche Hypokrisie, welche in ähnlicher Form den übrigen Völkern Europas ganz unbekannt ist, findet auch hierin einen Ausdruck. Von einem Besuch der Kaffeehäuser nach dem Theater kann in London nicht die Rede sein, denn solche Leute, welche genug Mittel haben, um in London die Theater besuchen zu können, gehen überhaupt niemals in ein Londoner Kaffeehaus, indem sie es als zu tiefstehend für sich betrachten. Nach dem Eintritt der Polizeistunde ist es übrigens auch mit jenem hypokritischen Ausschank geistiger Getränke in den Austernläden und Kaffeehäusern vorüber, und eine Mahlzeit ohne geistiges Getränk, vorzüglich ohne Bier, kann in London, wie in ganz England, nur bei Teatotallers vorkommen, welche für diesen Zweck ihre eigenen Gasthöfe und Wirthshäuser haben, und innerhalb des Englischen Volkslebens ein ziemlich abgeschlossenes Gemeinwesen, man kann beinahe sagen, eine abgesonderte Religionsgesellschaft bilden. Fast dieselben Klassen der Bevölkerung, welche in England, und noch mehr in Amerika, dem geistigen Getränke den Krieg erklärt haben und denen hier keineswegs eine bedeutende Zukunft abgesprochen werden soll, haben nun auch stets, seit Cromwell's Zeit, dem Theater feindlich gegenübergestanden und betrachten es, bis heute, als unanständig, dasselbe zu besuchen, gleichviel ob Ballet, Oper oder Schauspiel aufgeführt werden. Ihre Abneigung fußt darauf, nicht etwa blos, daß auf der Bühne dem sinnlichen Reize gehuldigt werde, sondern daß die Heiligkeit der Person und des Charakters durch deren mimische Darstellung prostituirt werde. Mit einer solchen Auffassung läßt sich nicht richten; höchstens kann man sich nachdenklich fragen, wie sie gerade in demjenigen Lande hat entstehen können, welches Shakespeare erzeugt hat, in welchem, neben Italien, die älteste Entwickelung des modernen Theaters stattfand, welches sich bis heute in der literarischen Darstellung

der Perſonen und Charaktere am meiſten auszeichnet und in welchem es die größten Schauſpieler gegeben hat? Faſt ſcheint es uns hierdurch verſtändlich gemacht werden zu ſollen, weshalb die Aſceſe des Urchriſtenthums ſich zuerſt am ſtärkſten unter den alten Hellenen auszubreiten vermochte.

Es iſt jetzt ſehr ſchwer geworden, die Zahl der Londoner Theater in Thätigkeit zu beſtimmen, denn unaufhörlich kommt es vor, daß entweder hier ein älteres eingeht, oder dort ein neueres entſteht. Noch unterliegen ſie ſämmtlich der Conceſſionirung durch die beſondere Behörde des Lord Chamberlain, oder Ober-Kammerherrn, welcher auch darüber zu wachen hat, daß nichts ſittlich Anſtößiges oder Politiſches zur Aufführung gelange. Beides iſt übrigens bei der gegenwärtigen Stimmung des Engliſchen Volkes kaum möglich, und dürfte ſich geſchäftlich für ein Theater ſchlecht empfehlen.

In Betreff der Oper kann man jetzt ſagen, daß eine große Italieniſche Oper, in ihren Hauptkräften, London und Paris gemeinſam iſt, hierzu in London aber häufig noch eine zweite tritt, deſſelben künſtleriſchen Ranges. Dieſe beiden Opern beſetzen dann das Coventgarden-Theater und das ſogenannte Theater Ihrer Majeſtät, im Haymarket. Die Eintrittspreiſe ſind in London noch etwas höher, als in Paris, ungefähr in demjenigen Verhältniß, in welchem der Schilling zum Franc ſteht. Die Engliſche Sitte iſt, daß die vornehmeren Theater, und vorzugsweiſe die Opernhäuſer, von Herren wie von Damen nur in voller Abendtoilette beſucht werden, und wird hierauf in London ſogar amtlich gehalten, wie einſt in den Theatern des alten Rom. Noch ein drittes großes Theater, das älteſte unter den beſtehenden und eins der größten in der Welt, das Theater in Drurylane, iſt zuweilen durch eine Oper mit billigeren Eintrittspreiſen beſetzt, und hier wird auch in Engliſcher Sprache geſungen. Im Uebrigen gliedern ſich die Londoner

Theater ähnlich wie die Pariſer. Shakeſpeare's Stücke werden in einem der Theater erſten Ranges, dem Princeß-Theater, in Oxford-Street, mit großen Anſtrengungen für Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit in Trachten und Decorationen dargeſtellt, und ebenſo Stücke, welche, wie Lord Byron's Sardanapal u. ſ. w., archäologiſches Studium zu dieſem Zwecke erfordern. Aegypten, Aſſyrien wie Indien ziehen über dieſe Bühne, welche damit dem Londoner Publikum nur bietet, worüber daſſelbe mit Genauigkeit zu urtheilen durch eine ſo große Anzahl öffentlicher Anſtalten in London ſeit geraumer Zeit befähigt worden iſt. Aber auch eine ganze Anzahl von Theatern zweiten und dritten Ranges, wie das Theater in Sadlers-Wells und das Standard-Theater bemühen ſich, die Erinnerung an Shakeſpeare beim Engliſchen Volke nicht ſterben zu laſſen. Und leicht, überzeugt man ſich gerade in dieſen Theatern davon, daß der große Engliſche Dramatiker wirklich für ſein Volk, und nicht etwa für das Deutſche, wie es in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts zu behaupten bei uns Mode war, geſchrieben hat, daß er für alle Geſellſchaftsklaſſen deſſelben und daß er für alle Zeiten geſchrieben hat. Hamlet, Macbeth, König Lear ſind auch dem nicht gebildeten Engländer ſo geläufig, wie etwa Wallenſtein's Lager, die Jungfrau von Orleans oder Wilhelm Tell dem nicht höher gebildeten Deutſchen. Die Darſtellung weicht in vielen Dingen von der unſrigen ab; Alles iſt handgreiflicher, Alles iſt ſichtbarer gemacht, und, ähnlich wie auch in Frankreich, wenden ſich die Schauſpieler niemals von der Bühne dem Publikum zu, ſondern nur einer zum andern, wie es die Handlung erfordert, und Hamlet blickt ſelbſt bei ſeinen Monologen nach der Seite. In den Londoner Theatern iſt das Publikum mit dem Beifall weit karger, als in den feſtländiſchen, und ſind hiervon nur die Darſtellungen der Italieniſchen Opern ausgenommen. Bei dieſen wird klar, wer denn der eigentliche Herr

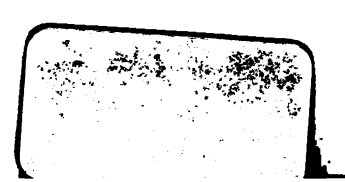
in England ist; es ist, bis jetzt, die — Presse. Fast ist es komisch zu sehen, wie sich das Londoner Publikum, welches sich bei der Darstellung Englischer Stücke sein Recht zu urtheilen schon selbst wahrt, in Betreff der Italienischen Opern-Aufführungen so gänzlich der Führung der Presse, vorzüglich der Times, unterwirft. Hat ein bekannter Berichterstatter, wie Herr Oxenford von der Times, eine Sängerin wegen einer bestimmten Note herausgestrichen, so bricht der Beifall bei dieser bestimmten Note immer wieder los, und zwar mit stets wachsender Macht, sobald die Oper zur Aufführung kommt. Er ist, mit einem Worte, Mode geworden.

Reine Instrumental-Concerte finden nur zuweilen im Theater Drurylane und in einzelnen Sälen des Westendes statt, welche allein von den höheren Gesellschaftsklassen besucht werden. Nur langsam hat sich der Geschmack an denselben in dem, im Ganzen unmusikalischen, Inselande ausgebreitet. Viel haben hierzu riesenhafte Concerte (Monstre-Concerte) beigetragen, mit welchen der Krystallpalast in Sydenham den Anfang machte, zuerst durch ein Händelfest, dem dann ähnliche Feste, bestimmten Componisten geweiht, gefolgt sind. Jetzt sind dieselben zu einer regelmäßigen National-Institution geworden, und ist in der kreisrunden Alberthalle von der permanenten Welt-Industrieausstellung in Kensington ein besonderer Tempel für sie geschaffen worden. Diese Halle, mit der solidesten Pracht ausgestattet, gleicht in der Form einem antiken Amphitheater, nur mit dem Unterschiede, daß sie mit einem Dache von gewaltiger Spannweite bedeckt ist. Sie gehört zu denjenigen Culturschöpfungen in London, in welchen eine Andeutung enthalten zu sein scheint, daß die Cultur der Gegenwart ungefähr da wieder angekommen ist, wo diejenige des Alterthums, unter Titus, ihren Gipfelpunkt erreichte und die Laufbahn abwärts begann. Hoffen wir, daß das Beispiel des Alterthums hierin für uns keine Gültigkeit hat.

Viel verbreiteter sind in London, weil dem National-Geschmacke mehr angemessen, die Vocal-Concerte. Es giebt jetzt eine große Zahl von sogenannten Musikhallen, welche allabendlich für Eintrittsgeld geöffnet stehen und in welchen Sänger wie Sängerinnen vor einem Publikum singen, welches sich gleichzeitig bewirthen läßt. Nur eine einzige dieser Musikhallen, Evans, auf dem Coventgarden-Markt, hält dabei auch am alten Englischen Chorgesang fest, unter welchem die meist vierzehnstimmigen Glees — Fröhlichkeitslieder — für den Ausländer wohl das Interessanteste sind. Sie werden durch ein Chor von Knabenstimmen ausgeführt. In den übrigen Musikhallen treten ausschließlich komische Sänger auf, zuweilen auch im Costüm, oder junge Solo-Sängerinnen, von besonders gewinnendem Aeußern, welche stets in anständiger Toilette und vom Notenblatt singen. Ihre Leistungen sind musikalisch gewöhnlich noch weniger werth, als die ähnlichen auf dem Festlande, aber in charakteristischer Komik und mimischer Geschicklichkeit übertreffen die Londoner Volkssänger alle übrigen. Aehnlich wie diejenige der Wiener Volkssänger kommt ihre Zunft schon aus vergangenen Jahrhunderten her und steifte sich zu aller Zeit darauf, nicht blos die Texte, sondern auch die Compositionen der Lieder selbst zu erfinden, welche von ihnen vorgetragen wurden. Aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben die Namen der Londoner Volkssänger, Carey und Dibdin, sich bis in unsere Tage erhalten, so wie ein Theil ihrer Dichtungen und Compositionen. Es war Carey, welcher den Englischen National-Hymnus: God save great George, our king dichtete und die erhabene Melodie dazu componirte, und Händel hat zu derselben nichts weiter hinzugefügt, als, auf Befehl des Königs selbst, den vierstimmigen, jetzt gebräuchlichen Satz. Dibdin aber ist der Urheber, — Dichter und Componist, — einer ganzen Anzahl von Liedern, welche schon zu seiner Zeit ins Deutsche

übersetzt wurden und jetzt bei uns theilweise für Volkslieder gelten, die in Deutschland selbst entstanden seien. Dahin gehört z. B.: Von allen Mädchen so blink und so blank u. s. w., und ähnliche andere. Zu diesen Volkssängern gehörte eigentlich auch, in Schottland, der unsterbliche Robert Burns, und ebenso kann man den Irländer Thomas Moore, wenn auch einer höheren Gesellschaftsschicht angehörig, als einen ihrer Verwandten betrachten. Dieser hat sich ja denn auch seine Stelle in den festländischen wie in den Englischen Musikhallen zu bewahren gewußt.

Jetzt überwiegt bei den Londoner Volkssängern gänzlich die scurrile Seite. Man kann dies Eigenschaftswort hier fast etymologisch verstehen, denn sie sind wirklich so ziemlich, was die Scurrae im alten Rom waren. Ist es uns in einer Fabel des Phädrus aufbewahrt geblieben, daß einer derselben wie ein Ferkel zu grunzen vermochte, so habe ich in London es mit anzuhören gehabt, wie zwei Volkssänger, die dabei ihre Sache nicht ohne Geschmack durchführten, einer dem Kater nachahmte, der die Kastanien aus der Asche zu nehmen hatte, und der andere dem Affen, der des Katers Pfote hierzu mißbrauchte. Sorgfältig hatte der eine zu diesem Zwecke das Wehegeschrei der Kater studirt und der andere, im zoologischem Garten, das boshafte Triumphgeschrei der Affen.

Ich bin hiermit wieder an einen der Auswüchse gelangt, welche das Leben Londons von demjenigen aller anderen Millionenstädte so seltsam, und man kann wohl sagen, abschreckend unterscheiden, die aber nur darauf zu schieben sind, daß die Stadt ebenso ungeheuer groß, daß ihr Hauptgesetz die Freiheit, und daß daher auch in ihr, selbst was gegen die Regel verstößt, den Winkel zu finden vermag, in welchem es, gleich Ungeziefer, sein Dasein fristet. In solch einen Winkel Londons befindet sich ein Wirthshaus mit einer dramatisch-musikalischen Abendunterhaltung, wovon in der ganzen Welt kein zweites Beispiel vorkommt

und auch gar nicht vorkommen kann. Dies Wirthshaus heißt Coalhole, das Kohlenloch. Allabendlich werden in demselben, seit vielen, vielen Jahren, Richter und Geschworene (Judge und Jury) persiflirt, und dabei der Sittlichkeit das Aergste geboten, was ihr wohl überhaupt in der Welt geboten wird. Und dies im sittlichen, und soweit nicht wirklich sittlichem, doch hypokritischen England. Die Geschworenen sind das Publikum, und der Richter, der sich hier Baron Nicolson nennt, ist ein dicker, alter Schlemmer, welcher in mächtiger Lockenperrücke und im schwarzen Richtertalar der Versammlung präsidirt. Vor ihm auf der Advokatenbank sitzen drei oder vier heruntergekommene literarische Genies, welche, gleichfalls in Advokatenperrücken und Advokatentalaren (Gowns) ihre Rolle spielen. Es wird ein Ehebruchproceß unter Nachahmung der Englischen Proceßform verhandelt. Die gegeneinander plaidirenden Advokaten rufen nach einander Zeugen auf, welche auf dem Zeugenplatz (dock) einer nach dem andern in den nöthigen Verkleidungen erscheinen, darunter viele Männer, die als Weiber verkleidet sind. Alle Zeugen haben ein Ding zu küssen, welches von fern aussieht wie eine Bibel, und die Finger zum Schwure zu erheben, während der Richter unverständliches Zeug murmelt. Die Zeugen sind heruntergekommene und im Uebrigen brodlose Schauspieler. Es ist ein fastiges Kreuzverhör, welchem sie von dem Advokaten oder Mockadvokaten, wie man hier sagen muß, unterworfen werden! Von irgend welcher Schamhaftigkeitsschranke ist hier nicht mehr die Rede. Endlich hält der Richter seine Schlußrede, stellt seine Frage an die Geschworenen, von welchen einer antwortet und fällt das Urtheil. Musik fällt ein und hinter ihm geht ein Vorhang in die Höhe und eine grell beleuchtete kleine Bühne wird sichtbar, auf welcher Mädchen in fleischfarbenem Tricot eine Gruppe bilden. Aber ich lasse den Vorhang nun fallen, denn es ist genug.